



John Grisham

Die Akte

**scanned by ab
corrected by Keule**

Zwei mysteriöse Mordfälle im Umfeld höchster politischer Kreise der USA. Ein Skandal in der Dimension von Watergate bahnt sich an... Die junge Jurastudentin Darby Shaw findet Zusammenhänge, an die niemand zu denken wagt, und legt eine Akte an. Eine tödliche Dokumentation: denn nicht nur Darby muss um ihr Leben fürchten, sondern alle, die die Akte kennen...

Titel der Originalausgabe: »The Pelican Brief«
Aus dem Amerikanischen von Christel Wiemken
Buchgemeinschaft Donauland
Umschlagfoto: Pictor Uniphoto

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

In einer Oktobernacht werden zwei Richter am Obersten Bundesgericht der Vereinigten Staaten ermordet: Abe Rosenberg mit einundneunzig fast schon eine liberale Legende, und Glenn Jensen, das jüngste und umstrittenste Mitglied des Gerichts. Hinweise besagen, dass es sich in beiden Fällen um denselben Täter handelt - einen professionellen Killer. Aber es gibt kein gemeinsames Motiv. FBI und CIA sind ratlos.

Doch dann hat Darby Shaw, Jurastudentin an der Tulane University in New Orleans, eine einleuchtende Idee. Tagelang arbeitet sie an den Computern der Juristischen Bibliothek und stößt dabei auf einen Zusammenhang zwischen den beiden Mordfällen - einen Zusammenhang, der den Mordverdacht auf eine bestimmte Person lenkt. Sie fasst ihre Ergebnisse in einer Akte zusammen: ein gefährliches Schriftstück, wenn es in die falschen Hände gerät. Denn offenbar hat der Verdächtige einflussreiche Freunde in Washington, D.C. - genauer gesagt: im Weißen Haus.

Nur durch Zufall entgeht Darby einem Bombenanschlag. Ihr Freund kommt dabei ums Leben: er hat die Akte gelesen. Darby begreift, dass irgendwer entschlossen ist, auch sie umzubringen. Allein und verängstigt verschwindet sie in den anonymen Schatten des French Quarter von New Orleans; sie weiß, dass es ums Überleben geht. Ein Bericht über den Richtermord bringt sie in Verbindung mit dem Reporter Gray Grantham von der *Washington Post*. Und es dauert nicht lange, bis Gray erkennt: Hinter den Machenschaften der Verfolger lauert ein politischer Skandal auf höchster Regierungsebene - der brisanteste Skandal seit Watergate.

Autor

John Grisham, 1955 in Jonesboro, Arkansas, geboren, studierte Jura und hatte zehn Jahre lang eine eigene Anwaltskanzlei. Er war spezialisiert auf Strafverteidigung und erhielt dadurch auch den Anstoß für seine Romane. Grisham lebt mit seiner Familie in Oxford, Mississippi, und wurde 1983 als Abgeordneter in das Parlament seines Bundesstaates gewählt. Seit *DIE JURY*, spätestens aber seit seinen Supersellern *DIE FIRMA* und dem hier vorliegenden *DIE AKTE*, gilt John Grisham als der wichtigste Newcomer der letzten Jahre. Grisham erlebte, was nur ganz wenigen Autoren vergönnt ist: Mehrere Wochen lang führte er mit diesen drei Titeln gleichzeitig die Hardcover- und die Taschenbuch-Bestsellerlisten an.

Für meine ersten Leser:

Renée, meine Frau und inoffizielle Lektorin; meine Schwestern Beth Bryant und Wendy Grisham; meine Schwiegermutter Lib Jones und meinen Freund und Mitverschworenen Bill Ballard

EINS

Kaum zu glauben, dass er noch imstande war, ein solches Chaos auszulösen. Aber vieles von dem, was er da unten sah, ging auf sein Konto. Und das war erfreulich. Er war einundneunzig, halb gelähmt, an einen Rollstuhl gefesselt und auf Sauerstoffzufuhr angewiesen. Sein zweiter Schlaganfall vor sieben Jahren hatte ihm beinahe den Rest gegeben. Dennoch war Richter Abraham Rosenberg nach wie vor am Leben, und selbst mit Schläuchen in der Nase führte er im Obersten Bundesgericht immer noch ein gewichtigeres Wort als seine acht Kollegen. Er war die einzige Legende, die dem Gericht geblieben war; und allein der Umstand, dass er immer noch atmete, brachte den größten Teil des Mobs da unten auf der Straße in Aufruhr.

Er saß in seinem Rollstuhl in seinem Büro im Gebäude des Gerichts. Seine Füße berührten die Fensterkante, und er beugte sich vor, als der Lärm answoll. Er hasste Polizisten, aber zu sehen, wie sie in dichten, ordentlichen Reihen dastanden, war doch ein wenig beruhigend. Sie standen unerschütterlich da, während der Mob, mindestens fünfzigtausend Menschen, nach Blut schrie.

»So viele waren es noch nie!« krächzte Rosenberg, ohne sich umzusehen. Er war fast taub. Jason Kline, sein ältester Mitarbeiter, stand hinter ihm. Der erste Montag im Oktober, der Eröffnungstag der neuen Sitzungsperiode, war zu einer traditionellen Feier des Ersten Verfassungszusatzes ausgeartet - einer grandiosen Feier. Rosenberg war begeistert. Für ihn war Redefreiheit gleichbedeutend mit Freiheit zu Demonstration und Aufruhr.

»Sind die Indianer dabei?« fragte er laut.

Jason Kline beugte sich zu seinem rechten Ohr. »Ja!«

»In voller Kriegsbemalung?«

»Ja! Mit allem, was dazugehört.«

»Tanzen sie?«

»Ja!«

Die Indianer, die Schwarzen, Weißen, Braunen, Frauen, Schwulen, Naturschützer, Christen, Abtreibungsaktivisten, Arier, Nazis, Atheisten, Jäger, Tierfreunde, weiße Suprematisten, schwarze Suprematisten, Steuerverweigerer, Farmer - es war ein gewaltiges Meer des Protestes. Und die Einsatzkommandos der Polizei umklammerten ihre schwarzen Stöcke.

»Die Indianer sollten mich lieben!«

»Das tun sie bestimmt.« Kline nickte und lächelte den gebrechlichen kleinen Mann mit den geballten Fäusten an. Seine Ideologie war simpel: die Regierung rangierte vor dem Geschäft, der Einzelne vor der Regierung und die Umwelt vor allem anderen. Und was die Indianer betraf - gebt ihnen, was immer sie haben wollen.

Das Beten, Singen, Skandieren, Rufen und Schreien wurde lauter. Die Polizisten rückten näher zusammen. Der Mob war größer und wütender als in den vorausgegangenen Jahren. Die Atmosphäre war gespannter. Gewalt war an der Tagesordnung. Auf Abtreibungskliniken waren Bombenattentate verübt worden. Ärzte hatte man angegriffen und verprügelt. In Pensacola war einer umgebracht worden, geknebelt, in der Position eines Fetus zusammengeschnürt und mit Säure verätzt. Allwöchentlich kam es zu Straßenschlachten. Militante Schwule hatten Geistliche und Kirchen attackiert. Weiße Suprematisten hatten sich zu einem Dutzend bekannter, finsterner paramilitärischer Organisationen formiert und waren bei ihren Angriffen auf Schwarze, Lateinamerikaner und Asiaten wesentlich kühner geworden. Hass war Amerikas beliebtester Zeitvertreib.

Und natürlich war das Gericht eine bequeme Zielscheibe. Drohungen, ernstzunehmende Drohungen gegen die Richter hatten sich seit 1990 verzehnfacht. Der Polizeischutz des Obersten Bundesgerichts war verdreifacht worden. Mindestens zwei FBI-Agenten waren mit der Bewachung jedes Richters beauftragt und weitere fünfzig damit beschäftigt, den Drohungen nachzugehen.

»Sie hassen mich, nicht wahr?« sagte er laut und schaute aus dem Fenster.

»Ja, etliche von ihnen tun das«, erwiderte Kline belustigt.

Rosenberg freute sich, das zu hören. Er lächelte und inhalierte tief. Achtzig Prozent der Drohungen waren gegen ihn gerichtet.

»Haben sie auch Transparente bei sich?« fragte er. Er war fast blind.

»Eine ganze Menge.«

»Was steht drauf?«

»Das Übliche. Rosenberg soll zurücktreten. Nieder mit Rosenberg. Schluss mit dem Sauerstoff.«

»Solche blöden Sprüche klopfen sie schon seit Jahren. Warum lassen sie sich nicht mal was Neues einfallen?«

Kline antwortete nicht. Abe hätte schon vor Jahren zurücktreten sollen, aber eines Tages würden sie ihn auf einer Bahre hinaustragen. Seine drei Mitarbeiter erledigten den größten Teil der Recherchen, aber Rosenberg bestand darauf, seine Urteile selbst zu schreiben. Er tat es mit einem dicken Filzstift und kritzelte seine Worte auf große Kanzleibögen, ungefähr wie ein ABC-Schütze, der gerade schreiben lernt. Es war ein langsames Arbeiten, aber was macht das schon, wenn man auf Lebenszeit in sein Amt berufen ist? Die Mitarbeiter überprüften seine Urteile und fanden selten einen Fehler.

Rosenberg kicherte. »Wir sollten den Indianern Runyan zum Fraß vorwerfen.« John Runyan war der Gerichtspräsident, ein

zäher Konservativer, von einem Republikaner ernannt und bei den Indianern und den meisten anderen Minderheiten unbeliebt. Sieben der neun Richter waren von republikanischen Präsidenten ernannt worden. Seit fünfzehn Jahren wartete Rosenberg auf einen Demokraten im Weißen Haus. Er wollte aufhören, musste aufhören, aber den Gedanken, dass ein Stockkonservativer vom Typ Runyans seinen Sitz einnehmen könnte, ertrug er nicht.

Er konnte warten. Er konnte hier in seinem Rollstuhl sitzen und Sauerstoff atmen und für die Indianer, die Schwarzen, die Frauen, die Armen, die Behinderten und den Umweltschutz eintreten, bis er hundertfünf war. Und kein Mensch auf der Welt konnte auch nur das mindeste dagegen unternehmen, es sei denn, man brachte ihn um. Und das wäre nicht einmal die schlechteste Lösung.

Sein Kopf schwankte, dann taumelte er und sank auf seine Schulter. Er war eingeschlafen. Kline zog sich leise zurück und machte sich wieder an seine Recherchen in der Bibliothek. Er würde in einer halben Stunde wiederkommen, um den Sauerstoff zu überprüfen und Abe seine Medikamente zu geben.

Das Büro des Gerichtspräsidenten liegt im Hauptgeschoss und ist größer und besser ausgestattet als die anderen acht. Der äußere Raum wird für kleine Empfänge und formelle Veranstaltungen benutzt; im inneren arbeitet der Präsident.

Die Tür zum inneren Büro war geschlossen. Im Raum befanden sich der Präsident, seine drei Mitarbeiter, der Chef der Polizei des Obersten Bundesgerichts, drei FBI-Agenten und K. O. Lewis, der stellvertretende Direktor des FBI. Die Stimmung war ernst, alle bemühten sich, den Lärm von der Straße unten zu ignorieren. Es war schwierig. Der Präsident und Lewis erörterten die jüngste Serie von Morddrohungen, und alle anderen hörten zu. Die Mitarbeiter machten sich Notizen.

In den letzten sechzig Tagen hatte das FBI mehr als zweihundert Drohungen registriert, ein neuer Rekord. Es gab das übliche Sortiment von »Sprengt das Gericht in die Luft«-Drohungen, aber viele waren gezielt und bezogen sich auf Namen, Fälle und Urteile.

Runyan unternahm keinen Versuch, seine Besorgnisse zu verheimlichen. Er las ein vertrauliches FBI-Resümee, in dem die Namen der Organisationen aufgeführt waren, die als Urheber der Drohungen in Frage kamen. Der Ku Klux Klan, die Arier, die Nazis, die Palästinenser, die schwarzen Separatisten, die Abtreibungsgegner, die Homosexuellenhasser. Sogar die IRA. Alle, wie es schien, ausgenommen die Rotarier und die Pfadfinder. Eine vom Iran unterstützte Gruppe im Mittleren Osten hatte mit Blutvergießen auf amerikanischem Boden als Vergeltung für den Tod von zwei Justizbeamten in Teheran gedroht. Es gab absolut keinen Beweis dafür, dass die Vereinigten Staaten irgend etwas mit den Morden zu tun hatten. Eine neue, kürzlich zu Ruhm gelangte inländische Terrororganisation, die sogenannte Underground Army, hatte in Texas einen Bundesrichter mit einer Autobombe umgebracht. Niemand war verhaftet worden, aber die UA behauptete, für den Anschlag verantwortlich zu sein. Sie war auch die Hauptverdächtige bei einem Dutzend Bombenattentaten auf Büros der American Civil Liberties Union, aber man konnte ihr nichts nachweisen.

»Was ist mit diesen puertoricanischen Terroristen?« fragte Runyan, ohne aufzuschauen.

»Leichtgewichte. Die machen uns keine Sorgen«, erwiderte Lewis gelassen. »Sie drohen schon seit zwanzig Jahren.«

»Nun, vielleicht ist jetzt für sie die Zeit gekommen, etwas zu tun. Das Klima ist gerade richtig, meinen Sie nicht?«

»Die Puertoricaner können Sie vergessen, Chief.« Runyan ließ sich gerne Chief nennen. Nicht Chief Justice, nicht Mr.

Chief Justice. Einfach Chief. »Sie drohen nur, weil alle anderen es auch tun.«

»Sehr komisch«, sagte der Chief, ohne zu lächeln. »Sehr komisch. Ich möchte nicht, dass irgendeine Gruppe außer acht gelassen wird.« Runyan warf das Resümee auf seinen Schreibtisch und rieb sich die Schläfen. »Reden wir über die Sicherheitsvorkehrungen.« Er schloss die Augen.

K. O. Lewis legte seine Kopie des Resümees gleichfalls auf den Schreibtisch. »Also, der Direktor ist der Ansicht, dass wir jedem Richter vier Agenten zuordnen sollten, zumindest während der nächsten neunzig Tage. Für die Fahrten zum Gericht und zurück werden Limousinen mit Eskorte eingesetzt. Die Polizei des Obersten Bundesgerichts unterstützt uns und bewacht dieses Gebäude.«

»Was ist mit Reisen?«

»Keine gute Idee, zumindest im Augenblick. Der Direktor findet, die Richter sollten bis Ende des Jahres hier in Washington bleiben.«

»Sind Sie verrückt? Ist er verrückt? Wenn ich meine Kollegen aufforderte, dieser Bitte nachzukommen, würden sie alle noch heute abend die Stadt verlassen und den ganzen nächsten Monat herumreisen. Das ist absurd.« Runyan warf seinen Mitarbeitern einen finsternen Blick zu; sie schüttelten entrüstet die Köpfe. Wirklich absurd.

Lewis war unbeeindruckt. Das war zu erwarten gewesen. »Wie Sie wünschen. Es war nur ein Vorschlag.«

»Ein törichter Vorschlag.«

»Der Direktor hat in dieser Hinsicht nicht mit Ihrer Kooperation gerechnet. Er erwartet jedoch, dass er im voraus über alle Reisepläne informiert wird, damit wir unsere Vorkehrungen treffen können.«

»Soll das heißen, dass Sie vorhaben, jeden Richter zu

Eskortieren, wenn er die Stadt verlässt?«

»Ja, Chief. Genau das haben wir vor.«

»Unmöglich. Diese Leute sind es nicht gewohnt, rund um die Uhr beaufsichtigt zu werden.«

»Ja, Sir. Und sie sind es auch nicht gewohnt, dass sich jemand an sie heranmacht. Wir versuchen nur, Sie und Ihre ehrenwerten Kollegen zu beschützen, Sir. Natürlich sagt uns niemand, dass wir irgend etwas tun müssen. Ich glaube, Sir, Sie selbst waren es, der uns gerufen hat. Wenn Sie es wünschen, können wir wieder gehen.«

Runyan rückte auf seinem Stuhl nach vorn und attackierte eine Büroklammer, zog sie auseinander und versuchte, den Draht vollkommen gerade zu biegen. »Und hier?«

Lewis seufzte und hätte beinahe gelächelt. »Das Gebäude macht uns keine Sorgen, Chief. Das lässt sich mühelos sichern. Hier rechnen wir nicht mit Problemen.«

»Wo dann?«

Lewis nickte zum Fenster hinüber. Der Lärm war wieder lauter geworden. »Irgendwo da draußen. Auf den Straßen wimmelt es von Idioten, Verrückten und Fanatikern.«

»Und alle hassen uns.«

»Offensichtlich. Wir machen uns große Sorgen um Richter Rosenberg, Chief. Er weigert sich nach wie vor, unsere Leute in sein Haus zu lassen; sie müssen die ganze Nacht auf der Straße verbringen. Er gestattet einem der Polizisten des Obersten Bundesgerichts, den er besonders schätzt - wie heißt er? Ferguson -, draußen an der Hintertür zu sitzen, aber nur von zehn Uhr abends bis sechs Uhr morgens. Niemand darf hinein außer Richter Rosenberg und seinem Pfleger. Das Haus ist nicht sicher.«

Runyan stocherte mit der Büroklammer auf seiner Schreibunterlage herum und lächelte in sich hinein. Rosenbergs

Tod, wie immer er auch eintreten mochte, wäre eine Erleichterung. Nein, er wäre ein grandioses Ereignis. Der Chief würde Schwarz tragen und eine Nachrede halten müssen, aber hinter verschlossenen Türen würde er mit seinen Mitarbeitern kichern. Der Gedanke behagte Runyan.

»Was schlagen Sie vor?« fragte er.

»Können Sie mit ihm reden?«

»Ich habe es versucht. Ich habe ihm erklärt, dass er vermutlich der meistgehasste Mann in Amerika ist, dass Millionen von Menschen ihn tagtäglich verfluchen, dass die meisten Leute ihn am liebsten tot sähen, dass er viermal soviel Hassbriefe bekommt wie alle anderen Richter zusammen, und dass er für einen Mörder eine ideale und leichte Zielscheibe ist.«

Lewis wartete. »Und?«

»Er hat gesagt, ich könnte ihn am Arsch lecken. Dann ist er eingeschlafen.«

Die Mitarbeiter kicherten, wie es sich gehörte; erst dann begriffen auch die FBI-Agenten, dass Humor erlaubt war, und schlossen sich mit einem kurzen Auflachen an.

»Also was unternehmen wir?« fragte Lewis ungerührt.

»Sie beschützen ihn, so gut Sie können, halten es schriftlich fest und zerbrechen sich deswegen nicht den Kopf. Er fürchtet sich vor nichts, auch nicht vor dem Tod, und wenn er nicht nervös ist, warum sollten Sie es dann sein?«

»Der Direktor ist nervös, also bin ich auch nervös, Chief. Es ist ganz simpel. Wenn einem von Ihnen etwas zustößt, muss das FBI es ausbaden.«

Der Chief schaukelte auf seinem Stuhl. Der Lärm von draußen war entnervend. Diese Zusammenkunft hatte sich lange genug hingezogen. »Vergessen wir Rosenberg. Vielleicht stirbt er im Schlaf. Ich mache mir mehr Sorgen um Jensen.«

»Jensen ist ein Problem«, sagte Lewis und blätterte in seinen

Papieren.

»Ich weiß, dass er ein Problem ist«, sagte Runyan langsam. »Er ist eine Pest. Manchmal hält er sich für einen Liberalen und votiert in der Hälfte der Fälle wie Rosenberg. Einen Monat später ist er ein weißer Suprematist und unterstützt die Rassentrennung in den Schulen. Dann entdeckt er seine Liebe zu den Indianern und möchte ihnen Montana schenken. Es ist, als hätte man es mit einem zurückgebliebenen Kind zu tun.«

»Er ist wegen Depressionen in Behandlung.«

»Ich weiß, ich weiß. Er erzählt mir davon. Ich bin seine Vaterfigur. Welches Medikament?«

»Prozac.«

Der Chief stocherte unter seinen Fingernägeln herum. »Was ist mit dieser Aerobic-Lehrerin, mit der er sich immer getroffen hat? Läuft das noch?«

»Eigentlich nicht, Chief. Ich glaube, er macht sich nicht viel aus Frauen.« Lewis war mit sich zufrieden. Er wusste mehr. Er warf einem seiner Agenten einen Blick zu und bestätigte diesen pikanten kleinen Leckerbissen.

Runyan wollte davon nichts hören. »Kooperiert er?«

»Natürlich nicht. In vielem ist er schlimmer als Rosenberg. Er lässt zu, dass wir ihn zu dem Haus begleiten, in dem er wohnt. Aber dann lässt er uns die ganze Nacht auf dem Parkplatz sitzen. Er wohnt im siebten Stock, wie Sie vielleicht wissen. Wir dürfen uns nicht einmal in der Eingangshalle aufhalten. Das stört die Mitbewohner, sagt er. Also sitzen wir in unseren Wagen. Das Gebäude hat zehn Ein- und Ausgänge, und es ist unmöglich, ihn zu beschützen. Er spielt Verstecken mit uns. Er schleicht die ganze Zeit herum, und wir wissen nie, ob er im Haus ist oder nicht. Bei Rosenberg wissen wir wenigstens, dass er die ganze Nacht über da ist. Jensen ist unmöglich.«

»Großartig. Wenn Sie ihm nicht folgen können, wie kann es

dann ein Mörder?«

Der Gedanke war Lewis noch nicht gekommen. Die Ironie entging ihm. »Der Direktor macht sich große Sorgen um Jensens Sicherheit.«

»Er bekommt nicht so viele Drohbriefe.«

»Er ist Nummer sechs auf der Liste, nur ein paar weniger als Sie, Chief.«

»Oh. Also stehe ich auf dem fünften Platz.«

»Ja. Gleich hinter Richter Manning. Der kooperiert übrigens. Voll und ganz.«

»Er fürchtet sich vor seinem eigenen Schatten«, sagte Runyan, dann zögerte er. »Das hätte ich nicht sagen sollen. Tut mir leid.«

Lewis ignorierte es. »Überhaupt ist die Zusammenarbeit einigermaßen gut, von Rosenberg und Jensen abgesehen. Richter Stone beschwert sich dauernd, aber er hört auf uns.«

»Er beschwert sich über alles mögliche, also nehmen Sie es nicht persönlich. Was glauben Sie, wo Jensen sich hinschleicht?«

Lewis warf einem seiner Agenten einen Blick zu. »Wir haben keine Ahnung.«

Ein großer Teil des Mobs vereinigte sich plötzlich zu einem hemmungslosen Chor, und alle Leute auf der Straße schienen einzufallen. Der Chief konnte es nicht länger ignorieren. Er stand auf und beendete die Zusammenkunft.

Das Büro von Richter Glenn Jensen lag im zweiten Stock, der Straße und dem Lärm abgewandt. Es war ein geräumiges Zimmer, aber das kleinste von den neun. Jensen war unter den Bundesrichtern der jüngste und konnte von Glück sagen, dass er überhaupt ein Büro hatte. Als er sechs Jahre zuvor im Alter von zweiundvierzig Jahren nominiert worden war, galt er als

strenger, gesetzestreuer Jurist mit ausgesprochen konservativen Ansichten, genau wie der Mann, der ihn nominiert hatte. Seine Bestätigung durch den Senat war eine Schlacht gewesen. Vor dem Komitee hatte Jensen eine schlechte Figur gemacht. Bei heiklen Themen suchte er Ausflüchte, und beide Seiten fielen über ihn her. Die Republikaner waren peinlich berührt. Die Demokraten rochen Blut. Der Präsident hatte getan, was er nur irgend konnte, und Jensen war mit einer Mehrheit von nur einer sehr widerwilligen Stimme bestätigt worden.

Aber er hatte es geschafft, auf Lebenszeit. In seinen sechs Jahren im Amt hatte er es niemandem recht gemacht. Tief verletzt vom Resultat seiner Anhörung hatte er sich geschworen, Mitleid zu empfinden und entsprechend zu urteilen. Das hatte die Republikaner aufgebracht. Sie fühlten sich betrogen, vor allem, als er eine latente Leidenschaft für die Rechte der Kriminellen in sich entdeckte. Fast ohne jeden ideologischen Gewaltakt verließ er schnell die Rechte und rückte zuerst in die Mitte und dann auf die Linke. Und dann, während sich die Rechtsgelehrten die Spitzbärte raufen, schoss Jensen zurück auf die Rechte und schloss sich Richter Sloan bei einem seiner abscheulichen Minderheitsvoten gegen die Rechte der Frauen an. Jensen mochte keine Frauen. Er war neutral, was Gebete anging, skeptisch in bezug auf Redefreiheit, mitfühlend bei Steuerprotestlern, gleichgültig gegenüber den Indianern, ängstlich gegenüber Schwarzen, hart gegen Verfasser pornographischer Schriften, weich gegen Kriminelle und einigermaßen konsequent, was den Umweltschutz anging. Und schließlich hatte Jensen, zur weiteren Bestürzung der Republikaner, die Blut vergossen hatten, um seine Bestätigung durchzusetzen, eine beunruhigende Sympathie für die Rechte der Homosexuellen an den Tag gelegt.

Auf seinen Wunsch hin war ihm der unerfreuliche Fall eines Mannes namens *Dumond* übertragen worden. Ronald Dumond hatte acht Jahre mit seinem Freund zusammengelebt. Sie waren

ein glückliches Paar gewesen, einander treu ergeben und vollauf zufrieden, die Erfahrungen des Lebens gemeinsam machen zu können. Sie wollten heiraten, aber die Gesetze von Ohio verboten eine derartige Verbindung. Dann bekam der Freund AIDS und starb eines grässlichen Todes. Ronald wusste genau, wie er ihn begraben wollte, aber dann mischte sich die Familie des Freundes ein und ließ nicht zu, dass Ronald an der Trauerfeier und der Beerdigung teilnahm. Ronald hatte die Familie verklagt und behauptet, emotionelle und psychische Schäden davongetragen zu haben. Der Fall war sechs Jahre lang vor den unteren Instanzen verhandelt worden und nun plötzlich auf Jensens Schreibtisch gelandet.

Zur Debatte standen die Rechte der »Ehegatten« von Schwulen. *Dumond* war zum Schlachtruf homosexueller Aktivisten geworden. Schon die bloße Erwähnung von *Dumond* löste Straßenschlachten aus.

Und Jensen hatte den Fall. Die Tür zu seinem kleineren Büro war geschlossen. Jensen und seine drei Mitarbeiter saßen am Konferenztisch. Sie hatten zwei Stunden über *Dumond* verbracht und waren nicht weitergekommen. Sie hatten das Diskutieren satt. Einer der Mitarbeiter, ein Liberaler von der Universität Cornell, wollte eine eindeutige Stellungnahme, die schwulen Partnern weitreichende Rechte einräumte. Die wollte Jensen auch, aber er war nicht bereit, das zuzugeben. Die anderen beiden Mitarbeiter waren skeptisch. Sie wussten, genau wie Jensen, dass es unmöglich sein würde, eine Mehrheit von fünf zu erreichen.

Das Gespräch wendete sich anderen Dingen zu.

»Der Chief ist sauer auf Sie, Glenn«, sagte einer der Mitarbeiter. Wenn sie unter sich waren, nannten sie ihn beim Vornamen. »Richter« war so ein lästiger Titel.

Glenn rieb sich die Augen. »Was gibt es denn nun schon wieder?«

»Einer seiner Leute hat mich wissen lassen, dass der Chief und das FBI sich Sorgen machen wegen Ihrer Sicherheit. Er sagte, dass Sie nicht kooperierten und dass der Chief sehr beunruhigt sei. Er hat mich gebeten, das an Sie weiterzugeben.« Alles wurde durch das Netzwerk der Mitarbeiter weitergegeben. Alles.

»Soll er sich doch Sorgen machen. Das ist sein Job.«

»Er möchte, dass Ihnen zwei weitere Fibbies als Leibwächter zugewiesen werden. Sie wollen Zutritt zu Ihrer Wohnung. Und das FBI möchte Sie zum Gericht und wieder zurück fahren. Außerdem wollen sie, dass Sie Ihre Reisen einschränken.«

»Das habe ich bereits gehört.«

»Ja, das wissen wir. Aber der Mitarbeiter des Chief hat gesagt, der Chief wünscht, dass wir Sie noch einmal ausdrücklich darum bitten sollen, mit dem FBI zu kooperieren, damit die Ihr Leben retten können.«

»Ich verstehe.«

»Und deshalb bitten wir Sie darum.«

»Danke. Schaltet euch wieder ins Netzwerk ein und sagt dem Mitarbeiter des Chief, dass ihr mich nicht nur darum gebeten, sondern mir regelrecht die Hölle heiß gemacht habt, und dass ich euer Bitten und Hölleheißmachen zu würdigen wusste, aber dass es zu einem Ohr hinein und zum anderen wieder hinausgegangen ist. Sagt ihm, Glenn Jensen findet, dass er schon ein großer Junge ist.«

»Wird gemacht, Glenn. Sie haben wohl keine Angst?«

»Nicht die geringste.«

ZWEI

Thomas Callahan war einer der beliebteren Professoren an der Tulane University, vor allem deshalb, weil er sich weigerte, Seminare vor elf Uhr vormittags anzusetzen. Er trank ziemlich viel, wie die meisten seiner Studenten, und brauchte die ersten paar Morgenstunden zum Schlafen und dazu, wieder zu sich zu kommen. Seminare um neun und um zehn waren ein Graus. Er war auch beliebt, weil er cool war - ausgebleichene Jeans, Tweedjacketts mit abgeschabten Lederflecken an den Ellenbogen, keine Socken, keine Krawatte. Die schickliberale Akademikerkluft. Er war fünfundvierzig, aber mit seinem dunklen Haar und der Hornbrille konnte er als Fünfunddreißigjähriger durchgehen; ihm selbst war es allerdings völlig gleichgültig, für wie alt man ihn hielt. Er rasierte sich einmal in der Woche, wenn es zu jucken begann; und wenn das Wetter kalt war, was in New Orleans selten vorkam, ließ er sich einen Bart stehen. Man wusste, dass er oft Affären mit Studentinnen hatte.

Er war auch beliebt, weil er Verfassungsrecht lehrte, ein ziemlich verhasstes Thema, aber Pflichtstoff. Mit seiner Brillanz und seinem coolen Wesen schaffte er es, Verfassungsrecht interessant zu machen. Das brachte in Tulane sonst niemand fertig. Und im Grunde wollte es auch niemand; also drängten sich die Studenten, um an Callahans Seminar über Verfassungsrecht um elf teilzunehmen, an drei Vormittagen in der Woche.

Achtzig von ihnen saßen in sechs ansteigenden Reihen und flüsterten, während Callahan vor seinem Pult stand und seine Brille putzte. Es war genau fünf Minuten nach elf; immer noch zu früh, dachte er.

»Wer hat Rosenbergs Minderheitsvotum in *Nash gegen New Jersey* verstanden?« Alle Köpfe senkten sich, und im Saal war es still. Es musste ein böser Kater sein. Seine Augen waren rot. Wenn er mit Rosenberg anfang, bedeutete das gewöhnlich einen ungemütlichen Verlauf des Seminars. Niemand meldete sich. *Nash*? Callahan ließ den Blick langsam und methodisch durch den Raum schweifen und wartete. Totenstille.

Der Türknauf klickte laut und zerbrach die Spannung. Die Tür ging auf, und eine attraktive junge Frau in ausgewaschenen Jeans und einem Baumwollpullover schob sich rasch hindurch und glitt an der Wand entlang bis zur dritten Reihe, wo sie sich geschickt zwischen den dicht gedrängt sitzenden Studenten hindurchmanövrierte, bis sie ihren Platz erreicht hatte und sich setzte. Die Burschen in der vierten Reihe beobachteten sie bewundernd. Die Burschen in der fünften Reihe reckten die Hälse. Seit inzwischen zwei harten Jahren bestand eines der wenigen Vergnügen des Jurastudiums darin, zu beobachten, wie sie mit ihren langen Beinen und weiten Pullovern die Flure und Säle zierte. Sie waren ganz sicher, dass darunter eine prachtvolle Figur steckte, aber sie war keine von denen, die dergleichen zur Schau stellten. Sie gehörte einfach dazu und kleidete sich so, wie es unter Jurastudenten üblich war - Jeans, Flanellhemden, alte Pullover und übergroße Khakijacken. Was hätten sie nicht für einen Minirock aus schwarzem Leder gegeben!

Sie lächelte den Mann neben ihr kurz an, und eine Sekunde lang waren Callahan und seine Fragen nach *Nash* vergessen. Das dunkelrote Haar reichte ihr gerade bis auf die Schultern. Sie war die perfekte kleine Cheerleaderin mit den vollkommenen Zähnen und dem vollkommenen Haar, in die sich jeder Junge auf der High School mindestens zweimal verliebte. Und mindestens einmal während des Jurastudiums.

Callahan ignorierte ihr Eintreten. Wenn sie in ihrem ersten Studienjahr gewesen wäre und sich vor ihm gefürchtet hätte, dann hätte er sie vielleicht aufs Korn genommen und ein paar

Mal gebrüllt. »Bei Gericht gibt es kein Zuspätkommen!« war eine alte Maxime, die andere Juraprofessoren längst zu Tode geprügelt hatten.

Aber Callahan war nicht nach Brüllen zumute, und Darby Shaw fürchtete sich nicht vor ihm. Eine kurze Sekunde lang fragte er sich, ob jemand wusste, dass sie miteinander schliefen. Vermutlich nicht. Sie hatte auf absoluter Geheimhaltung bestanden.

»Hat jemand Rosenbergs Minderheitsvotum in *Nash gegen New Jersey* gelesen?« Plötzlich stand er wieder im Rampenlicht, und es herrschte Totenstille. Eine hochgereckte Hand konnte dreißig Minuten pausenlosen Kreuzverhörs auslösen. Keine Freiwilligen. Die Raucher in der obersten Reihe zündeten sich ihre Zigaretten an. Die meisten der achtzig kritzelten irgend etwas auf ihre Blocks. Alle Köpfe waren gesenkt. Es wäre zu offensichtlich und zu riskant gewesen, im Verzeichnis der Gerichtsentscheidungen zu blättern und *Nash* zu suchen; dazu war es zu spät. Jede Bewegung konnte Aufmerksamkeit erregen. Irgendwer würde dran glauben müssen.

Nash stand nicht im Verzeichnis. Es war einer von einem Dutzend unbedeutender Fälle, die Callahan eine Woche zuvor nebenbei erwähnt hatte; jetzt wollte er feststellen, ob irgend jemand ihn nachgelesen hatte. Dafür war er berühmt. Sein Abschlussexamen umfasste zwölfhundert Fälle, von denen tausend nicht im Verzeichnis standen. Das Examen war ein Alptraum, aber er war ein netter Kerl und ein milder Beurteiler, und wer bei ihm durchfiel, musste ein ziemlicher Blödmann sein.

In diesem Moment schien er kein netter Kerl zu sein. Er sah sich im Saal um. Zeit für ein Opfer. »Was ist mit Ihnen, Mr. Sallinger? Können Sie uns Rosenbergs Minderheitsvotum erläutern?«

Sofort sagte Sallinger aus der vierten Reihe heraus: »Nein,

Sir.«

»Ah ja. Liegt das vielleicht daran, dass Sie Rosenbergs Urteil nicht gelesen haben?

»Das könnte es. Ja, Sir.«

Callahan funkelte ihn an. Seine geröteten Augen ließen den arrogant finsternen Blick noch drohender wirken. Allerdings sah ihn nur Sallinger, da die Augen aller anderen auf ihre Hefte gerichtet waren. »Und warum nicht?«

»Weil ich versuche, keine Minderheitsvoten zu lesen. Vor allem nicht die von Rosenberg.«

Dumm. Dumm. Dumm. Sallinger hatte offenbar beschlossen, den Kampf aufzunehmen, aber er hatte keine Munition.

»Haben Sie etwas gegen Rosenberg, Mr. Sallinger?«

Callahan verehrte Rosenberg. Betete ihn an. Las Bücher über den Mann und seine Urteile. Studierte ihn. Hatte sogar einmal mit ihm gegessen.

Sallinger zappelte nervös. »Oh nein, Sir. Ich mag nur keine Minderheitsvoten.«

Es steckte ein bisschen Humor in Sallingers Antwort, aber niemand lächelte. Später, bei einem Bier, würden er und seine Kommilitonen lauthals lachen, wenn über Sallinger und seinen Abscheu vor Minderheitsvoten, insbesondere solchen von Rosenberg, geredet wurde. Aber nicht jetzt.

»Ich verstehe. Lesen Sie Mehrheitsentscheidungen?«

Zögern. Sallingers schwächlicher Versuch zu kämpfen konnte nur eine Demütigung nach sich ziehen. »Ja, Sir. Eine Menge.«

»Großartig. Dann erklären Sie doch bitte die Mehrheitsentscheidung im Fall *Nash gegen New Jersey*.«

Sallinger hatte noch nie von *Nash* gehört, aber jetzt würde er den Fall während seiner gesamten juristischen Laufbahn nie wieder vergessen. »Ich glaube, die habe ich nicht gelesen.«

»Sie lesen also keine Minderheitsvoten, Mr. Sallinger, und jetzt erfahren wir, dass Sie auch Mehrheitsentscheidungen vernachlässigen. Was lesen Sie eigentlich, Mr. Sallinger? Liebesromane? Boulevardzeitungen?«

Es folgte ein flüchtiges Lachen aus den Reihen oberhalb der vierten, und es kam von Studenten, die sich zum Lachen verpflichtet fühlten, aber gleichzeitig keinesfalls die Aufmerksamkeit auf sich lenken wollten.

Sallinger, jetzt rot im Gesicht, starrte Callahan nur an.

»Warum haben Sie den Fall nicht gelesen, Mr. Sallinger?« fragte Callahan.

»Ich weiß es nicht. Er muss mir irgendwie entgangen sein.«

Callahan nahm es erstaunlich gut auf. »Das überrascht mich nicht. Ich habe ihn vorige Woche erwähnt. Letzten Mittwoch, um genau zu sein. Er wird im Abschlussexamen vorkommen. Ich verstehe nicht, wie Sie einen Fall ignorieren können, der Bestandteil des Examens ist.« Callahan wanderte jetzt langsam vor seinem Pult herum und musterte die Studenten. »Hat sich irgend jemand sonst die Mühe gemacht, ihn zu lesen?«

Schweigen. Callahan schaute zu Boden und ließ die Stille einsinken. Alle Augen waren gesenkt, alle Kugelschreiber und Bleistifte erstarrt. Von der obersten Reihe stieg Rauch auf.

Endlich hob auf dem vierten Platz in der dritten Reihe Darby Shaw langsam die Hand, und die Klasse stieß einen kollektiven Seufzer der Erleichterung aus. Sie hatte sie wieder einmal gerettet. Irgendwie erwartete man das von ihr. Sie war die Nummer Zwei in ihrer Klasse, ganz nahe der Nummer Eins, und sie konnte die Fakten und Ansichten und Präzedenzfälle und Minderheitsvoten und Mehrheitsentscheidungen von praktisch jedem Fall zitieren, den Callahan ihnen an den Kopf geworfen hatte. Ihr entging nichts. Die perfekte kleine Cheerleaderin besaß einen Magna cum laude-Grad in Biologie und hatte sich vorgenommen, ein Magna cum laude in Rechtswissenschaft zu

erreichen und sich danach ihren Lebensunterhalt damit zu verdienen, dass sie Chemiefirmen wegen Umweltzerstörung verklagte.

Callahan musterte sie mit gespielter Frustration. Sie hatte drei Stunden zuvor seine Wohnung verlassen, nach einer langen Nacht mit Wein und Rechtswissenschaft. Aber von *Nash* war zwischen ihnen nicht die Rede gewesen.

»Sehr schön, Ms. Shaw. Weshalb ist Rosenberg empört?«

»Er meint, dass das Gesetz von New Jersey gegen den Zweiten Verfassungszusatz verstößt.« Sie sah den Professor nicht an.

»Das ist gut. Und damit auch der Rest der Klasse informiert ist - was besagt dieses Gesetz?«

»Es verbietet halbautomatische Schusswaffen, unter anderem.«

»Wunderbar. Und nur des Spaßes halber - was besaß Mr. Nash zum Zeitpunkt seiner Verhaftung?«

»Eine AK.-47.«

»Und was passierte mit ihm?«

»Er wurde zu drei Jahren verurteilt und ging in die Berufung.« Sie wusste über die Details Bescheid.

»Welchen Beruf hatte Mr. Nash?«

»Das wird in dem Urteil nicht genau gesagt, aber es ist von einer zusätzlichen Anklage wegen Rauschgifthandels die Rede. Zur Zeit seiner Verhaftung hatte er keinerlei Vorstrafen.«

»Er war also ein Drogenhändler mit einer AK-47- Aber in Rosenberg hatte er einen Freund, nicht wahr?«

»Natürlich.« Jetzt beobachtete sie ihn. Die Spannung hatte sich gelöst. Die meisten Augen folgten ihm, während er langsam herumwanderte, den Blick durch den Saal schweifen ließ, ein anderes Opfer auswählte. Es kam oft vor, dass Darby in diesen Seminaren den Ton angab, und Callahan ging es um breitere

Beteiligung.

»Weshalb, meinen Sie, steht Rosenberg auf seiner Seite?« fragte er die Klasse.

»Er liebt Drogenhändler.« Es war Sallinger, verwundet, aber noch immer kampfbereit. Callahan legte großen Wert auf Diskussionen. Er lächelte sein Opfer an, wie um es wieder beim Blutvergießen willkommen zu heißen.

»Finden Sie, Mr. Sallinger?«

»Klar. Drogenhändler, Kinderbetzter, Revolverhelden, Terroristen. Solche Leute bewundert Rosenberg. Sie sind seine schwachen und misshandelten Kinder, also muss er sie beschützen.« Sallinger versuchte, rechtschaffen entrüstet zu sein.

»Und was sollte, Ihrer fachmännischen Ansicht zufolge, mit solchen Leuten geschehen?«

»Simpl. Sie sollten eine faire Verhandlung mit einem guten Anwalt bekommen, dann ein faires, schnelles Berufungsverfahren. Und wenn sie schuldig sind, sollten sie bestraft werden.« Sallinger war gefährlich nahe daran, sich anzuhören wie ein rechtsradikaler Verfechter von Gesetz und Ordnung, für die Jurastudenten von Tulane eine Todsünde.

Callahan verschränkte die Arme. »Bitte, fahren Sie fort.«

Sallinger roch eine Falle, stapfte aber weiter. Er hatte nichts zu verlieren. »Ich meine, wir haben einen Fall nach dem anderen gelesen, wo Rosenberg versucht hat, die Verfassung umzuschreiben und ein neues Schlupfloch für die Nichtzulassung von Beweismaterial zu schaffen, damit ein offenkundig schuldiger Angeklagter freigesprochen wird. Es kann einem beinahe schlecht dabei werden. Er hält alle Gefängnisse für grausame und unnatürliche Orte, und deshalb sollten gemäß dem Achten Verfassungszusatz alle Gefangenen freigelassen werden. Glücklicherweise ist er jetzt in der Minderheit, einer schrumpfenden Minderheit.«

»Ihnen gefällt die Einstellung des Gerichts, ist es nicht so, Mr. Sallinger?«

»So ist es.«

»Sind Sie einer von diesen normalen, tatkräftigen, patriotischen Durchschnittsamerikanern, die sich wünschen, dass der alte Bastard einschläft und nicht wieder aufwacht?«

Hier und dort wurde gekichert. Jetzt war es sicherer, wenn man lachte. Sallinger war zu klug, um wahrheitsgemäß zu antworten. »Das würde ich niemandem wünschen«, sagte er, fast verlegen.

Callahan wanderte wieder herum. »Vielen Dank, Mr. Sallinger. Sie haben uns, wie gewöhnlich, die Ansicht des Laien über das Recht geliefert.«

Jetzt war das Lachen wesentlich lauter. Sallingers Wangen röteten sich, und er sank auf seinem Sitz zusammen.

Callahan lächelte nicht. »So, und nun möchte ich das intellektuelle Niveau ein bisschen anheben. Also, Ms. Shaw, weshalb ist Rosenberg für Nash eingetreten?«

»Der Zweite Verfassungszusatz garantiert das Recht auf den Besitz und das Tragen von Waffen. Für Richter Rosenberg ist dieses Recht absolut und wörtlich zu nehmen. Nichts darf verboten werden. Wenn Nash eine AK-47 besitzen möchte oder eine Handgranate oder eine Bazooka, dann kann der Staat New Jersey kein Gesetz erlassen, das ihm das verbietet.«

»Sind Sie auch dieser Ansicht?«

»Nein, und damit stehe ich nicht allein. Es war eine Entscheidung von acht gegen einen. Niemand hat sich ihm angeschlossen.«

»Welcher Gedanke lag dem Urteil der anderen acht zugrunde?«

»Das liegt auf der Hand. Die Staaten haben zwingende

Gründe, den Verkauf und den Besitz bestimmter Waffentypen zu verbieten. Das Interesse des Staates New Jersey ist gewichtiger als die im Zweiten Verfassungszusatz garantierten Rechte von Mr. Nash. Die Gesellschaft kann nicht zulassen, dass Einzelpersonen hochtechnisierte Waffen besitzen.«

Callahan musterte sie eingehend. Attraktive Jurastudentinnen waren selten in Tulane, aber wenn er eine entdeckt hatte, handelte er rasch. Im Verlauf der letzten acht Jahre war er ziemlich erfolgreich gewesen. Und in den meisten Fällen hatte er leichtes Spiel gehabt. Die Frauen kamen emanzipiert und willig an die Universität. Darby war anders gewesen. Zum ersten Mal war sie ihm im zweiten Semester ihres ersten Jahres in der Bibliothek aufgefallen, und es hatte einen Monat gedauert, bis sie mit ihm essen gegangen war.

»Wer hat die Mehrheitsentscheidung geschrieben?«

»Runyan.«

»Und Sie stimmen mit ihm überein?«

»Ja. Der Fall liegt im Grunde sehr einfach.«

»Was also ist in Rosenberg vorgegangen?«

»Ich glaube, er hasst die anderen Richter.«

»Und widerspricht deshalb nur, um ihnen eins auszuwischen?«

»Jedenfalls oft. Es wird immer schwieriger, seine Urteile zu verteidigen. Nehmen wir *Nash*. Für einen Liberalen wie Rosenberg ist die Frage der Kontrolle des Waffenbesitzes leicht zu beantworten. Er hätte die Mehrheitsentscheidung schreiben sollen, und vor zehn Jahren hätte er es auch getan. Bei *Fordice gegen Oregon*, einem Fall aus dem Jahr 1977, hat er den Zweiten Verfassungszusatz wesentlich enger ausgelegt. Seine Inkonsequenz ist beinahe peinlich.«

Callahan hatte *Fordice* vergessen. »Wollen Sie damit sagen, dass Rosenberg senil ist?«

Wie ein schwer angeschlagener Boxer ging Sallinger in die letzte Runde. »Er ist total übergeschnappt, und das wissen Sie. Sie können seine Urteile nicht verteidigen.«

»Nicht immer, Mr. Sallinger, aber zumindest ist er noch da.«

»Sein Körper ist da, aber sein Gehirn ist tot.«

»Er atmet noch, Mr. Sallinger.«

»Ja, mit Hilfe einer Maschine. Sie müssen ihm Sauerstoff in die Nase pumpen.«

»Aber es hilft, Mr. Sallinger. Er ist der letzte unter den großen Richterpersönlichkeiten, und er atmet noch.«

»Sie sollten anrufen und sich vergewissern«, sagte Sallinger, dann hielt er den Mund. Er hatte genug gesagt. Nein, er hatte zuviel gesagt. Als der Professor ihn anfunkelte, senkte er den Kopf, richtete die Augen auf seinen Block und fing an, sich zu fragen, warum er all das gesagt hatte.

Callahan durchbohrte ihn mit Blicken, dann begann er, wieder herumzuwandern. Es war in der Tat ein schlimmer Kater.

DREI

Er sah jedenfalls aus wie ein alter Farmer, mit Strohhut, sauberer Latzhose, ordentlich gebügelm Khaki-Arbeitshemd, Stiefeln. Er kaute Tabak und spuckte in das schwarze Wasser unter der Mole. Er kaute wie ein Farmer. Sein Pickup, obwohl ein neueres Modell, war hinreichend verwittert und sah nach staubigen Straßen aus. Nummernschilder von North Carolina. Er stand, hundert Meter entfernt, im Sand am anderen Ende der Mole.

Es war Mitternacht an einem Montag, dem ersten Montag im Oktober, und die nächste halbe Stunde musste er in der dunklen Kühle an der menschenleeren Mole warten, nachdenklich kauend auf das Geländer gestützt, und dabei intensiv aufs Meer hinausschauen. Er war allein, und er hatte gewusst, dass es so sein würde. Es war so geplant. Um diese Zeit war die Mole immer menschenleer. Hin und wieder flackerten die Scheinwerfer eines Wagens an der Küste entlang, aber um diese Zeit hielten die Scheinwerfer nie an.

Er beobachtete die roten und blauen Fahrrinnenlichter weit draußen. Er sah auf die Uhr, ohne den Kopf zu bewegen. Die dichten Wolken hingen tief, und es würde schwierig sein, es zu sehen, bevor es die Mole fast erreicht hatte. Aber so war es geplant.

Der Pickup kam nicht aus North Carolina, und der Fahrer auch nicht. Die Nummernschilder waren von einem alten Laster auf einem Schrottplatz in der Nähe von Durham abmontiert worden. Der Pickup war in Baton Rouge gestohlen. Der Farmer war aus dem Nichts gekommen und hatte keinen der Diebstähle begangen. Er war ein Profi, und deshalb erledigte jemand anders die schmutzige Kleinarbeit.

Nachdem er zwanzig Minuten gewartet hatte, trieb ein dunkler Gegenstand auf die Mole zu. Ein leiser, gedämpfter Motor brummte und wurde lauter. Der Gegenstand wurde zu einem kleinen Fahrzeug, in dem ein geduckter Schatten den Motor bediente. Der Farmer verriet sich auch nicht mit der geringsten Bewegung. Das Brummen brach ab, und das schwarze Schlauchboot blieb zehn Meter von der Mole entfernt in dem ruhigen Wasser liegen. Auf der Küstenstraße waren keine Scheinwerfer zu sehen.

Der Farmer steckte eine Zigarette zwischen die Lippen, zündete sie an, paffte zweimal und warf sie dann in Richtung Schlauchboot ins Wasser.

»Welche Marke?« fragte der Schatten vom Wasser herauf. Er konnte den Umriss des Farmers am Geländer sehen, aber nicht sein Gesicht.

»Lucky Strike«, antwortete der Farmer. Diese Kennworte waren wirklich albern. Mit wie vielen anderen schwarzen Schlauchbooten war schon zu rechnen, die vom Atlantik hereindrifteten und genau um diese Zeit diese alte Mole ansteuerten? Albern, aber ach so wichtig.

»Luke?« kam die Stimme von dem Boot.

»Sam«, entgegnete der Farmer. Der Name war Khamel, nicht Sam, aber Sam würde es während der nächsten fünf Minuten tun, bis Khamel sein Boot festgemacht hatte.

Khamel antwortete nicht, das wurde nicht verlangt, sondern startete schnell den Motor und steuerte das Boot an der Mole entlang auf den Strand zu. Luke folgte ihm oben. Sie trafen sich am Pickup, ohne Händeschütteln. Khamel deponierte seine schwarze Adidas-Sporttasche zwischen ihnen auf dem Sitz, und der Pickup steuerte die Küstenstraße an.

Luke fuhr und Khamel rauchte, und beide leisteten ganze Arbeit darin, einander zu ignorieren. Ihre Augen wagten nicht, sich zu begegnen. Mit dem dichten Bart, der dunklen Brille und

dem schwarzen Rollkragen war Khamels Gesicht unmöglich zu identifizieren. Luke wollte es nicht sehen. Er sollte diesen Fremden nicht nur von der See her in Empfang nehmen; zu seinem Auftrag gehörte auch, dass er ihn nicht anschauen durfte. Und das war nicht schwierig. Das Gesicht wurde in neun Ländern gesucht.

Als sie über die Brücke bei Manteo fuhren, zündete Luke sich eine weitere Lucky Strike an und kam zu dem Schluss, dass sie sich schon einmal begegnet waren. Es war eine kurze, aber zeitlich genau abgestimmte Begegnung auf dem Flughafen in Rom gewesen, vor fünf oder sechs Jahren, wenn er sich recht erinnerte. Es hatte keinerlei Vorstellung gegeben. Die Begegnung hatte in einer Toilette stattgefunden. Luke, damals ein makellos gekleideter amerikanischer Manager, hatte einen Aktenkoffer neben dem Waschbecken, über dem er sich langsam die Hände wusch, an die Wand gestellt, und plötzlich war er verschwunden gewesen. Er hatte im Spiegel einen flüchtigen Blick auf den Mann werfen können - diesen Khamel, dessen war er sich jetzt sicher. Eine halbe Stunde später war der Aktenkoffer zwischen den Beinen des britischen Botschafters in Nigeria explodiert.

Nach allem, was Luke in seiner unsichtbaren Bruderschaft an vorsichtigem Geflüster gehört hatte, war Khamel ein Mann mit vielen Namen und Gesichtern und Sprachen, ein Mörder, der schnell zuschlug und keine Spuren hinterließ, ein sehr wählerischer Killer, der in der Welt herumstreifte, aber nie gestellt werden konnte. Während sie in der Dunkelheit nach Norden fuhren, ließ sich Luke tief in seinen Sitz sinken, wobei die Hutkrempe fast seine Nase berührte und die Hände locker auf dem Lenkrad lagen, und versuchte, sich an die Geschichten zu erinnern, die er über seinen Passagier gehört hatte. Erstaunliche Untaten. Da war der britische Botschafter. Der Hinterhalt, dem 1990 siebzehn israelische Soldaten in der West Bank zum Opfer fielen, war Khamel zugeschrieben worden. Er

war der einzige Verdächtige bei der Ermordung eines reichen deutschen Bankiers und seiner Familie mit einer Autobombe 1985. Angeblich sollte er dafür ein Honorar von drei Millionen kassiert haben, bar auf die Hand. Die meisten Geheimdienst-Experten waren überzeugt, dass er 1981 hinter dem Versuch der Ermordung des Papstes gesteckt hatte. Aber schließlich wurde Khamel für alle unaufgeklärten terroristischen Angriffe und Morde verantwortlich gemacht. Es war leicht, ihn dafür verantwortlich zu machen, weil niemand sicher war, ob es ihn überhaupt gab.

Das faszinierte Luke. Khamel war im Begriff, auf amerikanischem Boden zu operieren. Luke wusste nicht, wer die vorgesehenen Opfer waren, aber es mussten wichtige Leute sein.

Bei Tagesanbruch hielt der Pickup an der Ecke von Thirtyfirst und M Street im Washingtoner Stadtteil Georgetown. Khamel ergriff seine Sporttasche und stieg wortlos aus. Er wanderte ein paar Blocks nach Osten bis zum Four Seasons Hotel, kaufte im Foyer eine *Post* und fuhr dann mit dem Fahrstuhl in den siebten Stock. Genau um viertel nach sieben klopfte er an eine Tür am Ende des Flurs. »Ja?« fragte eine nervöse Stimme von drinnen.

»Ich suche Mr. Sneller«, sagte Khamel langsam in völlig akzentfreiem Amerikanisch und drückte dabei seinen Daumen auf den Spion in der Tür.

»Mr. Sneller?«

»Ja. Edwin F. Sneller.«

Der Türknauf klickte nicht und wurde auch nicht gedreht, und die Tür ging nicht auf. Ein paar Sekunden vergingen, dann wurde ein weißer Briefumschlag unter der Tür durchgeschoben. Khamel hob ihn auf. »Okay«, sagte er, gerade so laut, dass Sneller oder wer immer sonst da drinnen war, es hören konnte.

»Ihr Zimmer ist nebenan«, sagte Sneller. »Ich erwarte Ihren Anruf.« Er hörte sich an wie ein Amerikaner. Im Gegensatz zu

Luke hatte er Khamel noch nie gesehen und verspürte auch keinerlei Verlangen danach. Luke hatte ihn jetzt zweimal gesehen und konnte von Glück sagen, dass er noch lebte.

In Khamels Zimmer standen zwei Betten und ein kleiner Tisch am Fenster. Die dicken Vorhänge waren zugezogen; das Sonnenlicht hatte keine Chance. Er stellte seine Sporttasche auf eines der Betten neben zwei dicke Aktenkoffer. Er trat ans Fenster und warf einen Blick hinaus, dann ging er ans Telefon.

»Ich bin's«, sagte er zu Sneller. »Was ist mit dem Wagen?«

»Steht draußen auf der Straße. Unauffälliger weißer Ford mit Connecticut-Kennzeichen. Die Schlüssel liegen auf dem Tisch.«

»Gestohlen?«

»Natürlich, aber desinfiziert. Er ist sauber.«

»Ich lasse ihn kurz nach Mitternacht am Dulles Airport stehen. Ich möchte, dass er vernichtet wird, okay?« Sein Amerikanisch war perfekt.

»So lauten meine Anweisungen. Ja.« Sneller war korrekt und tüchtig.

»Es ist sehr wichtig. Ich habe vor, die Waffe im Wagen zu lassen. Waffen hinterlassen Geschosse und Wagen werden gesehen, also ist es unerlässlich, den Wagen zu vernichten und alles, was darin ist. Verstanden?«

»So lauten meine Anweisungen«, wiederholte Sneller. Diese Lektion missfiel ihm. Er war kein Neuling im Mordgeschäft.

Khamel setzte sich auf die Bettkante. »Die vier Millionen sind vor einer Woche eingegangen, einen Tag zu spät, wenn ich das hinzufügen darf. Jetzt bin ich in Washington, also will ich die nächsten drei.«

»Sie werden vor Mittag überwiesen. Der Vereinbarung entsprechend.«

»Ja, aber ich traue der Vereinbarung nicht so recht. Vergessen Sie nicht - Sie hatten einen Tag Verspätung.«

Das ärgerte Sneller, und da der Killer im Nebenzimmer war und nicht vorhatte herauszukommen, konnte er es sich anmerken lassen, dass er ein bisschen verärgert war. »Das war nicht unsere Schuld, sondern die der Bank.«

Jetzt war Khamel verärgert. »Fein. Ich möchte, dass Sie und Ihre Bank die nächsten drei Millionen auf mein Konto in Zürich überweisen, sobald New York aufmacht. Das wird in ungefähr zwei Stunden der Fall sein. Ich werde es überprüfen.«

»Okay.«

»Und ich möchte keine Probleme, wenn der Job erledigt ist. Ich werde in vierundzwanzig Stunden in Paris sein, und von dort aus reise ich direkt nach Zürich weiter. Ich möchte, dass das ganze Geld dort auf mich wartet, wenn ich ankomme.«

»Es wird dort sein, wenn Sie den Job erledigt haben.«

Khamel lächelte. »Der Job wird erledigt, Mr. Sneller, bis Mitternacht. Das heißt, wenn Ihre Informationen stimmen.«

»Bis jetzt stimmen sie. Und für heute ist nicht mit irgendwelchen Änderungen zu rechnen. Unsere Leute sind auf den Straßen. Alles steckt in den beiden Aktenkoffern: Karten, Zeichnungen, Zeitpläne, die Werkzeuge und Gegenstände, die Sie haben wollten.«

Khamel warf einen Blick auf die Aktenkoffer hinter sich. Dann rieb er sich mit der rechten Hand die Augen. »Ich muss ein Nickerchen machen«, murmelte er ins Telefon. »Ich habe seit zwanzig Stunden nicht geschlafen.«

Darauf fiel Sneller keine Erwiderung ein. Wenn Khamel ein Nickerchen machen wollte, dann sollte er eines machen. Sie zahlten ihm zehn Millionen.

»Möchten Sie etwas zu essen?« fragte Sneller ein wenig unbeholfen.

»Nein. Rufen Sie mich in drei Stunden an, um halb elf.« Er legte den Hörer auf und streckte sich auf dem Bett aus.

Am zweiten Tag der herbstlichen Sitzungsperiode herrschte Ruhe auf den Straßen. Die Richter verbrachten ihn auf ihren Stühlen und hörten sich an, wie die Anwälte, einer nach dem anderen, komplizierte und ziemlich langweilige Fälle vortrugen. Rosenberg verschlief das meiste davon. Er erwachte kurz zum Leben, als der Justizminister von Texas forderte, dass dem Insassen einer Todeszelle Medikamente gegeben werden sollten, damit er bei klarem Verstand war, wenn er die tödliche Injektion erhielt. Wie kann er hingerichtet werden, wenn er geisteskrank ist? fragte Rosenberg fassungslos. Kein Problem, sagte der Justizminister von Texas, seine Krankheit kann mit Medikamenten kontrolliert werden. Also gebt ihm eine kleine Spritze, die ihn klar im Kopf macht, und dann noch eine, die ihn umbringt. Könnte alles ganz einfach und verfassungsgemäß sein. Rosenberg argumentierte und wetterte kurze Zeit, dann ging ihm der Dampf aus. In seinem kleinen Rollstuhl saß er viel tiefer als seine Kollegen auf ihren massiven Lederthronen. Er sah bemitleidenswert aus. In früheren Jahren war er ein Tiger gewesen, der selbst aus den gerissensten Anwälten Kleinholz gemacht hatte. Aber jetzt nicht mehr. Er begann zu murmeln, dann verstummte er. Der Justizminister bedachte ihn mit einem hämischen Blick und fuhr dann fort.

Während der letzten Anhörung des Tages, einem faden Rassentrennungsfall aus Virginia, begann Rosenberg zu schnarchen. Chief Runyan warf ihm einen finsternen Blick zu. Jason Kline, Rosenbergs ältester Mitarbeiter, verstand sofort. Er zog den Rollstuhl langsam vom Richtertisch zurück und aus dem Gerichtssaal heraus. Dann schob er ihn rasch den Flur entlang.

In seinem Büro kam der Richter wieder zu sich, nahm seine Medikamente und sagte Kline, dass er nach Hause wollte. Kline informierte das FBI, und Augenblicke später wurde Rosenberg auf die Ladefläche seines im Keller parkenden Transporters

befördert. Zwei FBI-Agenten beobachteten den Vorgang. Ein Pfleger, Frederic, schnallte den Rollstuhl fest, und Sergeant Ferguson von der Polizei des Obersten Bundesgerichts setzte sich ans Steuer des Transporters. Der Richter duldet keine FBI-Agenten in seiner Nähe. Sie würden in ihrem eigenen Wagen folgen und sein Stadthaus von der Straße aus überwachen. Sie hatten Glück, dass sie so nahe herankommen durften. Er misstraute Polizisten, und FBI-Agenten misstraute er erst recht. Er brauchte keinen Schutz.

In der Volta Street in Georgetown verlangsamte der Transporter die Fahrt und setzte rückwärts in eine kurze Auffahrt. Der Pfleger Frederic und der Polizist Ferguson rollten den Richter sanft ins Haus. Die Agenten saßen in ihrem Dienstwagen, einem schwarzen Dodge Aries, und sahen von der Straße aus zu. Die Rasenfläche vor dem Stadthaus war winzig und ihr Wagen kaum zwei Meter von der Haustür entfernt. Es war kurz vor vier Uhr nachmittags.

Ein paar Minuten später verließ Ferguson weisungsgemäß das Haus und sprach mit den Agenten. Nach langen Diskussionen hatte Rosenberg eine Woche zuvor nachgegeben und gestattet, dass Ferguson nach seiner Ankunft nachmittags sämtliche Räume oben und unten inspizierte. Danach musste Ferguson gehen, aber er durfte genau um zehn Uhr abends zurückkommen und bis genau sechs Uhr morgens vor der Hintertür sitzen. Niemand anders als Ferguson durfte es, und er hatte die Überstunden satt.

»Alles in Ordnung«, sagte er zu den Agenten. »Um zehn bin ich wieder hier.«

»Lebt er noch?« fragte einer der Agenten. Die Standardfrage.

»Leider.« Ferguson wirkte müde, als er zu dem Transporter ging. Frederic war rundlich und schwach, aber Kraft war beim Umgang mit seinem Patienten auch nicht erforderlich. Nachdem er die Kissen gerichtet hatte, hob er ihn aus dem Rollstuhl und

setzte ihn behutsam auf die Couch, wo er die nächsten zwei Stunden bewegungslos verbringen, schlafen und CNN sehen würde. Frederic machte sich ein Schinken-Sandwich, stellte einen Teller mit Keksen bereit und blätterte am Küchentisch im *National Enquirer*. Rosenberg murmelte laut irgend etwas und wechselte mit Hilfe der Fernbedienung den Kanal.

Genau um sieben wurde sein Essen aus Hühnerbrühe, Pellkartoffeln und geschmorten Zwiebeln - Schlaganfall-Diät - auf den Tisch gestellt, und Frederic rollte ihn hin. Er bestand darauf, selbst zu essen, und es war kein schöner Anblick. Frederic sah fern. Er würde den Schweinkram später wegputzen.

Um neun war er gebadet, mit einem Nachthemd bekleidet und unter die Bettdecke gesteckt. Das Bett war ein schmales, verstellbares, hellgrünes Ding von der Art, wie sie in Militärkrankenhäusern verwendet wurden, mit einer harten Matratze, Bedienungsknöpfen und Klappgittern, von denen Rosenberg verlangte, dass sie unten blieben. Es stand in einem Zimmer hinter der Küche, das er vor seinem ersten Schlaganfall dreißig Jahre lang als kleines Arbeitszimmer benutzt hatte. Jetzt war das Zimmer klinisch sauber und roch nach Desinfektionsmitteln und nahem Tod. Neben dem Bett stand ein großer Tisch mit einer Krankenhauslampe und mindestens zwanzig Gläsern mit Tabletten. Überall im Zimmer waren dicke, schwere juristische Bücher aufgestapelt. Der Pfleger setzte sich auf einen abgeschabten Lehnstuhl und begann, aus einem Schriftsatz vorzulesen. Er würde lesen, bis er den Richter schnarchen hörte - das allabendliche Ritual. Er las langsam, schrie Rosenberg die Worte zu, der steif und bewegungslos dalag, aber zuhörte. Der Schriftsatz gehörte zu einem Fall, in dem er die Mehrheitsentscheidung schreiben würde. Er ließ sich kein Wort entgehen, eine Zeit lang.

Nach einer Stunde des Lesens und Schreiens war Frederic müde, und der Richter dämmerte langsam ein. Er hob die Hand leicht an, dann schloss er die Augen. Mit einem Knopf am Bett

dämpfte er das Licht. Danach war es fast dunkel im Zimmer. Frederic legte den Satz auf den Boden und machte die Augen zu. Rosenberg schnarchte.

Er würde nicht lange schnarchen.

Kurz nach zehn, als das Haus dunkel und still war, wurde die Tür des Wandschranks in einem der oberen Schlafzimmer leise geöffnet, und Khamel schob sich heraus. Seine Armbandagen, die Nylonmütze und die Laufshorts waren königsblau. Das langärmelige Hemd, die Socken und die Reeboks waren weiß mit königsblauen Applikationen. Perfekte Farbabstimmung. Khamel der Jogger. Er war glattrasiert, und sein sehr kurzes Haar unter der Mütze war jetzt blond, fast weiß.

Das Schlafzimmer war dunkel, ebenso der Flur. Die Stufen knarrten leise unter seinen Reeboks. Er war einsfünfundsiebzig groß und wog weniger als siebenzig Kilo, ohne eine Spur von Fett. Er sorgte dafür, dass er straff und leicht blieb, damit er sich schnell und lautlos bewegen konnte. Die Treppe endete nicht weit von der Haustür entfernt in einer Diele. Er wusste, dass zwei Agenten in einem Wagen am Bordstein saßen, die vermutlich das Haus nicht beobachteten. Er wusste, dass Ferguson sieben Minuten zuvor eingetroffen war. Er konnte das Schnarchen aus dem Hinterzimmer hören. Als er in dem Schrank wartete, hatte er daran gedacht, früher zuzuschlagen, bevor Ferguson kam, damit er ihn nicht umzubringen brauchte. Das Umbringen war kein Problem, aber es hinterließ eine weitere Leiche, um die man sich kümmern musste. Aber er vermutete, zu Unrecht, dass Ferguson womöglich bei dem Pfleger hereinschauen würde, wenn er seinen Dienst antrat. Wenn das der Fall war, dann würde Ferguson die Leichen finden, und er, Khamel, würde ein paar Stunden verlieren. Also hatte er bis jetzt gewartet.

Er glitt lautlos durch die Diele. In der Küche beleuchtete ein kleines Licht an der Dunstabzugshaube die Arbeitsfläche und machte die Dinge etwas gefährlicher. Khamel verfluchte sich

selbst, weil er nicht nachgesehen und die Birne herausgedreht hatte. Solche kleinen Fehler waren unentschuldbar. Er duckte sich unter einem Fenster und warf einen Blick auf den Hinterhof. Er konnte Ferguson nicht sehen, aber er wusste, dass er einsfüfundachtzig groß und einundsechzig Jahre alt war, an grauem Star litt und mit seiner .375er Magnum nicht einmal ein Scheunentor traf.

Beide schnarchten. Khamel lächelte, als er auf der Schwelle niederkauerte und rasch die .22er Automatik und den Schalldämpfer aus der Ace-Bandage zog, die er um die Taille trug. Er schraubte die zehn Zentimeter lange Röhre auf den Lauf und betrat geduckt das Zimmer. Der Pfleger lag tief in seinem Lehnstuhl, mit herabhängenden Händen und offenem Mund. Khamel setzte das Ende des Schalldämpfers an seine rechte Schläfe und drückte dreimal ab. Die Hände bebten und die Füße zuckten, aber die Augen blieben geschlossen. Dann wendete sich Khamel rasch dem bleichen und verrunzelten Kopf von Richter Abraham Rosenberg zu und pumppte gleichfalls drei Kugeln hinein.

Das Zimmer war fensterlos. Er beobachtete die beiden Opfer und wartete eine volle Minute. Die Füße des Pflegers zuckten ein paar Mal, dann hörte das Zucken auf. Die Leichen regten sich nicht mehr.

Er wollte Ferguson im Haus töten. Es war elf Minuten nach zehn, genau die richtige Zeit für irgendeinen Nachbarn, vor dem Schlafengehen den Hund noch einmal auszuführen. Er schlich durch die Dunkelheit zur Hintertür und entdeckte den Polizisten, der ungefähr sechs Meter entfernt friedlich an dem hölzernen Gartenzaun entlang wanderte. Instinktiv öffnete Khamel die Hintertür, schaltete das Verandalicht ein und sagte laut »Ferguson«.

Er ließ die Tür offen und versteckte sich in einer dunklen Ecke neben dem Kühlschrank. Ferguson tappte bereitwillig über die kleine Veranda in die Küche. Das war nicht ungewöhnlich.

Frederic rief ihn oft herein, nachdem Seine Ehren eingeschlafen war. Dann tranken sie Pulverkaffee und spielten Romme.

Diesmal gab es keinen Kaffee, und Frederic wartete nicht auf ihn. Khamel feuerte drei Kugeln in seinen Hinterkopf, und er stürzte auf den Küchentisch.

Khamel schaltete das Verandalicht aus und schraubte den Schalldämpfer ab. Er wurde nicht mehr gebraucht. Schalldämpfer und Pistole verschwanden wieder in der Ace-Bandage. Khamel warf einen Blick durch das Vorderfenster. Die Innenbeleuchtung des schwarzen Dodge war eingeschaltet, und die Agenten lasen. Er stieg über Ferguson hinweg, machte die Hintertür hinter sich zu und verschwand in der Dunkelheit des kleinen Gartens hinter dem Haus. Er sprang lautlos über zwei Zäune und gelangte auf die Straße. Er begann zu laufen. Khamel der Jogger.

Auf dem dunklen Balkon des Montrose Theatre saß Glenn Jensen für sich allein und schaute den nackten und ziemlich aktiven Männern auf der Leinwand zu. Er aß Popcorn aus einer großen Schachtel und nahm nichts zur Kenntnis außer den Körpern. Er war unauffällig genug gekleidet: blaue Strickjacke, Baumwollhose, Mokassins. Eine große Sonnenbrille machte seine Augen unsichtbar, und ein breitrempiger Hut bedeckte seinen Kopf. Er war gesegnet mit einem Gesicht, das man leicht wieder vergaß und, wenn es noch dazu getarnt gewesen war, nie wiedererkannte. Schon gar nicht um Mitternacht auf dem Balkon eines nahezu leeren Pornokinos für Schwule. Keine Ohringe, Tücher, Goldketten oder anderer Schmuck, nichts, woraus man hätte schließen können, dass er abgeschleppt werden wollte.

Es war zu einer Art Sport geworden, dieses Katz-und-Maus-Spiel mit dem FBI und dem Rest der Welt. Auch an diesem Abend hatten sich die Agenten pflichtgemäß auf dem Parkplatz

vor dem Haus postiert. Zwei weitere parkten neben dem Ausgang in der Nähe der Hinterveranda, und er ließ sie alle viereinhalb Stunden dort sitzen, bevor er sich verkleidete, in aller Gemütsruhe in die Tiefgarage hinunterfuhr und im Wagen eines Freundes davonrauschte. Das Gebäude hatte so viele Ausgänge, dass es den bedauernswerten Fibbies unmöglich war, ihn zu überwachen. Bis zu einem gewissen Grade taten sie ihm leid, aber es war sein eigenes Leben, das er leben wollte. Und wenn die Fibbies ihn nicht finden konnten, wie sollte es dann einem Killer gelingen?

Der Balkon war in drei kleine Abschnitte mit jeweils sechs Reihen unterteilt. Er war sehr dunkel; der dicke blaue Strahl von dem Projektor hinter ihm war die einzige Beleuchtung. An den Außengängen waren zerbrochene Sitze und zusammengeklappte Tische gestapelt. Die Samtvorhänge an den Wänden waren zerschlissen und heruntergesackt. Es war ein wundervoller Ort, um sich zu verstecken.

Früher hatte er befürchtet, entdeckt zu werden. In den Monaten nach seiner Ernennung hatte er eine Heidenangst gehabt. Er konnte sein Popcorn nicht essen und schon gar nicht die Filme genießen. Er sagte sich, wenn er erwischt oder erkannt oder auf irgendeine unerfreuliche Art bloßgestellt werden sollte, dann würde er einfach behaupten, dass er für irgendeinen anhängigen Obszönitätenfall recherchierte. Ein derartiger Fall stand immer auf der Tagesordnung, und vielleicht würde man ihm das abkaufen. Diese Ausrede konnte durchaus ihren Zweck erfüllen, sagte er sich immer wieder und wurde kühner. Aber eines Nachts im Jahre 1990 geriet ein Kino in Brand, und vier Menschen starben. Ihre Namen standen in der Zeitung. Große Story. Richter Glenn Jensen war zufällig auf der Toilette, als er die Schreie hörte und den Rauch roch. Er huschte auf die Straße hinaus und verschwand. Die Toten wurden auf dem Balkon gefunden. Einen von ihnen hatte er gekannt. Zwei Monate verzichtete er auf die Kinobesuche, dann fing er wieder damit

an. Er brauchte weitere Recherchen, redete er sich ein.

Und was war, wenn er erwischt wurde? Er war auf Lebenszeit ernannt. Die Wähler konnten ihn nicht nach Hause schicken.

Er mochte das Montrose, weil dienstags die ganze Nacht hindurch Filme gezeigt wurden, aber nie viele Leute da waren. Er mochte das Popcorn, und Bier vom Fass kostete fünfzig Cents.

Im mittleren Abschnitt saßen außerdem zwei alte Männer, die miteinander schmusten. Jensen warf ihnen hin und wieder einen Blick zu, konzentrierte sich dann aber auf den Film. Traurig, dachte er, wenn man siebzig ist, den Tod vor Augen und auf der Flucht vor AIDS, darauf angewiesen, sein Glück auf einem schmutzigen Balkon zu finden.

Ein vierter Mann erschien auf dem Balkon. Er warf einen Blick auf Jensen und die eng umschlungen dasitzenden Männer und ging mit seinem Fassbier und seinem Popcorn zur obersten Reihe des mittleren Abschnitts. Der Vorführraum lag direkt hinter ihm. Rechts von ihm und drei Reihen tiefer saß der Richter. Die grauhaarigen Liebenden waren vor ihm; sie küssten sich und flüsterten und kicherten, blind für die Welt.

Er war angemessen gekleidet. Enge Jeans, schwarzes Seidenhemd, Ohrring, horngefasster Augenschirm und das ordentlich geschnittene Kopf- und Barthaar des typischen Homosexuellen. Khamel der Schwule.

Er wartete ein paar Minuten, dann rückte er ein Stück nach rechts und setzte sich an den Gang. Niemand nahm es zur Kenntnis. Wen kümmerte es schon, wo er saß?

Zwanzig nach zwölf hatten die beiden alten Männer genug. Sie standen auf und schlichen Arm in Arm auf Zehenspitzen hinaus, immer noch flüsternd und kichernd. Jensen beachtete sie nicht. Er war völlig hingerissen von dem Film, einer tollen Orgie auf einer Jacht mitten in einem Hurrikan. Khamel bewegte sich wie eine Katze über den schmalen Gang zu einem

Platz drei Reihen hinter dem Richter. Er nippte an seinem Bier. Sie waren allein. Er wartete eine Minute und rutschte dann schnell noch eine Reihe tiefer. Jensen war zweieinhalb Meter entfernt.

Mit dem Sturm wurde auch die Orgie heftiger. Das Tosen des Windes und die Schreie der Beteiligten erfüllten das kleine Kino. Khamel stellte Bier und Popcorn auf den Boden und zog ein knapp meterlanges Stück gelbes Nylonseil aus dem Hosenbund. Er wickelte die Enden rasch um beide Hände und stieg über die Stuhlreihe vor sich. Sein Opfer atmete schwer. Die Popcornschachtel zitterte.

Der Angriff erfolgte schnell und brutal. Khamel schlang das Seil dicht unter den Kehlkopf und zerrte heftig. Er riss das Seil abwärts und mit ihm den Kopf über die Rücklehne des Sitzes. Das Genick brach. Er legte die Seilenden zusammen und verknotete sie im Genick. Dann schob er eine fünfzehn Zentimeter lange Stahlstange durch den Knoten und drehte die Schlinge, bis das Fleisch aufplatzte und zu bluten begann. In zehn Sekunden war es vorüber.

Auf der Leinwand war auch der Hurrikan vorüber, und zur Feier des Ereignisses begann eine neue Orgie. Jensen sackte auf seinem Sitz zusammen. Sein Popcorn war um seine Schuhe herum verstreut. Es war nicht Khamels Art, seine Arbeit zu bewundern. Er verließ den Balkon, ging gelassen zwischen den Regalen mit Zeitschriften und Geräten im Foyer hindurch und verschwand dann hinaus auf den Gehsteig.

Er fuhr mit dem unauffälligen weißen Ford mit Connecticut-Kennzeichen nach Dulles, zog sich in einem Waschraum um und wartete auf seine Maschine nach Paris.

VIER

Die First Lady war an der Westküste und nahm an einer Reihe von Frühstückten zu fünftausend Dollar pro Gedeck teil, bei denen die Reichen und die Snobs mit Vergnügen ihr Geld für kalte Eier und billigen Sekt ausgaben und für die Chance, mit der Queen, wie sie genannt wurde, gesehen und vielleicht sogar fotografiert zu werden. Deshalb schlief der Präsident allein, als das Telefon läutete. Zu Beginn seiner Amtszeit hatte er daran gedacht, sich in der großen Tradition der amerikanischen Präsidenten eine Geliebte zuzulegen. Aber jetzt kam es ihm so unrepublikanisch vor. Außerdem war er alt und müde. Er schlief auch dann oft allein, wenn die Queen im Weißen Haus war.

Er hatte einen festen Schlaf. Es läutete zwölfmal, bevor er es hörte. Er griff nach dem Hörer und sah auf die Uhr. Halb fünf. Er hörte sich an, was die Stimme zu sagen hatte, sprang aus dem Bett, und acht Minuten später war er im Oval Office. Keine Dusche, keine Krawatte. Er starrte seinen Stabschef Fletcher Coal an und setzte sich an seinen Schreibtisch.

Coal lächelte. Seine einwandfreien Zähne und sein kahler Kopf glänzten. Erst siebenunddreißig Jahre alt, war er der Wunderknabe, der vier Jahre zuvor einen scheiternden Wahlkampf gerettet und seinen Boss ins Weiße Haus gebracht hatte. Er war ein gerissener Manipulator und ein skrupelloser Opportunist, der sich mit Zähnen und Klauen seinen Weg in den innersten Kreis gebahnt hatte, bis er jetzt zum zweiten Mann im Staat geworden war. Viele hielten ihn für den wahren Boss. Schon die bloße Erwähnung seines Namens versetzte die niederen Ränge in Angst und Schrecken.

»Was ist passiert?« fragte der Präsident langsam.

Coal wanderte vor dem Schreibtisch des Präsidenten hin und

her. »Viel weiß ich auch noch nicht. Sie sind beide tot. Zwei FBI-Agenten haben Rosenberg gegen ein Uhr gefunden. Er lag tot in seinem Bett. Sein Pfleger und ein Polizist des Obersten Bundesgericht wurden gleichfalls ermordet. Alle drei mit Kopfschüssen. Sehr saubere Arbeit. Während das FBI und die hiesige Polizei den Tatort untersuchten, kam ein Anruf, dass Jensen in irgendeinem Schwulenklub tot aufgefunden worden war. Das war vor ein paar Stunden. Voyles hat mich um vier angerufen, und danach habe ich Sie angerufen. Er und Gminski müssten eigentlich gleich hier sein.«

»Gminski?«

»Die CIA sollte einbezogen werden, fürs erste jedenfalls.«

Der Präsident verschränkte die Hände hinter dem Kopf und streckte sich. »Rosenberg ist also tot.«

»Ja. Masetot. Ich schlage vor, dass Sie in ein paar Stunden zur Nation sprechen. Mabry schreibt an einer Rohfassung. Ich werde sie überarbeiten. Wir sollten warten, bis es Tag ist, mindestens bis sechs Uhr. Sonst ist es zu früh, und wir erreichen einen Großteil unserer Zuhörer nicht.«

»Die Presse...«

»Ja. Es ist schon raus. Sie haben die Besatzung des Krankenwagens gefilmt, der Jensen ins Leichenschauhaus brachte.«

»Ich wusste nicht, dass er schwul war.«

»Daran besteht jetzt keinerlei Zweifel mehr. Wir haben die perfekte Krise, Mr. President. Denken Sie einmal nach. Wir haben sie nicht ausgelöst. Es ist nicht unsere Schuld. Niemand kann uns einen Vorwurf machen. Und die Nation wird so geschockt sein, dass sie eine gewisse Solidarität empfindet und das Gefühl hat, dass die Zeit gekommen ist, sich um den Anführer zu scharen. Einfach grandios.«

Der Präsident trank eine Tasse Kaffee und starrte auf die

Papiere auf seinem Schreibtisch. »Und ich muss das Gericht umbilden.«

»Das ist das Beste daran. Das wird Ihr Vermächtnis. Ich habe bereits Duvall im Justizministerium angerufen und ihn angewiesen, sich mit Horton in Verbindung zu setzen und eine vorläufige Kandidatenliste aufzustellen. Horton hat gestern Abend in Omaha eine Rede gehalten, aber er ist auf dem Rückflug. Ich schlage vor, dass wir später am Vormittag mit ihm reden.«

Der Präsident nickte sein übliches Einverständnis mit Coals Vorschlägen. Er überließ es Coal, sich um die Details zu kümmern. Er war nie ein Mann mit Sinn für Details gewesen. »Irgendwelche Verdächtigen?«

»Bisher nicht. Aber ich weiß nicht viel. Ich habe Voyles gesagt, dass Sie damit rechnen, von ihm informiert zu werden, wenn er hier ist.«

»Mir ist so, als hätte jemand gesagt, das Oberste Gericht stünde unter FBI-Schutz.«

Coal lächelte breiter und kicherte. »Genau. Der Schwarze Peter liegt bei Voyles. Ziemlich peinlich für ihn.«

»Großartig. Ich möchte, dass Voyles seinen Anteil an der Schuld bekommt. Kümmern Sie sich um die Presse. Ich möchte, dass er eins aufs Dach bekommt. Danach können wir ihn vielleicht in die Wüste schicken.«

Dieser Gedanke gefiel Coal. Er hörte auf herumzuwandern und kritzelte eine Notiz auf seinen Block. Ein Wachmann klopfte an die Tür und öffnete sie. Die Direktoren Voyles und Gminski traten zusammen ein. Die Stimmung war plötzlich gedrückt, als alle vier sich die Hand gaben. Die beiden Männer ließen sich vor dem Schreibtisch des Präsidenten nieder, und Coal stellte sich seitlich vom Präsidenten an ein Fenster - seine gewohnte Position. Er hasste Voyles und Gminski, und sie hassten ihn. Coal blühte auf unter Hass. Der Präsident hörte auf

ihn, und das war alles, worauf es ankam. Jetzt würde er für ein paar Minuten den Mund halten. Wenn andere Leute zugegen waren, war es wichtig, dem Präsidenten das Feld zu überlassen.

»Es tut mir sehr leid, dass Sie kommen mussten, aber ich danke Ihnen dafür«, sagte der Präsident. Sie nickten ingrimmig und nahmen die offenkundige Lüge zur Kenntnis. »Was ist passiert?«

Voyles sprach rasch und ohne Umschweife. Er beschrieb die Szene in Rosenbergs Haus, als die Leichen gefunden worden waren. Ferguson meldete sich routinemäßig jede Nacht um eins bei den FBI-Agenten auf der Straße. Als er nicht erschien, forschten sie nach. Die Morde waren sehr sauber und professionell ausgeführt worden. Voyles teilte mit, was er über Jensen wusste. Gebrochenes Genick. Strangulation. Gefunden von einem anderen Typ auf dem Balkon. Allem Anschein nach keine Augenzeugen. Voyles war nicht so schroff und barsch wie gewöhnlich. Es war ein schwarzer Tag für das FBI, und er spürte, was ihm bevorstand. Aber er hatte fünf Präsidenten überlebt und würde bestimmt auch diesen Schwachkopf ausmanövrieren.

»Zwischen den beiden Morden besteht offensichtlich ein Zusammenhang«, sagte der Präsident und starrte Voyles an.

»Möglich. Sicher, es sieht so aus, aber...«

»Keine Ausflüchte, Direktor. Im Laufe von zweihundertundzwanzig Jahren sind vier Präsidenten umgebracht worden, zwei oder drei Kandidaten, eine Handvoll Bürgerrechtler, ein paar Gouverneure, aber noch nie ein Richter des Obersten Bundesgerichts. Und nun werden in einer Nacht, im Abstand von wenigen Stunden, zwei von ihnen ermordet. Und Sie sind nicht überzeugt, dass da ein Zusammenhang besteht?«

»Das habe ich nicht gesagt. Irgendwo muss ein Bindeglied zu finden sein. Es ist nur so, dass die Methoden so unterschiedlich

waren. Und so professionell. Sie dürfen nicht vergessen, dass wir Tausende von Drohungen gegen das Gericht hatten.«

»Fein. Also wen verdächtigen Sie?«

Niemand nahm F. Dentón Voyles ins Kreuzverhör. Er funkelte den Präsidenten an. »Für Verdächtige ist es noch zu früh. Wir sind noch dabei, Beweismaterial zu sammeln.«

»Wie ist der Mörder in Rosenbergs Haus gekommen?«

»Das weiß niemand. Schließlich konnten wir nicht sehen, wie er hineingegangen ist. Allem Anschein nach hat er sich eine ganze Weile dort aufgehalten, sich vielleicht in einem Schrank auf dem Dachboden versteckt. Auch das entzieht sich unserer Kenntnis. Rosenberg weigerte sich, uns ins Haus zu lassen. Ferguson inspizierte routinemäßig jeden Nachmittag, wenn der Richter vom Gericht zurückkehrte, das Haus. Es ist immer noch zu früh, aber wir haben nichts gefunden, was auf den Mörder hindeutet. Nichts außer drei Leichen. Am späten Nachmittag werden wir das ballistische Untersuchungsergebnis und den Autopsiebericht haben.«

»Ich möchte sie sehen, sobald Sie sie bekommen haben.«

»Ja, Mr. President.«

»Außerdem wünsche ich bis fünf Uhr heute nachmittag eine kurze Liste von Verdächtigen. Ist das klar?«

»Natürlich, Mr. President.«

»Und ich möchte einen Bericht über Ihre Sicherheitsvorkehrungen und weshalb sie versagt haben.«

»Sie gehen davon aus, dass sie versagt haben.«

»Wir haben zwei tote Richter, die beide vom FBI bewacht wurden. Ich meine, das amerikanische Volk hat ein Anrecht darauf, zu erfahren, was schiefgegangen ist, Direktor. Ja, sie haben versagt.«

»Erstatte ich Ihnen Bericht oder dem amerikanischen Volk?«

»Mir.«

»Und dann berufen Sie eine Pressekonferenz ein und informieren das amerikanische Volk, stimmt's?«

»Fürchten Sie die Untersuchung, Direktor?«

»Keineswegs. Rosenberg und Jensen sind tot, weil sie sich geweigert haben, mit uns zu kooperieren. Beide waren sich der Gefahr, in der sie sich befanden, vollauf bewusst, und trotzdem machten sie nicht mit. Die anderen sieben kooperieren und sind noch am Leben.«

»Im Augenblick. Wir sollten uns vergewissern. Sie fallen um wie die Fliegen.« Der Präsident lächelte Coal an, der Voyles beinahe hämisch angegrinst hätte. Coal entschied, dass es an der Zeit war einzugreifen. »Direktor, wussten Sie, dass Jensen sich an solchen Orten herumtrieb?«

»Er war ein erwachsener Mann mit einer Ernennung auf Lebenszeit. Selbst wenn er auf die Idee gekommen wäre, nackt auf Tischen zu tanzen, hätten wir ihn nicht daran hindern können.«

»Ja, Sir«, sagte Coal höflich. »Aber Sie haben meine Frage nicht beantwortet.«

Voyles holte tief Luft und schaute beiseite. »Ja. Wir haben gegewöhnt, dass er homosexuell war, und wir wussten, dass er gewisse Kinos bevorzugte. Aber wir haben weder die Autorität noch die Absicht, derartige Informationen publik zu machen.«

»Ich möchte diese Berichte heute nachmittag haben«, sagte der Präsident. Voyles betrachtete ein Fenster, hörte zu, reagierte aber nicht. Der Präsident wendete sich an Robert Gminski, Direktor der CIA. »Bob, ich möchte eine eindeutige Antwort.«

Gminski runzelte die Stirn. »Ja, Sir. Um was geht es?«

»Ich möchte wissen, ob irgendein Zusammenhang besteht zwischen diesen Morden und einer Organisation, einem Unternehmen, einer Gruppierung oder was auch immer der Regierung der Vereinigten Staaten.«

»Das kann doch nicht Ihr Ernst sein, Mr. President? Das ist absurd!« Gminski schien schockiert zu sein, aber der Präsident, Coal und sogar Voyles wussten, dass bei der CIA heutzutage alles möglich war.

»Mein voller Ernst, Bob.«

»Ich versichere Ihnen, gleichfalls in vollem Ernst, dass wir damit nichts zu tun hatten. Ich bin fassungslos, dass Sie an so etwas auch nur denken konnten. Unglaublich!«

»Gehen Sie der Sache nach, Bob. Ich möchte ganz sicher sein. Rosenberg hielt nichts von den nationalen Sicherheitsorganen. Er hat sich bei den Geheimdiensten Tausende von Feinden gemacht. Also überprüfen Sie es, okay?«

»Okay, okay.«

»Und ich möchte heute nachmittag um fünf einen Bericht.«

»Gut. Okay. Aber es ist Zeitverschwendung.«

Fletcher Coal trat an den Schreibtisch und stellte sich neben den Präsidenten. »Gentlemen, ich schlage vor, dass wir um fünf hier wieder zusammenkommen. Ist Ihnen das recht?«

Beide nickten und erhoben sich. Coal begleitete sie wortlos zur Tür und machte sie hinter ihnen zu.

»Das haben Sie wirklich gut gemacht«, sagte er zu dem Präsidenten. »Voyles weiß, dass er verwundbar ist. Ich habe Blut gerochen. Wir werden über die Presse auf ihn einschlagen.«

»Rosenberg ist tot«, wiederholte der Präsident. »Ich kann es einfach nicht glauben.«

»Ich habe eine Idee für das Fernsehen.« Coal wanderte wieder herum, ganz der Mann, der das Sagen hat. »Wir müssen aus dem Schock unseren Vorteil ziehen. Sie müssen müde aussehen, so, als wären Sie die ganze Nacht aufgewesen, um der Krise Herr zu werden. Einverstanden? Die ganze Nation wird zuschauen, darauf warten, dass Sie Einzelheiten mitteilen und sie beruhigen. Ich meine, Sie sollten etwas Warmes und Tröstliches tragen.

Anzug und Krawatte um sieben Uhr morgens könnten aufgesetzt wirken. Wir sollten uns ein bisschen entspannt geben.«

Der Präsident hörte aufmerksam zu. »Bademantel?«

»Das nicht gerade. Aber wie wäre es mit einer Strickjacke und einer bequemen Hose? Keine Krawatte. Weißes Hemd. Eine Art Großvater-Image.«

»Sie wollen, dass ich der Nation in dieser Stunde der Krise im Pullover gegenübertrete?«

»Ja. Es gefällt mir. Eine braune Strickjacke und ein weißes Hemd.«

»Ich weiß nicht recht.«

»Das Image ist gut. Vergessen Sie nicht, Chef, im nächsten Jahr ist Wahl. Dies ist unsere erste Krise seit drei Monaten, und was für eine wunderbare Krise! Die Leute müssen Sie in etwas anderem sehen, zumal um sieben Uhr morgens. Sie müssen salopp aussehen, häuslich, aber Herr der Lage. Das wird uns in den Meinungsumfragen fünf, vielleicht sogar zehn Punkte einbringen. Vertrauen Sie mir, Chef.«

»Ich kann Pullover nicht ausstehen.«

»Vertrauen Sie mir einfach.«

»Ich weiß nicht recht.«

FÜNF

Darby Shaw erwachte in der frühmorgendlichen Dunkelheit mit dem Anflug eines Katers. Nach fünfzehn Monaten Jurastudium weigerte sich ihr Verstand, länger als sechs Stunden zu ruhen. Sie war oft schon vor Tagesanbruch auf, weil sie mit Callahan nicht gut schlafen konnte. Der Sex war grandios, aber das Schlafen war oft ein Tauziehen mit Kissen und Laken.

Sie betrachtete die Zimmerdecke und hörte zu, wie er in seinem von Scotch hervorgerufenen Koma gelegentlich schnarchte. Die Laken hatten sich wie Taue um seine Knie gewickelt. Sie hatte keine Decke, aber ihr war nicht kalt. In New Orleans ist auch der Oktober noch schwül und warm. Die schwere Luft stieg von der Dauphine Street herauf, über den kleinen Balkon vor dem Schlafzimmer und durch die offenstehende Terrassentür. Sie brachte den ersten Strahl Morgenlicht mit. Darby stand auf, zog Callahans Bademantel über und trat an die Tür. Die Sonne ging auf, aber die Dauphine Street war noch dunkel. Im French Quarter nahm niemand den Tagesanbruch zur Kenntnis. Dir Mund war trocken.

Unten in der Küche kochte Darby eine Kanne dicken Zichorienkaffee vom French Market. Den blauen Ziffern an der Mikrowelle zufolge war es zehn Minuten vor sechs. Für jemanden, der nicht viel trank, war das Leben mit Callahan ein ununterbrochener Kampf. Ihr Limit waren drei Glas Wein. Sie hatte weder ein bestandenes Anwaltsexamen noch einen Job und konnte es sich nicht leisten, sich jede Nacht zu betrinken und lange zu schlafen. Und sie wog sechsfünfzig Kilo und war entschlossen, ihr Gewicht zu halten. Callahan kannte kein Limit.

Sie trank drei Gläser Eiswasser, dann füllte sie einen großen Becher mit Zichorienkaffee. Sie schaltete das Licht ein, als sie

die Treppe hinaufging und sich wieder ins Bett legte. Sie drückte auf die Tasten der Fernbedienung, und auf dem Bildschirm erschien der Präsident, der an seinem Schreibtisch saß und ziemlich merkwürdig aussah in einer braunen Strickjacke und ohne Krawatte. Es war eine Sondersendung von NBC News.

»Thomas!« Sie rüttelte ihn an der Schulter. Er rührte sich nicht. »Thomas! Wach auf!« Sie drückte auf einen Knopf, und die Lautstärke schwoll an. Der Präsident sagte Guten Morgen.

»Thomas!« Sie beugte sich dem Fernseher entgegen. Callahan befreite sich von den Laken und setzte sich auf, rieb sich die Augen und versuchte, zu sich zu kommen. Sie reichte ihm den Kaffee.

Der Präsident hatte Tragisches zu verkünden. Seine Augen waren müde, er wirkte betrübt, aber sein voller Bariton verströmte Zuversicht. Er hatte Notizen, benutzte sie aber nicht. Er blickte tief in die Kamera und informierte das amerikanische Volk über die bestürzenden Ereignisse der vergangenen Nacht.

»Was ist los?« murmelte Callahan. Nachdem er die Todesfälle bekanntgegeben hatte, lieferte der Präsident einen blumigen Nachruf auf Rosenberg. Eine überragende Legende nannte er ihn. Es fiel ihm nicht leicht, aber er verzog keine Miene, während er sich in Lobesworten über einen der meistgehassten Männer in Amerika erging.

Callahan starrte auf den Bildschirm, ebenso Darby. »Das ist wirklich rührend«, sagte sie. FBI und CIA hätten ihm Bericht erstattet, erklärte der Präsident, und man ginge davon aus, dass die Morde zusammenhängen. Er hatte eine sofortige, gründliche Untersuchung gefordert, und die Verantwortlichen würden zur Rechenschaft gezogen werden.

Callahan saß aufrecht im Bett und bedeckte sich mit den Laken. Er blinzelte und kämmte mit den Fingern sein zerzaustes Haar. »Rosenberg? Ermordet?« murmelte er, ohne den Blick

vom Bildschirm abzuwenden. Sein benebelter Kopf war sofort klar geworden, und die Schmerzen waren da, aber er spürte sie nicht.

»Sieh dir die Strickjacke an«, sagte Darby, trank Kaffee und betrachtete das orangefarbene Gesicht mit dem dicken Makeup und das silbrige, sorgfältig frisierte Haar. Er war ein wundervoll gutaussehender Mann mit einer beruhigenden Stimme; dieser Tatsache verdankte er seine politischen Erfolge. Die Falten auf seiner Stirn pressten sich zusammen, und er war jetzt noch betrübter, als er von seinem guten Freund Richter Glenn Jensen sprach.

»Im Montrose Theatre, um Mitternacht«, wiederholte Callahan.

»Wo ist das?« fragte sie. Callahan hatte sein Jurastudium in Georgetown abgeschlossen.

»Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, es liegt im Schwulenviertel.«

»War er schwul?«

»Ich habe Gerüchte gehört. Offensichtlich.« Jetzt saßen sie beide am Ende des Bettes mit den Laken über den Beinen. Der Präsident ordnete eine Woche Nationaltrauer an. Flaggen auf Halbmast. Bundesbehörden morgen geschlossen. Die Vorbereitungen für die Beisetzungen waren im Gange. Er redete noch ein paar Minuten weiter, immer noch tief betrübt, sogar schockiert, sehr menschlich, aber dennoch der Präsident und eindeutig Herr der Lage. Er verabschiedete sich mit seinem patentierten Großvaterlächeln voller Zuversicht, Weisheit und Trost.

Ein NBC-Reporter erschien auf dem Rasen des Weißen Hauses und füllte die Lücken. Die Polizei schwieg sich aus. Im Augenblick schien es keine Verdächtigen zu geben und keine Anhaltspunkte. Ja, beide Richter hatten unter dem Schutz des FBI gestanden, das keinen Kommentar gegeben hatte. Ja, das

Montrose war ein Ort, der von Homosexuellen besucht wurde. Ja, es hatte zahlreiche Drohungen gegen beide Männer gegeben besonders gegen Rosenberg. Und es konnte sein, dass es viele Verdächtige geben würde, bevor alles vorbei war.

Callahan schaltete den Apparat aus und trat an die Terrassentür, wo die frühmorgendliche Luft zunehmend dicker wurde. »Keine Verdächtigen«, murmelte er.

»Mir fallen mindestens zwanzig ein«, sagte Darby.

»Ja, aber weshalb diese Kombination? Rosenberg, das ist einleuchtend, aber weshalb Jensen? Warum nicht McDowell oder Yount, die beide wesentlich liberaler sind als Jensen? Es ergibt keinen Sinn.« Callahan setzte sich auf einen Korbstuhl neben der Tür und raufte sich das Haar.

»Ich hole dir mehr Kaffee«, sagte Darby.

»Nein, nein. Ich bin wach.«

»Wie geht es deinem Kopf?«

»Gut, wenn ich drei Stunden länger hätte schlafen können. Ich glaube, ich werde das Seminar absagen. Mir ist nicht danach.«

»Großartig.«

»Verdammt, ich kann es einfach nicht glauben. Dieser Schwachkopf kann zwei neue Richter ernennen. Und das bedeutet, dass acht der neun von den Republikanern vorgeschlagen wurden.«

»Vorher müssen sie bestätigt werden.«

»In zehn Jahren wird die Verfassung nicht mehr wiederzuerkennen sein. Es ist zum Kotzen.«

»Genau deshalb wurden sie umgebracht, Thomas. Irgendeine Person oder irgendeine Gruppe möchte ein anderes Gericht haben, eines mit einer eindeutig konservativen Mehrheit. Nächstes Jahr ist Präsidentschaftswahl. Rosenberg ist oder war einundneunzig. Manning ist vierundachtzig, Yount knapp achtzig. Sie können bald sterben oder noch zehn Jahre leben.

Ein Demokrat könnte zum Präsidenten gewählt werden. Weshalb ein Risiko eingehen? Bringt sie jetzt um, ein Jahr vor der Wahl. Völlig einleuchtend für jemanden, der so denkt.«

»Aber weshalb Jensen?«

»Er war ein wunder Punkt. Und allem Anschein nach eine leichte Zielscheibe.«

»Ja, aber im Grunde war er ein Gemäßigter, der gelegentlich nach links ausscherte. Und er war von einem Republikaner nominiert worden.«

»Möchtest du eine Bloody Mary?«

»Gute Idee. In einer Minute. Ich versuche nachzudenken.«

Darby lehnte sich auf dem Bett zurück, trank ihren Kaffee und sah zu, wie das Sonnenlicht den Balkon erreichte. »Überleg doch mal, Thomas. Das Timing ist wunderbar. Wiederwahl, Nominierungen, Politik, all das. Aber denk an die Gewalttätigkeiten und die Radikalen, die Eiferer, die Abtreibungsgegner und die Schwulenhasser, die Arier und die Nazis, denk an all die Gruppen, die imstande sind, jemanden umzubringen, und an all die Drohungen gegen das Gericht. Für eine unbekannte, unauffällige Gruppe ist es genau der richtige Moment, um sie zu beseitigen. Es ist grausig, aber das Timing ist grandios.«

»Und was für eine Gruppe soll das sein?«

»Wer weiß.«

»Die Underground Army?«

»Die ist nicht gerade unauffällig. Sie hat Richter Fernandez in Texas umgebracht.«

»Arbeitet die nicht mit Bomben?«

»Ja. Experten im Umgang mit Plastiksprengstoff.«

»Die kannst du streichen.«

»Im Augenblick streiche ich überhaupt niemanden.« Darby

stand auf und band den Bademantel wieder zu. »Komm mit. Ich mach dir eine Bloody Mary.«

»Nur, wenn du mit mir trinkst.«

»Thomas, du bist Professor. Du kannst deine Seminare absagen, wann immer du willst. Ich bin Studentin und...«

»Ich weiß, in welchem Verhältnis wir zueinander stehen.«

»Ich kann keine Seminare schwänzen.«

»Ich lasse dich in Verfassungsrecht durchfallen, wenn du nicht schwänzt und dich mit mir betrinkst. Ich habe ein Buch mit Urteilsbegründungen von Rosenberg. Wir wollen sie lesen, Bloody Marys trinken, dann Wein, dann irgend etwas anderes. Ich vermisse ihn schon jetzt.«

»Ich habe um neun Verfahrensrecht, das kann ich nicht schwänzen.«

»Ich werde den Dekan anrufen und dafür sorgen, dass er alle Vorlesungen und Seminare ausfallen lässt. Wirst du dann mit mir trinken?«

»Nein. Nun komm schon, Thomas.« Er folgte ihr die Treppe hinunter in die Küche, zum Kaffee und zum Alkohol.

SECHS

Ohne den Hörer von der Schulter zu nehmen, drückte Fletcher Coal auf einen weiteren Knopf an dem Telefon auf dem Schreibtisch im Oval Office. Drei Lämpchen blinkten bereits, wartende Gesprächspartner. Er wanderte langsam vor dem Schreibtisch herum und hörte zu, während er einen zweiseitigen Bericht von Justizminister Horton überflog. Er ignorierte den Präsidenten, der geduckt vor einem der Fenster stand, mit behandschuhten Händen seinen Golfschläger umklammerte, zuerst den gelben Ball anstarrte und dann den Blick langsam über den blauen Teppich zu dem drei Meter entfernten Messingloch wandern ließ. Coal knurrte etwas in den Hörer. Der Präsident, der den Ball leicht ansah und zusah, wie er exakt in das Loch rollte, bekam nichts davon mit. Das Loch klickte und leerte sich selbst, und der Ball rollte einen Meter zur Seite. Der Präsident rückte auf Strümpfen an den nächsten Ball heran; er war orange. Er tippte ihn an, und der Ball rollte direkt ins Loch. Acht hintereinander. Siebenundzwanzig von dreißig.

»Das war Chief Runyan«, sagte Coal und knallte den Hörer auf die Gabel. »Er ist ziemlich aufgeregt. Er möchte Sie heute nachmittag sprechen.«

»Sagen Sie ihm, er soll warten, bis er dran ist.«

»Ich habe ihm gesagt, er soll morgen früh um zehn kommen. Halb elf haben Sie eine Kabinettsitzung und um halb zwölf den Nationalen Sicherheitsrat.«

Ohne aufzusehen, packte der Präsident den Schläger wieder fester und betrachtete den nächsten Ball. »Ich kann es gar nicht erwarten. Was ist mit den Umfragen?« Er holte bedächtig aus und ließ den Ball nicht aus den Augen.

»Ich habe gerade mit Nellson gesprochen. Er hat zwei

durchgeführt, die erste am Mittag. Der Computer verdaut sie gerade, aber er meint, die Zustimmungsrate dürfte irgendwo in der Nähe von zweiundfünfzig oder dreiundfünfzig Prozent liegen.«

Der Golfspieler schaute kurz auf und lächelte, dann kehrte er zu seinem Spiel zurück. »Wo lag sie vorige Woche?«

»Bei vierundvierzig. Es war die Strickjacke ohne Krawatte. Genau, wie ich gesagt habe.«

»Ich dachte, es wären fünfundvierzig gewesen«, sagte der Präsident, während er einen gelben Ball anschlug und zusah, wie er genau ins Loch rollte.

»Sie haben recht. Fünfundvierzig.«

»Das ist das höchste seit...«

»Elf Monaten. Seit Flug 402 im November vorigen Jahres sind wir nicht mehr über fünfzig gewesen. Das ist eine wunderbare Krise, Chef. Die Leute sind schockiert, aber viele sind selig darüber, dass Rosenberg tot ist. Und Sie sind der Mann in der Mitte. Einfach wunderbar.« Coal drückte auf einen der blinkenden Knöpfe und griff wieder nach dem Hörer. Dann knallte er ihn wieder auf die Gabel, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Er rückte seine Krawatte zurecht und knöpfte sein Jackett zu.

»Es ist halb sechs, Chef. Voyles und Gminski warten.«

Der Präsident schlug und beobachtete den Ball. Er rollte zwei Zentimeter zu weit nach rechts, und er verzog das Gesicht. »Sie sollen ruhig warten. Wir halten morgen früh um neun eine Pressekonferenz ab. Ich nehme Voyles mit, aber er muss den Mund halten. Und hinter mir stehen. Ich liefere ein paar weitere Details und beantworte ein paar Fragen. Die Fernsehstationen werden sie bestimmt live übertragen, meinen Sie nicht auch?«

»Natürlich. Gute Idee. Ich werde es veranlassen.«

Der Präsident zog die Handschuhe aus und warf sie in eine

Ecke. »Holen Sie sie herein.« Er lehnte seinen Schläger an die Wand und schlüpfte in seine Bally-Schuhe. Wie gewöhnlich hatte er sich seit dem Frühstück sechsmal umgezogen und trug jetzt einen zweireihigen Glencheck-Anzug mit einer rot und blau gepunkteten Krawatte. Amtstracht. Das Jackett hing an einem Ständer neben der Tür. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und betrachtete stirnrunzelnd einige Papiere. Er nickte Voyles und Gminski zu, stand aber nicht auf und bot ihnen auch nicht die Hand. Sie ließen sich auf der anderen Seite des Schreibtisches nieder, und Coal nahm seine übliche Haltung ein, wie ein Wachtposten, der es nicht abwarten kann, drauflos zu schießen. Der Präsident griff sich an den Nasenrücken, als hätten die Strapazen des Tages eine Migräne ausgelöst.

»Das war ein langer Tag, Mr. President«, sagte Bob Gminski, um das Eis zu brechen. Voyles sah zum Fenster hinaus.

Coal nickte, und der Präsident sagte: »Ja, Bob. Ein sehr langer Tag. Und ich habe heute abend ein Essen mit ein paar Äthiopiern, also wollen wir es kurz machen. Fangen wir mit Ihnen an, Bob. Wer hat sie umgebracht?«

»Ich weiß es nicht, Mr. President. Aber ich versichere Ihnen - wir hatten damit nichts zu tun.«

»Ihr Ehrenwort, Bob?« Er hörte sich fast flehentlich an.

Gminski hob die rechte Hand so, dass die Handfläche dem Schreibtisch zugewendet war. »Ich schwöre es. Beim Grabe meiner Mutter.«

Coal nickte beifällig, als ob er ihm glaubte und als ob es auf seine Zustimmung ankäme.

Der Präsident richtete den Blick auf Voyles, dessen gedrungene Figur den Stuhl ausfüllte und nach wie vor mit einem formlosen Trenchcoat bekleidet war. Der Direktor kaute langsam auf seinem Gummi herum und musterte den Präsidenten verächtlich.

»Ballistik? Autopsie?«

»Habe ich«, sagte Voyles und öffnete seinen Aktenkoffer.

»Lassen Sie hören. Die Berichte lese ich später.«

»Die Waffe war ein kleines Kaliber, vermutlich eine .22er. Wurde, den Pulverspuren nach zu urteilen, auf Rosenberg und den Pfleger aus allernächster Nähe abgeschossen. Bei Ferguson wissen wir es nicht genau, aber die Entfernung dürfte nicht mehr als dreißig Zentimeter betragen haben. Schließlich waren wir bei der Schießerei nicht zugegen. Drei Kugeln in jeden Kopf. Aus dem von Rosenberg haben sie zwei herausgeholt, die dritte wurde in seinem Kopfkissen gefunden. Allem Anschein nach haben er und der Pfleger geschlafen. Der gleiche Patronentyp, die gleiche Waffe, offensichtlich der gleiche Schütze. Eingehende Autopsieberichte sind noch in Arbeit, aber es gab keine Überraschungen. Schließlich sind die Todesursachen eindeutig.«

»Fingerabdrücke?«

»Keine. Wir suchen noch, aber es war sehr saubere Arbeit. Es sieht so aus, als hätte er nichts hinterlassen als die Projektile und die Leichen.«

»Wie ist er ins Haus gekommen?«

»Keinerlei Anzeichen für gewaltsames Eindringen. Ferguson durchsuchte das Haus, als Rosenberg gegen fünf ankam. Routinemaßnahme. Er hat zwei Stunden später seinen schriftlichen Bericht abgeliefert; demzufolge hat er im Obergeschoss zwei Schlafzimmer, ein Bad und drei Schränke inspiziert und außerdem sämtliche Räume unten und natürlich nichts gefunden. Erklärt, er hätte alle Türen und Fenster überprüft. Rosenbergs Anweisungen entsprechend blieben unsere Leute draußen, und sie schätzen, dass Fergusons Vier-Uhr-Inspektion drei bis vier Minuten dauerte. Ich vermute, dass der Killer bereits in einem Versteck wartete, als der Richter zurückkehrte und Ferguson durchs Haus ging.«

»Warum?« wollte Coal wissen.

Voyles' rote Augen musterten den Präsidenten und ignorierten den Mann, der für ihn die Schmutzarbeit tat. »Dieser Mann ist offenbar überaus tüchtig. Er tötete einen Richter des Obersten Bundesgerichts - vielleicht sogar zwei - und hinterließ nicht die geringste Spur. Ein Profikiller, vermute ich. Das Eindringen ins Haus wäre für ihn kein Problem gewesen, und Fergusons flüchtiger Inspektion zu entgehen, gleichfalls nicht. Er ist vermutlich sehr geduldig. Er wäre nicht das Risiko eingegangen, ins Haus zu kommen, solange sich jemand darin befand und Polizisten in der Nähe waren. Ich nehme an, dass er irgendwann im Laufe des Nachmittags eingedrungen ist und dann einfach gewartet hat, vielleicht in einem Schrank im Obergeschoss oder auf dem Dachboden. Wir haben auf dem Fußboden unter der ausziehbaren Treppe zwei Stückchen Isoliermaterial vom Dach gefunden, was darauf hindeutet, dass die Treppe erst kürzlich benutzt wurde.«

»Wo er sich versteckt hat, spielt keine Rolle«, sagte der Präsident. »Er wurde nicht entdeckt.«

»So ist es. Uns war es nicht gestattet, das Haus zu durchsuchen, verstehen Sie?«

»Ich verstehe, dass er tot ist. Was ist mit Jensen?«

»Der ist auch tot. Gebrochenes Genick, erdrosselt mit einem Stück Nylonseil, das man in jedem Haushaltswarengeschäft kaufen kann. Die Gerichtsmediziner bezweifeln, dass er an dem Genickbruch gestorben ist. Sie sind ziemlich sicher, dass es das Seil war, das ihn umbrachte. Keine Fingerabdrücke. Keine Zeugen. Das ist nicht die Art Etablissement, wo Zeugen angestürmt kommen, also habe ich auch nicht damit gerechnet, welche zu finden. Der Tod ist ungefähr um halb eins eingetreten. Der zeitliche Abstand zwischen den Morden beträgt zwei Stunden.«

Der Präsident machte sich Notizen. »Wann hat Jensen seine Wohnung verlassen?«

»Das wissen wir nicht. Wie Sie wissen, mussten wir auf dem Parkplatz bleiben. Wir haben ihn gegen achtzehn Uhr nach Hause begleitet und dann sieben Stunden lang das Gebäude bewacht, bis wir erfuhren, dass er in einem Schwulenkino erdrosselt wurde. Wir haben uns natürlich an seine Anweisungen gehalten. Er hat sich im Wagen eines Freundes aus dem Staub gemacht, den wir zwei Blocks von dem Kino entfernt gefunden haben.«

Coal trat mit hinter dem Rücken verschränkten Händen zwei Schritte vor. »Direktor, glauben Sie, dass beide von ein und demselben Mörder umgebracht wurden?«

»Woher zum Teufel soll ich das wissen? Die Leichen sind noch warm. Lassen Sie uns ein bisschen Zeit. Im Augenblick haben wir herzlich wenig. Keine Zeugen, keine Fingerabdrücke, keine Schnitzer. Es braucht Zeit, dieser Sache auf den Grund zu gehen. Es könnte ein und derselbe Mann gewesen sein. Ich weiß es nicht. Es ist noch zu früh.«

»Aber Sie haben doch bestimmt Ihre Vermutungen«, sagte der Präsident.

Voyles schwieg einen Moment und schaute aus dem Fenster. »Möglicherweise war es ein und derselbe Killer, aber dann muss er Superman höchstpersönlich sein. Wahrscheinlicher ist, dass es zwei oder drei waren, aber auf jeden Fall müssen sie eine Menge Hilfe gehabt haben. Irgend jemand hat ihnen eine Menge Informationen geliefert.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel, wie oft Jensen ins Kino geht, wo er sitzt, wann er dorthin geht, ob er allein geht, ob er sich mit einem Freund trifft. Informationen, über die wir nicht verfügen. Und was Rosenberg betrifft - jemand muss gewusst haben, dass es in seinem kleinen Haus keine Alarmanlage gibt, dass unsere Leute draußen bleiben mussten, dass Ferguson um zehn eintraf und um sechs wieder ging und dass er im Hinterhof sitzen musste,

dass...«

»Das alles haben Sie gewusst«, unterbrach ihn der Präsident.

»Natürlich haben wir das gewusst. Aber ich versichere Ihnen, wir haben unser Wissen mit niemandem geteilt.« Der Präsident warf einen schnellen Verschwörerblick auf Coal, der sich, tief in Gedanken versunken, am Kinn kratzte.

Voyles räkelte sich im Sessel und bedachte Gminski mit einem Lächeln, als wollte er sagen, »Tun wir ihnen den Gefallen.«

»Sie vermuten eine Verschwörung«, sagte Coal verständnisvoll mit gerunzelten Brauen.

»Ich vermute überhaupt nichts. Ich erkläre Ihnen, Mr. Coal, und Ihnen, Mr. President, jawohl, eine große Zahl von Leuten hat ihren Teil zu den Morden beigetragen. Vielleicht war es nur ein Killer, vielleicht auch zwei, aber sie hatten eine Menge Hilfe. Es geschah zu schnell und sauber und war zu gut organisiert.«

Coal schien zufriedengestellt. Er richtete sich auf und verschränkte wieder die Hände hinter dem Rücken.

»Wer also sind diese Verschwörer?« fragte der Präsident.
»Wen verdächtigen Sie?«

Voyles holte tief Luft und räkelte sich abermals. Er machte seinen Aktenkoffer zu und stellte ihn neben seine Füße. »Wir haben keinen Hauptverdächtigen, jedenfalls im Moment noch nicht, nur ein paar gute Möglichkeiten. Und das muss geheim bleiben.«

Coal tat einen Schritt näher heran. »Natürlich ist das vertraulich«, fuhr er Voyles an. »Sie befinden sich im Oval Office.«

»Ich bin schon sehr oft hier gewesen. Ich war sogar schon hier, als Sie, Mr. Coal, noch mit feuchten Windeln herumliefen. Es gibt Dinge, die haben ihre eigene Art durchzusickern.«

»Ich glaube, bei Ihnen sickert auch einiges durch«, sagte Coal.

Der Präsident hob die Hand. »Es ist vertraulich, Dentón. Sie haben mein Wort darauf.« Coal trat einen Schritt zurück.

Voyles musterte den Präsidenten. »Die Sitzungsperiode des Gerichts begann am Montag, wie Sie wissen, und die Verrückten sind seit mehreren Tagen in der Stadt. Im Lauf der letzten beiden Wochen haben wir verschiedene Organisationen überwacht. Wir wissen von mindestens elf Angehörigen der Underground Army, die sich seit einer Woche im Gebiet von D.C. aufhalten. Ein paar von ihnen haben wir heute verhört und dann wieder freigelassen. Wir wissen, dass die Organisation die erforderlichen Mittel hat. Im Augenblick ist sie unser Hauptverdächtiger. Aber das kann sich morgen ändern.«

Coal war nicht beeindruckt. Die Underground Army stand auf jedermanns Liste.

»Ich habe von ihr gehört«, sagte der Präsident dümmlich.

»So. Natürlich. Sie macht viel von sich reden. Wir glauben, dass sie in Texas einen Richter ermordet hat, aber wir können es nicht beweisen. Wir verdächtigen sie bei mindestens hundert Bombenanschlägen auf Abtreibungskliniken, AGLU-Büros, Pornokinos und Schwulenklubs überall im Lande. Genau die Leute, die Rosenberg und Jensen hassen würden.«

»Noch weitere Verdächtige?« fragte Coal.

»Da ist eine Ariergruppe, die sich White Resistance nennt; wir beobachten sie seit zwei Jahren. Sie operiert von Idaho und Oregon aus. Ihr Anführer hat vorige Woche in West Virginia eine Rede gehalten und hält sich seit ein paar Tagen hier auf. Er wurde am Montag bei der Demonstration vor dem Obersten Gericht gesehen. Wir werden versuchen, morgen mit ihm zu reden.«

»Aber sind diese Leute Profikiller?« fragte Coal.

»Sie geben schließlich keine Anzeigen auf. Ich bezweifle, dass irgendeine Gruppe das Töten selbst besorgt. Sie heuern die Mörder an und leisten selbst nur die Vorarbeiten.«

»Also wer sind die Mörder?« fragte der Präsident.

»Es kann durchaus sein, dass wir das nie herausbekommen.«

Der Präsident stand auf und streckte die Beine. Wieder einmal ein harter Tag im Amt. Er lächelte über den Schreibtisch hinweg auf Voyles herab. »Sie haben eine schwere Aufgabe.« Er war die Großvaterstimme, voller Wärme und Verständnis.

»Ich beneide Sie nicht darum. Wenn möglich, möchte ich täglich um siebzehn Uhr einen zweiseitigen, maschinengeschriebenen Bericht mit doppeltem Zeilenabstand über die Fortschritte der Untersuchung. Wenn sich etwas ergibt, möchte ich, dass Sie mich unverzüglich anrufen.«

Voyles nickte wortlos.

»Ich gebe morgen früh um neun eine Pressekonferenz. Es wäre mir lieb, wenn Sie dabei wären.«

Voyles nickte abermals wortlos. Sekunden vergingen, und niemand sagte etwas. Voyles stand geräuschvoll auf und schnallte den Gürtel seines Trenchcoats zu. »Also, dann gehen wir jetzt. Sie haben die Äthiopier und das alles.« Er händigte Coal den ballistischen und den Autopsiebericht aus - er wusste, dass der Präsident sie bestimmt nicht lesen würde.

»Danke für Ihr Kommen, Gentlemen«, sagte der Präsident herzlich. Coal machte die Tür hinter ihnen zu, und der Präsident griff nach seinem Golfschläger. »Ich esse nicht mit den Äthiopiern«, sagte er und betrachtete den Teppich und einen gelben Ball.

»Ich weiß. Ich habe bereits Ihre Entschuldigung übersandt. Dies ist eine schwere Krise, Mr. President, und man erwartet von Ihnen, dass Sie sich hier in diesem Büro aufhalten, umgeben von Ihren Beratern und hart arbeitend.«

Der Präsident holte aus, und der Ball rollte einwandfrei in das Loch. »Ich möchte mit Horton reden. Diese Nominierungen müssen Hand und Fuß haben.«

»Er hat eine Auswahlliste mit zehn Namen geschickt. Sieht recht gut aus.«

»Ich möchte konservative junge Weiße, die gegen Abtreibung, Pornographie, Schwule, Einschränkung des Waffenbesitzes, Rassenquoten und all diesen anderen Quatsch sind.« Er verfehlte einen Ball und streifte seine Schuhe ab. »Ich möchte Richter, die Rauschgift und Kriminelle hassen und Verfechter der Todesstrafe sind. Haben Sie verstanden?«

Coal war am Telefon, tastete Nummern ein und nickte seinem Boss zu. Er würde die Kandidaten auswählen und dann den Präsidenten überreden.

K. O. Lewis saß neben dem Direktor im Fond der Limousine, die das Weiße Haus verließ und durch den Feierabendverkehr kroch. Voyles hatte nichts zu sagen. In den ersten Stunden nach der Tragödie war die Presse brutal gewesen. Die Aasgeier kreisten. Nicht weniger als drei Unterausschüsse des Kongresses hatten bereits Anhörungen und Untersuchungen der Morde angekündigt. Und die Leichen waren noch warm. Die Politiker waren wie berauscht und kämpften um einen Platz im Rampenlicht. Eine unverantwortliche Pressemeldung jagte die andere. Senator Larkin aus Ohio hasste Voyles, und Voyles hasste Senator Larkin aus Ohio, und drei Stunden zuvor hatte der Senator eine Pressekonferenz einberufen und verkündet, sein Unterausschuss würde unverzüglich mit der Untersuchung des Schutzes beginnen, den das FBI den beiden toten Richtern hatte zukommen lassen. Aber Larkin hatte eine Freundin, eine ziemlich junge, und das FBI hatte einige Fotos, und Voyles war zuversichtlich, dass die Untersuchung verschoben werden konnte.

»Wie geht's dem Präsidenten?« fragte Lewis schließlich.

»Welchem?«

»Nicht Coal. Dem anderen.«

»Gut. Wirklich gut. Natürlich hat Rosenbergs Tod ihn sehr mitgenommen.«

»Natürlich.«

Sie fuhren schweigend weiter in Richtung Hoover Building. Es würde eine lange Nacht werden.

»Wir haben einen neuen Verdächtigen«, sagte Lewis schließlich.

»Erzählen Sie.«

»Einen Mann namens Nelson Muncie.«

Voyles schüttelte den Kopf. »Nie von ihm gehört.«

»Ich auch nicht. Es ist eine lange Geschichte.«

»Geben Sie mir die Kurzfassung.«

»Muncie ist ein sehr reicher Industrieller aus Florida. Vor sechzehn Jahren wurde seine Nichte von einem Afro-Amerikaner namens Buck Tyrone vergewaltigt und ermordet. Das Mädchen war zwölf. Eine überaus brutale Vergewaltigung und ein ebenso brutaler Mord. Ich erspare Ihnen die Details. Muncie hat keine Kinder und betete seine Nichte an. Tyrone wurde in Orlando vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Er wurde schwer bewacht, weil es eine Menge Drohungen gegeben hatte. Ein paar jüdische Anwälte in einer großen New Yorker Firma legten alle nur denkbaren Berufungen ein, und 1984 landete der Fall beim Obersten Bundesgericht. Sie haben es bereits erraten: Rosenberg verliebt sich in Tyrone und verfasst eine im Grunde lächerliche, auf dem Fünften Verfassungszusatz beruhende Beweisführung, mit der er ein Geständnis für unzulässig erklärt, das der Punker eine Woche nach seiner Verhaftung abgelegt hatte. Ein achtseitiges Geständnis, von Tyrone selbst geschrieben. Kein Geständnis, kein Fall. Aufgrund von Rosenbergs Fünf-zu-Vier-Begründung

wird das Urteil aufgehoben. Eine überaus kontroverse Entscheidung. Tyrone wird freigelassen. Zwei Jahre später verschwindet er und ist seither nicht mehr gesehen worden. Gerüchten zufolge hat Muncie dafür bezahlt, dass jemand Tyrone kastrierte, verstümmelte und den Haien zum Fraß vorwarf. Nur Gerüchte, sagen die Behörden in Florida. Und dann wird 1989 Tyrones wichtigster Anwalt, ein Mann namens Kaplan, vor seiner Wohnung in Manhattan niedergeschossen, anscheinend von einem Straßenräuber. Was für ein Zufall.«

»Von wem haben Sie das?«

»Florida hat mich vor zwei Stunden angerufen. Die Leute dort sind überzeugt, dass Muncie für die Beseitigung von Tyrone und seinem Anwalt eine Menge Geld gezahlt hat. Sie können es nur nicht beweisen. Sie haben einen zögerlichen, nicht identifizierten Informanten, der behauptet, Muncie zu kennen, und der ihnen erzählt hat, dass Muncie seit Jahren davon redet, Rosenberg umzubringen. Sie glauben, dass Muncie ein bisschen ausgerastet ist, seit seine Nichte ermordet wurde.«

»Wie viel Geld hat er?«

»Genug. Millionen. Genauer weiß niemand. Er ist sehr verschwiegen. Florida ist überzeugt, dass er dazu imstande wäre.«

»Gehen wir der Sache nach. Hört sich interessant an.«

»Ich mache mich noch heute abend dran. Sind Sie sicher, dass Sie dreihundert Agenten auf den Fall ansetzen wollen?«

Voyles zündete sich eine Zigarre an und öffnete sein Fenster. »Ja, vielleicht sogar vierhundert. Wir müssen diesen Fall aufklären, bevor die Presse uns bei lebendigem Leibe auffrisst.«

»Das wird nicht leicht sein. Außer den Projektilen und dem Seil haben diese Kerle nichts hinterlassen.«

Voyles blies Rauch zum Fenster hinaus. »Ich weiß. Es ist fast zu perfekt.«

SIEBEN

Der Gerichtspräsident saß mit gelockerter Krawatte zusammengesunken an seinem Schreibtisch. Er sah sehr mitgenommen aus. Drei seiner Kollegen und ein halbes Dutzend ihrer Mitarbeiter waren zugegen und unterhielten sich mit gedämpften Stimmen. Der Schock und die Erschöpfung waren nicht zu übersehen. Besonders betroffen wirkte Jason Kline, Rosenbergs engster Mitarbeiter. Er saß auf einem kleinen Sofa und starrte leeren Blickes auf den Boden, während Richter Archibald Manning, nun der älteste Richter, von Protokoll und Beisetzung redete. Jensens Mutter wünschte einen kleinen privaten episkopalischen Gottesdienst am Freitag in Providence. Rosenbergs Sohn, ein Anwalt, hatte Runyan eine Liste mit Anweisungen übergeben, die der Richter nach seinem zweiten Schlaganfall erstellt hatte und derzufolge er wünschte, nach einer nichtmilitärischen Zeremonie eingäschert zu werden. Die Asche sollte über dem Reservat der Sioux-Indianer in South Dakota verstreut werden. Rosenberg war zwar Jude gewesen, hatte der Religion jedoch den Rücken gekehrt und behauptet, Agnostiker zu sein. Er wollte bei den Indianern begraben werden. Runyan fand das angemessen, sagte es aber nicht. Im Vorzimmer tranken sechs FBI-Agenten Kaffee und flüsterten nervös. Im Laufe des Tages hatte es weitere Drohungen gegeben, etliche binnen Stunden nach der Fernsehansprache des Präsidenten. Jetzt war es dunkel, fast Zeit, die überlebenden Richter nach Hause zu eskortieren. Jeder hatte vier Agenten als Leibwächter.

Richter Andrew McDowell, mit einundsechzig jetzt das jüngste Mitglied des Gerichts, stand am Fenster, rauchte seine Pfeife und beobachtete den Verkehr. Wenn Jensen im Gericht

einen Freund gehabt hatte, dann war es McDowell.

Fletcher Coal hatte Runyan mitgeteilt, dass der Präsident nicht nur an Jensens Beisetzung teilzunehmen gedachte, sondern auch eine Grabrede halten wollte. Niemand im inneren Büro wollte, dass der Präsident sich äußerte. Runyan hatte McDowell gebeten, ein paar Worte aufzusetzen. McDowell, ein schüchterner Mann, der nur ungern Reden hielt, drehte seine Kragenschleife und versuchte, sich seinen Freund auf dem Balkon mit einem Seil um den Hals vorzustellen. Es war zu grauenhaft, um darüber nachzudenken. Ein Richter des Obersten Bundesgerichts, einer seiner distinguierten Kollegen, einer der neun, schlich sich an einen solchen Ort, sah sich diese Filme an und wurde auf derart grässliche Art bloßgestellt. Wie tragisch und peinlich zugleich. Er sah sich selbst, wie er vor den Trauergästen in der Kirche stand und Jensens Mutter und die anderen Angehörigen ansah und genau wusste, dass alle an das Montrose Theatre dachten. Sie würden sich gegenseitig im Flüsterton fragen, »Haben Sie gewusst, dass er schwul war?« McDowell jedenfalls hatte es nicht gewusst, nicht einmal gegargwöhnt. Und er wollte auch nicht bei der Beisetzung reden.

Richter Ben Thurow, achtundsechzig Jahre alt, ging es weniger darum, die Toten zu begraben, als die Mörder dingfest zu machen. Er war Staatsanwalt in Minnesota gewesen, und seine Theorie ordnete die Verdächtigen einer von zwei Gruppen zu: Leute, die aus Hass oder Rache handelten, und solche, die künftige Entscheidungen beeinflussen wollten. Er hatte seine Mitarbeiter angewiesen, mit den Recherchen anzufangen.

Thurow wanderte im Büro herum. »Wir sind sieben Richter und siebenundzwanzig Mitarbeiter«, sagte er in den Raum hinein, ohne jemanden direkt anzusprechen. »Dass wir in den nächsten Wochen nicht viel tun können, liegt auf der Hand. Alle wichtigen Entscheidungen müssen aufgeschoben werden, bis wir wieder vollzählig sind. Das kann Monate dauern. Deshalb meine ich, unsere Mitarbeiter sollten sich an die Arbeit machen

und versuchen, die Morde aufzuklären.«

»Wir sind nicht die Polizei«, sagte Manning geduldig.

»Können wir nicht wenigstens bis nach den Beisetzungen warten, bevor wir anfangen, Dick Tracy zu spielen?« fragte McDowell, ohne sich vom Fenster abzuwenden.

Thurrow ignorierte sie, wie gewöhnlich. »Ich werde die Nachforschungen leiten. Überlassen Sie mir für ein oder zwei Wochen Ihre Mitarbeiter. Ich bin sicher, dann können wir eine Liste von eindeutig Verdächtigen aufstellen.«

»Das FBI ist sehr tüchtig, Ben«, sagte der Präsident. »Es hat uns nicht um Hilfe gebeten.«

»Über das FBI möchte ich mich nicht äußern«, sagte Thurrow. »Wir können hier zwei Wochen herumsitzen und trauern, oder wir können uns an die Arbeit machen und diese Bastarde finden.«

»Wieso sind Sie so sicher, dass Sie das schaffen können?« fragte Manning.

»Ich bin nicht sicher, ob ich es kann, aber ich meine, es ist einen Versuch wert. Unsere Kollegen wurden aus einem bestimmten Grund ermordet, und dieser Grund steht in direktem Zusammenhang mit einem Fall, über den bereits entschieden wurde oder der jetzt vor diesem Gericht anhängig ist. Wenn es Rache war, ist unsere Aufgabe praktisch unlösbar. Schließlich werden wir, aus dem einen oder anderen Grund, von jedermann gehasst. Aber wenn es nicht Rache oder Hass war, dann wollte vielleicht jemand für eine künftige Entscheidung ein anderes Gericht haben. Und das macht die Sache interessant. Wer würde Abe und Glenn wegen eines Votums umbringen, das sie in diesem Jahr, im nächsten Jahr oder in fünf Jahren vielleicht abgegeben hätten? Ich möchte, dass unsere Mitarbeiter sich jeden Fall vornehmen, der jetzt bei den elf Bezirksgerichten anhängig ist.«

Richter McDowell schüttelte den Kopf. »Wie stellen Sie sich

das vor, Ben? Das sind mehr als fünftausend Fälle, von denen nur ein winziger Bruchteil hier landen wird. Das ist doch absurd.«

Manning war ebenso unbeeindruckt. »Ich habe einunddreißig Jahre mit Rosenberg zusammengearbeitet, und ich war oft nahe daran, selbst auf ihn zu schießen. Aber ich habe ihn geliebt wie einen Bruder. Seine liberalen Ideen wurden in den sechziger und siebziger Jahren akzeptiert, in den achtzigern waren sie überholt und jetzt, in den neunzigern, stoßen sie auf Ablehnung. Er wurde zum Symbol für alles, was mit diesem Land nicht stimmt. Ich glaube, er wurde von einer dieser rechten Radikalen-Gruppen ermordet, und wir können Fälle recherchieren, bis es in der Hölle schneit, ohne irgend etwas zu finden. Es ist Rache, Ben. Schlicht und einfach Rache.«

»Und Glenn?« fragte Thurow.

»Unser Freund hatte ganz offensichtlich ungewöhnliche Neigungen. Das muss sich herumgesprochen haben, und er war für eine solche Gruppe ein leichtes Opfer. Sie hassen die Homosexuellen, Ben.«

Thurow wanderte nach wie vor herum und ignorierte die anderen. »Sie hassen uns alle, und wenn Hass das Mordmotiv war, wird die Polizei sie erwischen. Vielleicht. Aber was ist, wenn sie ermordet wurden, weil jemand das Gericht manipulieren wollte? Was ist, wenn sich irgendeine Gruppe diesen Moment der inneren Unruhe und der Gewalttätigkeiten zunutze machte, um zwei von uns zu beseitigen und auf diese Weise eine Neubesetzung des Gerichts zu erzwingen? Ich halte das für durchaus möglich.«

Der Präsident räusperte sich. »Ich bin dafür, dass wir nichts unternehmen, bis sie begraben sind oder ihre Asche verstreut ist. Ich sage nicht nein, Ben, aber wir sollten ein paar Tage warten. Wir stehen noch unter Schock.«

Thurow entschuldigte sich und verließ den Raum. Seine

Leibwächter folgten ihm den Flur entlang.

Richter Manning stand auf seinen Stock gelehnt da und wendete sich an den Präsidenten. »Ich komme nicht nach Providence. Ich hasse das Fliegen, und ich hasse Beerdigungen. Mir steht über kurz oder lang die eigene bevor, und daran lasse ich mich nicht gern erinnern. Ich werde der Familie schriftlich mein Beileid aussprechen. Wenn Sie sie sehen, dann entschuldigen Sie mich bitte. Ich bin ein sehr alter Mann.« Er verließ das Büro mit einem seiner Mitarbeiter.

»Ich finde, Richter Thurow hat recht«, sagte Jason Kline. »Wir müssen zumindest die anhängigen Fälle überprüfen, vor allem die, bei denen damit zu rechnen ist, dass sie von den untergeordneten Gerichten an uns überwiesen werden. Es ist ein Schuss ins Blaue, aber es kann durchaus sein, dass wir auf irgend etwas stoßen.«

»Da stimme ich Ihnen zu«, sagte der Präsident. »Es ist nur ein wenig verfrüht, meinen Sie nicht auch?«

»Ja. Aber ich möchte trotzdem gleich anfangen.«

»Nein. Warten Sie bis Montag, dann weise ich Sie Thurow zu.«

Kline zuckte die Achseln und entschuldigte sich. Zwei seiner Kollegen folgten ihm in Rosenbergs Büro, wo sie im Dunkeln dasaßen und den Rest von seinem Brandy tranken.

In einer engen Arbeitsnische im fünften Stock der juristischen Bibliothek, zwischen Regalen mit dicken, selten gebrauchten Büchern, studierte Darby Shaw einen Ausdruck der vor dem Obersten Bundesgericht anhängigen Fälle. Sie hatte ihn schon zweimal gelesen, und obwohl viele von ihnen überaus brisant waren, hatte sie nichts gefunden, was sie interessierte. *Dumond* schlug hohe Wellen. Dann gab es einen Fall von Kinderpornographie aus New Jersey, einen Sodomiefall aus Kentucky, ein Dutzend Einsprüche gegen Todesurteile, ein

Dutzend unterschiedlicher Bürgerrechtsfälle und das übliche Quantum an Fällen, bei denen es um Steuern, Bebauungspläne, die Indianer und Kartellsachen ging. Sie hatte Zusammenfassungen sämtlicher Fälle aus dem Computer geholt und alle zweimal gelesen. Sie hatte eine Liste möglicher Verdächtiger aufgestellt, aber auf die würde jedermann stoßen. Die Liste lag bereits im Papierkorb.

Callahan war sicher, dass es die Arier gewesen waren oder die Nazis oder der Ku Klux Klan; irgendeine leicht identifizierbare Gruppe inländischer Terroristen; irgendwelche Radikale. Es mussten Leute von der äußersten Rechten gewesen sein, das lag doch auf der Hand, fand er. Darby war da nicht so sicher. Die Radikalengruppen waren zu offensichtlich. Sie hatten zu viele Drohungen ausgesprochen, zu viele Steine geworfen, zu viele Paraden veranstaltet, zu viele Reden gehalten. Sie brauchten Rosenberg lebendig, weil er ein so verlockendes Ziel für ihren Hass war. Rosenberg hielt sie beschäftigt. Sie glaubte, dass jemand dahintersteckte, der wesentlich gefährlicher war.

Callahan saß in einer Bar an der Canal Street, inzwischen betrunken, und wartete auf sie, obwohl sie nicht versprochen hatte, dass sie kommen würde. Sie hatte am Mittag bei ihm hereingeschaut und ihn auf dem Balkon angetroffen, betrunken und in seinem Buch mit Rosenberg-Urteilen lesend. Er hatte sich entschlossen, seinen Kurs über Verfassungsrecht für eine Woche abzusagen; hatte gesagt, dass er jetzt, da sein Held tot war, vielleicht nie mehr würde unterrichten können. Sie hatte ihm gesagt, er sollte zusehen, dass er wieder nüchtern würde, und war gegangen.

Kurz nach zehn ging sie in den Computerraum im vierten Stock der Bibliothek und setzte sich vor einen Bildschirm. Der Raum war leer. Sie tippte auf der Tastatur herum, fand, was sie wollte, und wenig später spuckte der Drucker Seite um Seite von Berufungen aus, die bei den elf Bundesberufungsgerichten des Landes anhängig waren. Eine Stunde später hörte der Drucker

auf, und sie hatte einen fünfzehn Zentimeter dicken Stapel von Zusammenfassungen der Fälle, mit denen es die elf Gerichte zu tun hatten. Sie schleppte sie in ihre Arbeitsnische hinauf und legte sie auf den bereits vollen Schreibtisch. Es war nach elf, und außer ihr hielt sich niemand im fünften Stock auf. Durch ein schmales Fenster hatte man einen wenig anregenden Blick auf den Parkplatz und ein paar Bäume.

Sie schlüpfte wieder aus den Schuhen und betrachtete den roten Lack auf ihren Zehennägeln. Sie trank eine warme Fresca und starrte leeren Blicks auf den Parkplatz. Die erste Folgerung war einfach - die Morde waren von ein und derselben Gruppe aus ein und demselben Grund begangen worden. Die zweite Folgerung war schwierig - das Motiv war nicht Hass oder Rache, sondern vielmehr Manipulation. Irgendwo gab es einen Fall, der unterwegs war zum Obersten Bundesgericht, und jemand wollte andere Richter. Die dritte Folgerung war ein wenig einfacher - bei dem Fall ging es um eine Menge Geld.

In den vor ihr liegenden Ausdrucken war die Antwort nicht zu finden. Sie las in ihnen bis Mitternacht und ging erst, als die Bibliothek geschlossen wurde.

ACHT

Am Donnerstagmittag brachte eine Sekretärin eine große Tüte, mit Fettflecken dekoriert und gefüllt mit Sandwiches und Zwiebelringen, in einen überheizten Konferenzraum im fünften Stock des Hoover Building, in der Mitte des quadratischen Raums saßen leitende FBI-Beamte aus dem ganzen Land auf den je zwanzig Stühlen an beiden Längsseiten eines Mahagonitisches. Alle hatten die Krawatten gelockert und die Hemdsärmel aufgekrempt. Der billige Behörden-Kronleuchter anderthalb Meter über dem Tisch war von einer dünnen Wolke aus blauem Dunst umgeben.

Direktor Voyles redete. Erschöpft und wütend paffte er an seiner vierten Zigarre an diesem Vormittag und wanderte langsam vor dem Bildschirm an seinem Ende des Tisches herum. Die Hälfte der Männer hörte zu. Die andere Hälfte hatte Papiere aus dem Stapel in der Mitte des Tisches gezogen und las die Autopsieberichte, den Laborbericht über das Nylonseil, Berichte über Nelson Muncie und ein paar weitere Personen, über die man schnelle Recherchen angestellt hatte. Die Berichte waren ziemlich dünn.

Jemand, der gleichzeitig aufmerksam zuhörte und genau las, war Special Agent Eric East, erst seit zehn Jahren dabei, aber ein brillanter Ermittler. Sechs Stunden zuvor hatte Voyles sich dafür entschieden, ihn mit der Leitung der Untersuchung zu beauftragen. Der Rest des Teams war im Laufe des Vormittags ausgewählt worden, und dies war die Versammlung, auf der alles organisiert werden sollte.

East hörte zu und erfuhr, was er bereits wusste. Die Untersuchung würde Wochen, vielleicht Monate dauern. Abgesehen von den Kugeln, neun an der Zahl, dem Seil und der

Stahlstange, mit der es zuge dreht worden war, gab es keinerlei Beweismaterial. Die Nachbarn in Georgetown hatten nichts gesehen; keine verdächtigeren Typen als sonst im Montrose. Keine Fingerabdrücke. Keine Fasern. Nichts. Es gehört eine beträchtliche Begabung dazu, so sauber zu morden, und es kostet eine Menge Geld, eine derartige Begabung anzuheuern. Voyles hatte wenig Hoffnung, dass sie die Killer finden würden. Sie mussten sich auf den- oder diejenigen konzentrieren, die sie angeheuert hatten.

Voyles redete und paffte. »Auf dem Tisch liegt ein Memo über einen gewissen Nelson Muncie, einen Millionär aus Jacksonville, Florida, der angeblich Drohungen gegen Rosenberg geäußert hat. Die Behörden in Florida sind überzeugt, dass Muncie einen Haufen Geld für die Ermordung des Vergewaltigers und seines Anwalts bezahlt hat. Das steht in dem Memo. Zwei unserer Leute haben heute morgen mit Muncies Anwalt gesprochen; er war überaus feindselig. Seiner Aussage zufolge ist Muncie nicht im Lande, und natürlich hat er keine Ahnung, wann er zurückzukommen gedenkt. Ich habe zwanzig Männer mit Nachforschungen über ihn beauftragt.«

Voyles zündete seine Zigarre wieder an und betrachtete ein Blatt Papier auf dem Tisch. »Nummer Vier ist eine Gruppe, die sich White Resistance nennt, eine kleine Gruppe von Leuten mittleren Alters, die wir seit ungefähr drei Jahren beobachten. Auch darüber haben Sie ein Memo. Im Grunde keine ernstzunehmenden Verdächtigen. Sie ziehen es vor, Molotow-Cocktails zu werfen und Kreuze zu verbrennen. Nicht viel Finesse. Und, was noch wichtiger ist, nicht viel Geld. Ich bezweifle sehr, dass sie imstande wären, Killer dieses Formats zu bezahlen. Aber ich habe trotzdem zwanzig Männer auf sie angesetzt.«

East wickelte ein dickes Sandwich aus, roch daran und beschloss, darauf zu verzichten. Die Zwiebelringe waren kalt.

Ihm war der Appetit vergangen. Er hörte zu und machte sich

Notizen. Nummer Sechs auf der Liste war ein bisschen ungewöhnlich. Ein Psychopath namens Clinton Lane hatte den Homosexuellen den Krieg erklärt. Sein einziger Sohn hatte die Familienfarm in Iowa verlassen, um das Schwulendasein zu genießen, war aber sehr schnell an AIDS gestorben. Lane drehte durch und steckte das Büro der Gay Coalition in Des Moines in Brand. Er wurde erwischt und zu vier Jahren verurteilt, konnte aber 1989 ausbrechen und war bisher nicht gefunden worden. Dem Memo zufolge hatte er eine große Koksschmuggel-Organisation aufgebaut und Millionen gescheffelt. Und er benutzte das Geld für seinen Privatkrieg gegen Schwule und Lesben. Das FBI versuchte seit Jahren, seiner habhaft zu werden, vermutete aber, dass er von Mexiko aus operierte. Seit Jahren hatte er Hassbriefe an den Kongress, das Oberste Bundesgericht, den Präsidenten geschrieben. Voyles hielt nicht viel von Lane als Verdächtigem. Er war ein Spinner und ziemlich weit links außen, aber man würde nichts unversucht lassen. Er setzte nur sechs Agenten auf ihn an.

Auf der Liste standen zehn Namen. Jedem Verdächtigen wurden zwischen sechs und zwanzig der besten Special Agents zugewiesen. Für jedes Team wurde ein Anführer ausgewählt. Sie mussten East zweimal täglich Bericht erstatten, und der wiederum würde jeden Vormittag und Nachmittag mit dem Direktor zusammenkommen. An die hundert weitere Agenten würden die Straßen und das Land nach Hinweisen durchstöbern.

Voyles redete von Geheimhaltung. Die Presseleute würden ihnen folgen wie Bluthunde, dennoch durfte über die Untersuchung nicht das geringste durchsickern. Nur er, der Direktor, würde mit der Presse reden, und er würde herzlich wenig zu sagen haben.

Er setzte sich, und K. O. Lewis hielt einen weitschweifigen Monolog über die Beisetzungen und die Sicherheitsvorkehrungen und den Wunsch von Präsident Runyan, bei der Untersuchung mitzuarbeiten.

Eric East trank kalten Kaffee und starrte auf die Liste.

Im Laufe von vierunddreißig Jahren hatte Rosenberg nicht weniger als zwölfhundert Urteilsbegründungen geschrieben. Seine Produktivität setzte die Verfassungswissenschaftler immer wieder in Erstaunen. Er ignorierte gelegentlich die langweiligen Kartellfälle und Steuereinsprüche, aber wenn ein Fall auch nur den geringsten Hinweis auf ein wirklich strittiges Problem enthielt, stürzte er sich darauf. Er schrieb Mehrheitsentscheidungen, Zustimmungen zu Minderheitsvoten und viele, viele Minderheitsvoten. Oft war er als einziger anderer Meinung. Jedes heiße Eisen im Laufe von vierunddreißig Jahren war von Rosenberg auf die eine oder andere Art angepackt worden. Die Wissenschaftler und Kritiker liebten ihn. Sie publizierten Bücher und Aufsätze und Besprechungen über ihn und seine Arbeit. Darby fand fünf verschiedene Sammelbände mit seinen Urteilsbegründungen, mit Anmerkungen der Herausgeber und Fußnoten. Ein Buch enthielt ausschließlich seine großartigen Minderheitsvoten.

Am Donnerstag ließ sie ihre Vorlesungen ausfallen und verkroch sich in der Arbeitsnische im fünften Stock der Bibliothek. Die Computerausdrucke waren auf dem Fußboden ausgelegt. Die Rosenberg-Bücher waren aufgeschlagen und markiert und aufeinandergestapelt.

Es gab einen Grund für die Morde. Für Rosenberg allein wären Hass und Rache akzeptabel gewesen. Aber sobald man Jensen in die Gleichung einbezog, ergaben Hass und Rache viel weniger Sinn. Gewiss war er hassenswert gewesen, aber er hatte nicht einmal so starke Gefühle erregt wie Yount oder gar Manning.

Sie fand keine Bücher, die sich kritisch mit den Schriften von Richter Glenn Jensen auseinandersetzten. Im Laufe von sechs Jahren hatte er nur achtundzwanzig Mehrheitsentscheidungen

geschrieben, weniger als alle anderen Richter. Er hatte ein paar Minderheitsvoten geschrieben und ein paar Zustimmungen geliefert, aber er war ein überaus langsamer Arbeiter. Manchmal waren seine Texte klar und einleuchtend, manchmal zusammenhanglos und kläglich.

Sie las Jensens Urteilsbegründungen. Seine Einstellung hatte sich von Jahr zu Jahr radikal geändert. Was den Schutz der Rechte krimineller Angeklagter anging, war er ziemlich konsequent gewesen, aber es gab genügend Ausnahmen, um jeden Rechtswissenschaftler zu verblüffen. Bei sieben Anläufen hatte er fünfmal für die Indianer votiert. Er hatte drei Mehrheitsentscheidungen geschrieben, die entschieden für die Belange der Umwelt eintraten. Steuerproteste hatte er fast immer unterstützt. Aber es gab keine Hinweise. Jensen war zu unberechenbar, als dass man ihn hätte ernstnehmen können. Verglichen mit den anderen acht war er harmlos.

Sie trank noch eine warme Fresca und legte ihre Notizen über Jensen fürs erste beiseite. Ihre Uhr hatte sie in eine Schublade gelegt. Sie hatte keine Ahnung, wie spät es war. Callahan war wieder nüchtern geworden und wollte am späten Abend mit ihr bei Mr. B's im French Quarter essen. Sie musste ihn anrufen.

Dick Mabry, der gegenwärtige Redenschreiber und Wortgewaltige, saß auf einem Stuhl neben dem Schreibtisch des Präsidenten und sah zu, wie Fletcher Coal und der Präsident den dritten Entwurf für einen geplanten Nachruf auf Richter Jensen lasen. Coal hatte die ersten beiden verworfen, und Mabry wusste immer noch nicht recht, was sie haben wollten. Coal schlug eine Sache vor. Der Präsident verlangte etwas anderes. Früher am Tage hatte Coal angerufen und gesagt, vergessen Sie den Nachruf, der Präsident wird an der Beisetzung nicht teilnehmen. Dann hatte der Präsident angerufen und ihn gebeten, ein paar Worte für seinen Freund Jensen aufzusetzen, der ein Freund bleiben würde, auch wenn er schwul gewesen war.

Mabry wusste, dass Jensen keineswegs ein Freund gewesen war, aber er war ein frisch ermordeter Richter, dem sicherlich eine von den Medien stark beachtete Beisetzung zuteil werden würde.

Dann hatte Coal angerufen und gesagt, sie wüssten noch nicht, ob der Präsident teilnehmen würde, aber er sollte für alle Fälle etwas aufsetzen. Mabrys Büro lag im Old Executive Office Building neben dem Weißen Haus, und im Laufe des Tages waren Wetten darüber abgeschlossen worden, ob der Präsident an der Beisetzung eines bekanntermaßen Homosexuellen teilnehmen würde oder nicht. Die Wetten standen drei zu eins, dass er es nicht tun würde.

»Wesentlich besser, Dick«, sagte Coal und faltete das Blatt zusammen.

»Mir gefällt es auch«, sagte der Präsident. Mabry war längst aufgefallen, dass der Präsident gewöhnlich abwartete, bis Coal sich beifällig oder ablehnend über seinen Text geäußert hatte.

»Ich kann es noch einmal versuchen«, sagte Mabry, der inzwischen aufgestanden war.

»Nein, nein«, erklärte Coal. »Das klingt genau richtig. Sehr erschütternd. Mir gefällt es.«

Er begleitete Mabry zur Tür und machte sie hinter ihm zu.

»Was meinen Sie?« fragte der Präsident.

»Wir sollten die Finger davon lassen. Ich habe ein ungutes Gefühl. Die Publicity wäre großartig, aber Sie würden diese wundervollen Worte über einen Toten sprechen, den man in einem Pornokino für Schwule gefunden hat. Zu riskant.«

»Ja. Ich glaube, Sie haben...«

»Dies ist unsere Krise, Chef. Das Ergebnis der Meinungsumfragen ist noch besser geworden, und ich möchte einfach kein Risiko eingehen.«

»Sollten wir jemanden hinschicken?«

»Natürlich. Wie wäre es mit dem Vizepräsidenten?«

»Wo ist er?«

»Auf dem Rückflug von Guatemala. Er wird heute abend hier sein.« Coal lächelte plötzlich. »Genau das richtige für den Vizepräsidenten. Eine Schwulen-Beerdigung.«

Der Präsident kicherte. »Perfekt.«

Coal hörte auf zu lächeln und begann, vor dem Schreibtisch herumzuwandern. »Kleines Problem. Rosenbergs Trauerfeier ist Samstag, nur acht Blocks von hier entfernt.«

»Lieber würde ich für einen Tag in die Hölle gehen.«

»Ich weiß. Aber Ihre Abwesenheit würde sehr auffallen.«

»Ich könnte mit Rückenkrämpfen ins Walter-Reed-Hospital gehen. Das hat schon früher funktioniert.«

»Nein, Chef. Nächstes Jahr sind Wahlen. Sie müssen sich von Hospitälern fernhalten.«

Der Präsident hieb mit beiden Händen auf den Schreibtisch und stand auf. »Verdammt nochmal, Fletcher! Ich kann nicht zu seiner Trauerfeier gehen, weil ich pausenlos lächeln müsste. Neunzig Prozent aller Amerikaner haben ihn gehasst. Sie werden mich lieben, wenn ich nicht hingehe.«

»Protokoll, Chef. Guter Geschmack. Wenn Sie nicht hingehen, werden Sie von der Presse gekreuzigt. Was ist denn schon dabei? Sie brauchen kein Wort zu sprechen. Sie gehen nur hinein und wieder hinaus, sehen überaus traurig aus und lassen die Kameras zum Zuge kommen. Dauert nicht einmal eine Stunde.«

Der Präsident griff nach seinem Golfschläger und fixierte einen orangefarbenen Ball. »Dann muss ich auch zu Jensens Beisetzung.«

»So ist es. Aber vergessen Sie den Nachruf.«

Er schlug den Ball an. »Ich bin ihm nur zweimal begegnet.«

»Ich weiß. Sie sollten bei beiden Trauerfeiern erscheinen, nichts sagen und dann wieder verschwinden.«

Noch ein Schlag. »Ich glaube, Sie haben recht.«

NEUN

Thomas Callahan schlief lange und allein. Er war früh und nüchtern zu Bett gegangen. In den vergangenen drei Tagen hatte er alle Vorlesungen abgesagt. Es war Freitag, morgen sollte die Trauerfeier für Rosenberg stattfinden, und aus Respekt vor seinem Idol würde er erst dann wieder Verfassungsrecht lehren, wenn der Mann in Frieden ruhte.

Er machte sich Kaffee und setzte sich im Bademantel auf den Balkon. Die Temperatur betrug nur achtzehn Grad, der erste kalte Hauch des Herbstes, und in der Dauphine Street herrschte reges Treiben. Er nickte einer namenlosen alten Frau auf dem Balkon an der anderen Straßenseite zu. Bourbon Street war einen Block weit entfernt, und die Touristen waren bereits mit ihren Stadtplänen und Kameras ausgeschwärmt. Den Tagesanbruch nahm im French Quarter niemand zur Kenntnis, aber um zehn wimmelte es auf den engen Straßen von Lieferwagen und Taxis.

In diesen späten Morgenstunden, und von denen gab es viele, freute sich Callahan seiner Freiheit. Sein Jurastudium lag zwanzig Jahre zurück, und viele seiner Altersgenossen schufteten unter ständigem Druck zweiundsiebzig Stunden pro Woche in irgendwelchen Anwaltskanzleien. Er hatte es zwei Jahre in einer privaten Firma ausgehalten. Ein Koloss in Washington mit zweihundert Anwälten hatte ihn direkt nach dem Studium in Georgetown eingestellt und ihn in ein winziges Büro gesteckt, in dem er in den ersten sechs Monaten ausschließlich Schriftsätze verfasst hatte. Dann wurde er an ein Fließband gesetzt, wo er zwölf Stunden täglich Beweisanfragen der Gerichte beantworten musste und man von ihm erwartete, dass er dafür sechzehn Stunden in Rechnung stellte. Ihm wurde

gesagt, wenn es ihm gelänge, die nächsten zwanzig Jahre in die nächsten zehn zu zwingen, würde er es vielleicht schaffen, im reifen Alter von fünfunddreißig Partner zu werden.

Callahan wollte älter werden als fünfzig, also zog er sich aus der Tretmühle des privaten Rechtswesens zurück. Er machte seinen Master of Law und wurde Professor. Er schlief morgens lange, arbeitete fünf Stunden am Tag, schrieb hin und wieder einen Artikel und freute sich die meiste Zeit seines Lebens. Da er keine Familie zu unterhalten hatte, war sein Gehalt von siebzigtausend im Jahr mehr als ausreichend für seinen zweigeschossigen Bungalow, seinen Porsche und seinen Whisky. Wenn er früh starb, dann würde es am Whisky liegen und nicht an zuviel Arbeit.

Er hatte einiges geopfert. Viele seiner Studienkollegen waren Partner in großen Firmen mit eindrucksvollen Briefköpfen und einem Jahreseinkommen von einer halben Million Dollar. Sie verkehrten mit den großen Bossen von IBM und Texaco und State Farm. Sie hatten einen direkten Draht zu Senatoren und Büros in Tokio und London. Aber er beneidete sie nicht.

Einer seiner besten Freunde von der Universität war Gavin Verheek, der gleichfalls aus dem privaten Rechtswesen ausgestiegen war und jetzt für die Regierung arbeitete. Zuerst war er in der Bürgerrechts-Abteilung des Justizministeriums gewesen, dann war er zum FBI versetzt worden. Jetzt war er beratender Anwalt des Direktors. Callahan musste am Montag zu einer Tagung von Verfassungsrechtlern nach Washington. Er und Verheek hatten vor, am Montagabend zusammen zu essen und sich zu betrinken.

Er musste anrufen, um das Essen und Trinken zu bestätigen und Verheek auszufragen. Er wählte die Nummer aus dem Kopf. Dann wurde er von einem Apparat zum anderen weitergereicht, und nachdem er fünf Minuten lang verlangt hatte, Gavin Verheek zu sprechen, war sein Freund am Apparat.

»Bitte ganz kurz«, sagte Verheek.

»Wie schön, deine Stimme zu hören«, sagte Callahan.

»Wie geht es dir, Thomas?«

»Es ist halb elf. Ich bin noch nicht angezogen. Ich sitze hier im French Quarter, trinke Kaffee und schaue den Fußgängern auf der Dauphine nach. Was tust du?«

»Was für ein Leben. Hier ist es halb zwölf, und ich bin nicht aus dem Büro herausgekommen, seit am Mittwochmorgen die Toten gefunden wurden.«

»Mir ist speiübel, Gavin. Er wird zwei Nazis nominieren.«

»Nun, in meiner Position darf ich mich zu derartigen Angelegenheiten natürlich nicht äußern. Aber ich vermute, du hast recht.«

»Komm mir nicht mit Vermutungen. Du hast doch bestimmt schon seine Kandidatenliste gesehen, oder etwa nicht, Gavin? Bestimmt stellt ihr schon die nötigen Nachforschungen an. Komm schon, Gavin, mir kannst du es doch verraten. Wer steht auf der Liste? Ich sage es nicht weiter.«

»Und ich auch nicht, Thomas. Aber eins kann ich dir versichern - dein Name steht nicht darauf.«

»Ich bin zutiefst verletzt.«

»Wie geht es dem Mädchen?«

»Welchem?«

»Deinem natürlich.«

»Sie ist schön und brillant und sanft und zärtlich...«

»Mach weiter.«

»Wer hat sie umgebracht, Gavin? Ich habe ein Recht darauf, es zu erfahren. Ich bin Steuerzahler und habe ein Recht darauf, zu erfahren, wer sie umgebracht hat.«

»Wie heißt sie?«

»Darby. Wer hat sie umgebracht und warum?«

»Du hattest immer ein Faible für Namen, Thomas. Ich erinnere mich an Frauen, von denen du nichts wissen wolltest, weil dir ihr Name nicht gefiel. Großartige, tolle Frauen, aber mit nichtssagenden Namen. Darby. Klingt irgendwie erotisch. Was für ein Name. Wann lerne ich sie kennen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ist sie bei dir eingezogen?«

»Das geht dich nichts an. Gavin, hör mir endlich zu. Wer hat es getan?«

»Liest du keine Zeitungen? Wir haben keine Verdächtigen. Überhaupt nichts. *Nada*.«

»Aber ein Motiv habt ihr doch bestimmt.«

»Massenhaft Motive. Hier gibt es eine Menge Hass, Thomas. Merkwürdige Kombination, findest du nicht auch? Warum ausgerechnet Jensen? Der Direktor hat uns angewiesen, anhängige Fälle zu recherchieren und kürzlich gefällte Urteile und das jeweilige Stimmenverhältnis und all diesen Mist.«

»Das ist großartig, Gavin. Jetzt spielt jeder Verfassungsrechtler im Lande Detektiv und versucht, die Morde aufzuklären.«

»Und du tust es nicht?«

»Nein. Ich habe mich volllaufen lassen, als ich es erfuhr. Jetzt bin ich wieder nüchtern. Aber das Mädchen hat sich in die gleiche Sorte von Recherchen vergraben, die auch ihr anstellt. Sie ignoriert mich.«

»Darby. Was für ein Name. Wo kommt sie her?«

»Aus Denver. Sehen wir uns am Montag?«

»Vielleicht. Voyles verlangt, dass wir rund um die Uhr arbeiten, bis die Computer uns verraten, wer es getan hat. Aber ich werde versuchen, dich einzuplanen.«

»Danke. Ich erwarte einen eingehenden Bericht, Gavin. Nicht nur den Klatsch.«

»Thomas, Thomas. Immer auf Informationen aus. Und ich kann dir wie gewöhnlich keine liefern.«

»Du wirst dich betrinken und alles erzählen, Gavin. Das tust du immer.«

»Warum bringst du Darby nicht mit? Wie alt ist sie? Neunzehn?«

»Vierundzwanzig, und sie ist nicht eingeladen. Vielleicht später einmal.«

»Vielleicht. Und jetzt muss ich Schluss machen. In einer halben Stunde bin ich beim Direktor. Die Atmosphäre hier ist so geladen, dass man sie direkt riechen kann.«

Callahan wählte die Nummer der juristischen Bibliothek und fragte, ob Darby Shaw dort gesehen worden war. Sie war es nicht.

Darby stellte ihren Wagen auf den fast leeren Parkplatz des Bundesgerichts in Lafayette und ging dann ins Verwaltungsbüro im ersten Stock. Es war Freitagmittag, Verhandlungen fanden nicht statt, die Flure waren leer. Sie blieb vor dem Tresen stehen, schaute durch ein offenes Schalterfenster und wartete. Schließlich erschien eine Angestellte, die noch keine Zeit gefunden hatte, zum Lunch zu gehen und deshalb stocksauer war, auf der anderen Seite des Fensters. »Kann ich Ihnen helfen?« fragte sie mit dem Tonfall einer kleinen Angestellten, die alles lieber tat, als jemandem zu helfen.

Darby schob einen Zettel durch das Fenster. »Ich möchte diese Akte einsehen.« Die Angestellte warf einen flüchtigen Blick auf den Namen des Falls, dann sah sie Darby an. »Weshalb?« fragte sie.

»Das brauche ich nicht zu erklären. Es sind öffentliche Unterlagen, oder etwa nicht?«

»Halb öffentlich.«

Darby nahm den Zettel und faltete ihn zusammen. »Kennen Sie das Gesetz zur Wahrung des Rechts auf Auskunft?«

»Sind Sie Anwältin?«

»Ich brauche nicht Anwältin zu sein, um diese Akte einsehen zu dürfen.«

Die Angestellte öffnete eine Schublade im Tresen und entnahm ihr ein Schlüsselbund. Sie nickte und deutete mit dem Kopf die Richtung an. »Kommen Sie mit.«

An der Tür stand JURY ROOM, aber drinnen gab es weder Tische noch Stühle, nur Aktenschränke und Kartons an den Wänden. Darby schaute sich um.

Die Angestellte zeigte auf eine Wand. »Dort ist sie. Alles andere in diesem Zimmer ist für Sie uninteressant. Im ersten Aktenschrank finden Sie die Plädoyers und die gesamte Korrespondenz. Der Rest sind Darlegungen, Beweismaterial und der Prozess.«

»Wann hat der Prozess stattgefunden?«

»Im Sommer. Er dauerte zwei Monate.«

»Wo finde ich die Berufung?«

»Die steht noch aus. Ich glaube, die Frist endet am 1. November. Sind Sie Reporterin oder so etwas?«

»Nein.«

»Gut. Wie Sie offensichtlich wissen, sind dies in der Tat öffentliche Unterlagen. Aber der Richter, vor dem der Fall verhandelt wurde, hat gewisse Einschränkungen angeordnet. Erstens muss ich Ihren Namen notieren und die Zeit, die Sie in diesem Raum verbringen. Zweitens darf nichts aus diesem Raum entfernt werden. Drittens, nichts aus dieser Akte darf kopiert werden, bis die Berufung vorliegt. Viertens, alles, was Sie hier drinnen anrühren, muss genau da wieder hingelegt werden, wo Sie es gefunden haben. Anweisungen des Richters.«

Darby betrachtete die Aktenschränke an der Wand. »Weshalb

darf ich keine Kopien machen?«

»Danach müssen Sie Seine Ehren fragen. Also, wie heißen Sie?«

»Darby Shaw.«

Die Angestellte schrieb den Namen auf ein Clipboard, das neben der Tür hing. »Wie lange werden Sie bleiben?«

»Das weiß ich noch nicht. Drei oder vier Stunden.«

»Wir schließen um fünf. Sagen Sie mir im Büro Bescheid, wenn Sie gehen.« Sie verschwand und machte die Tür hinter sich zu. Darby öffnete eine Schublade voller Plädoyers, blätterte Akten durch und machte sich Notizen. Der Prozess war sieben Jahre alt, mit einem Kläger und achtunddreißig reichen Firmen als Beklagten, die gemeinschaftlich nicht weniger als fünfzehn Anwaltskanzleien überall im Lande engagiert und wieder entlassen hatten. Große Kanzleien, viele davon mit Hunderten von Anwälten in Dutzenden von Niederlassungen.

Sieben Jahre kostspieliger juristischer Kriegführung, und das Ergebnis stand noch keineswegs fest. Erbittertes Streiten. Das Urteil aus der Hauptverhandlung war nur ein vorläufiger Sieg der Beklagten. Das Urteil war erkaufte worden oder auf irgendeine andere illegale Art zustande gekommen, behauptete der Kläger in seinem Antrag auf ein erneutes Verfahren. Kartons voller Anträge, Anschuldigungen und Gegenanschuldigungen. Ersuchen um Sanktionen und Geldbußen, die in schneller Folge von beiden Seiten vorgetragen wurden. Seitenweise eidesstattliche Erklärungen über Lügen und Beleidigungen durch die Anwälte und ihre Mandanten. Ein Anwalt war gestorben.

Ein anderer hatte einen Selbstmordversuch unternommen; das hatte Darby von einem Studienkollegen erfahren, der an den Randbereichen des Prozesses mitgearbeitet hatte. Ihr Freund hatte in den Sommerferien bei einer großen Firma in Houston gearbeitet und war bewusst im dunkeln gelassen worden, hatte

aber einiges gehört.

Darby stellte einen Stuhl auf und betrachtete die Aktenschränke. Es würde sie allein fünf Stunden kosten, alles zu finden.

Die Publicity war nicht gut gewesen für das Montrose. Die meisten Besucher trugen auch nach Einbruch der Dunkelheit dunkle Sonnenbrillen und beeilten sich beim Betreten und Verlassen des Hauses. Und jetzt, nachdem man einen Richter des Obersten Bundesgerichts tot auf dem Balkon aufgefunden hatte, war das Haus berühmt. Die Neugierigen fuhren zu allen Tages- und Nachtstunden vorbei und machten Fotos. Wenn wenig Verkehr herrschte, warfen die Tapfersten sogar einen Blick hinein.

Er sah aus wie einer von ihnen, als er eintrat und drinnen seine Karte kaufte, ohne den Kassierer anzusehen. Baseballmütze, dunkle Sonnenbrille, Jeans, kurzgeschnittenes Haar, Lederjacke. Er war gut getarnt, aber nicht, weil er ein Homosexueller war, der nicht an einem solchen Ort gesehen werden wollte.

Es war Mitternacht. Er stieg die Treppe zum Balkon hinauf und lächelte bei dem Gedanken an Jensen mit der Schlinge um den Hals. Er suchte sich einen Platz im mittleren Abschnitt des Balkons, ein gutes Stück von anderen Besuchern entfernt.

Er hatte sich noch nie zuvor Schwulenfilme angesehen, und nach dieser Nacht hatte er auch nicht die Absicht, es jemals wieder zu tun. Dies war für ihn in den letzten anderthalb Stunden die dritte dieser Schmutzbuden. Er behielt die Sonnenbrille auf und versuchte, nicht auf die Leinwand zu sehen. Aber es war schwierig, und das machte ihn wütend.

Außer ihm waren noch fünf Leute in dem Kino. Vier Reihen höher und rechts von ihm saßen zwei Verliebte, die sich küssten und miteinander spielten. Oh, wenn er nur einen

Baseballschläger gehabt hätte, dann hätte er sie von ihrem Elend erlöst. Oder ein hübsches Stück gelbes Nylonseil.

Er litt zwanzig Minuten und war gerade im Begriff, in die Tasche zu greifen, als eine Hand seine Schulter berührte. Eine sanfte Hand. Er gab sich ganz cool.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?« Eine ziemlich tiefe, männliche Stimme direkt hinter seiner Schulter.

»Nein, und Sie können Ihre Hand wegnehmen.«

Die Hand bewegte sich. Sekunden vergingen, und es war offensichtlich, dass es keinen weiteren Annäherungsversuch mehr geben würde. Dann war er fort.

Dies war eine Tortur für einen Mann, der Pornographie aus ganzer Seele hasste. Er hätte sich am liebsten übergeben. Er warf einen Blick hinter sich, dann griff er vorsichtig in seine Lederjacke und holte einen schwarzen Kasten heraus, fünfzehn mal zwölf Zentimeter groß und acht Zentimeter hoch. Er legte ihn zwischen seinen Beinen auf den Boden. Mit einem Skalpell schnitt er das Polster auf dem Nebensitz auf, schaute sich um und schob den schwarzen Kasten in das Polster. Es hatte Sprungfedern, eine echte Antiquität, und er drehte den Kasten vorsichtig von einer Seite zur anderen, bis er richtig saß und der Schalter und das Röhrchen in dem Einschnitt kaum noch zu sehen waren.

Er holte tief Luft. Obwohl das Gerät von einem echten Profi gebaut worden war, einem legendären Genie auf dem Gebiet kleiner Sprengkörper, war es nicht gerade angenehm, das verdammte Ding in einer Innentasche mit sich herumzutragen, nur Zentimeter von seinem Herzen und anderen lebenswichtigen Organen entfernt. Und auch jetzt, da es in dem Sitz neben ihm steckte, war ihm nicht sonderlich wohl zumute.

Dies war sein drittes Objekt in dieser Nacht, und er hatte noch ein weiteres zu platzieren, in einem weiteren Kino, in dem altmodische heterosexuelle Pornofilme gezeigt wurden. Er

freute sich fast darauf, und das ärgerte ihn.

Er betrachtete die beiden Verliebten, die keinen Blick auf den Film verschwendeten und von Minute zu Minute erregter wurden, und wünschte sich, dass sie genau hier säßen, wenn der kleine schwarze Kasten anfang, lautlos sein Gas entweichen zu lassen, und dann dreißig Sekunden später, wenn der Feuerball alles in Flammen hüllen würde, was sich zwischen der Leinwand und der Popcornmaschine befand. Das würde ihm gefallen.

Aber seine Gruppe war nicht gewalttätig und gegen das wahllose Umbringen von unschuldigen und/oder unbedeutenden Menschen. Sie hatten ein paar Leute getötet, bei denen es erforderlich gewesen war, aber ihre Spezialität war das Zerstören von Gebäuden, die der Feind benutzte. Sie suchten sich leichte Ziele aus, wehrlose Abtreibungskliniken, unbewachte ACLU-Büros, nichtsahnende Pornoschuppen. Sie konnten sich gratulieren. Keine einzige Verhaftung seit achtzehn Monaten.

Es war halb eins, Zeit zu gehen, vier Blocks weit zu seinem Wagen zu laufen und einen weiteren schwarzen Kasten zu holen, und dann noch sechs Blocks weiter zum Pussycat Cinema, das um halb zwei zumachte. Das Pussycat war entweder Nummer Achtzehn oder Neunzehn auf der Liste, er wusste es nicht mehr genau, aber er war sicher, dass in genau drei Stunden und zwanzig Minuten dem gesamten Pornokino-Geschäft in Washington ein gewaltiger Schlag versetzt werden würde. In zwanzig dieser Schuppen würden in dieser Nacht schwarze Kästen deponiert werden, und um vier Uhr morgens würden alle geschlossen, menschenleer und zerstört sein. Drei Etablissements, die die ganze Nacht geöffnet hatten, waren von der Liste gestrichen worden, weil seine Gruppe nicht gewalttätig war.

Er rückte seine Sonnenbrille zurecht und warf einen letzten Blick auf das Polster des Nebensitzes. Den Plastikbechern und

dem Popcorn auf dem Boden nach zu urteilen, wurde der Laden einmal in der Woche gefegt. Niemand würde den Schalter und das Röhrchen bemerken, die unter dem aufgeschlitzten Stoff kaum zu sehen waren. Er legte vorsichtig den Schalter um und verließ das Montrose.

ZEHN

Eric East war dem Präsidenten nie begegnet und auch noch nie im Weißen Haus gewesen. Auch Fletcher Coal war er noch nie begegnet, aber er wusste, dass er ihn nicht mögen würde.

Um sieben Uhr am Samstagmorgen folgte er Direktor Voyles und K. O. Lewis ins Oval Office. Es gab weder Lächeln noch Händeschütteln. East wurde von Voyles vorgestellt. Der hinter seinem Schreibtisch sitzende Präsident nickte, stand aber nicht auf. Coal las irgend etwas.

Zwanzig Pornokinos waren in Washington in Brand gesetzt worden, und viele schwelten noch immer. Sie hatten vom Rücksitz der Limousine aus den Rauch über der Stadt gesehen. In einem Schuppen namens Angels hatte ein Hausmeister schwere Verbrennungen erlitten, die er wahrscheinlich nicht überleben würde.

Eine Stunde zuvor hatten sie erfahren, dass sich bei einem Radiosender ein anonymen Anrufer gemeldet und erklärt hatte, für die Brandanschläge wäre die Underground Army verantwortlich, und zur Feier des Todes von Rosenberg würden weitere derartige Unternehmungen folgen.

Der Präsident sprach als erster. Er sieht müde aus, dachte East. Für ihn war es noch sehr früh. »In wie vielen Kinos wurden Bomben gelegt?«

»Hier waren es zwanzig«, erwiderte Voyles. »Siebzehn in Baltimore und ungefähr fünfzehn in Atlanta. Allem Anschein nach war die Aktion sorgfältig koordiniert worden, denn sämtliche Explosionen ereigneten sich genau um vier Uhr morgens.«

Coal schaute von seinem Memo auf. »Direktor, glauben Sie,

dass es die Underground Army war?«

»Bis jetzt hat nur sie sich dazu bekannt. Es sieht so aus, als könnte es durchaus ihr Werk sein. Möglich wäre es.« Voyles sah Coal nicht an, während er seine Frage beantwortete.

»Und wann fangen Sie mit den Verhaftungen an?« fragte der Präsident.

»In dem Augenblick, in dem wir hinreichende Verdachtsgründe haben, Mr. President. So will es das Gesetz.«

»Soweit ich informiert bin, ist diese Gruppe Ihr Hauptverdächtiger für die Morde an Rosenberg und Jensen. Außerdem sind Sie sich ziemlich sicher, dass sie in Texas einen Richter umgebracht hat. Und höchstwahrscheinlich hat sie vergangene Nacht in mindestens zweiundfünfzig Pornokinos Bomben gelegt. Ich verstehe nicht, wieso sie ungestraft Bomben legen und morden darf. Wir befinden uns im Belagerungszustand, Direktor.«

Voyles' Nacken lief rot an, aber er sagte nichts. Er wendete nur den Blick ab, während der Präsident ihn anfunkelte. K. O. Lewis räusperte sich. »Mr. President, wenn ich das sagen darf - wir sind keineswegs überzeugt, dass die Underground Army etwas mit dem Tod von Rosenberg und Jensen zu tun hat. Wir haben keinerlei Beweise, die sie damit in Verbindung bringen könnten. Wir haben eine Liste von einem Dutzend Verdächtigen, darunter auch die Underground Army. Wie ich schon sagte, die Morde wurden erstaunlich sauber ausgeführt, bis ins letzte Detail organisiert und sehr professionell. Überaus professionell.«

Coal trat vor. »Was Sie damit sagen wollen, Mr. Lewis, ist, dass Sie keine Ahnung haben, wer sie umgebracht hat, und es vielleicht auch nie wissen werden.«

»Nein, das wollte ich nicht damit sagen. Wir werden die Mörder finden, aber es wird Zeit brauchen.«

»Wieviel Zeit?« fragte der Präsident. Es war eine alberne,

kindische Frage, auf die es keine gute Antwort gab. East fasste eine spontane Abneigung gegen den Präsidenten, weil er sie gestellt hatte.

»Monate«, sagte Lewis.

»Wie viele Monate?«

»Viele Monate.«

Der Präsident verdrehte die Augen und schüttelte den Kopf, dann stand er voller Entrüstung auf und trat ans Fenster. Er sprach zum Fenster. »Ich kann einfach nicht glauben, dass zwischen dem, was letzte Nacht passiert ist, und den toten Richtern kein Zusammenhang besteht. Ich weiß es nicht. Vielleicht bin ich einfach paranoid.«

Voyles warf Lewis einen schnellen Blick zu. Paranoid, unsicher, ahnungslos, einfältig, wirklichkeitsfremd. Voyles hätte die Liste noch beträchtlich verlängern können.

Der Präsident fuhr fort, immer noch das Fenster betrachtend. »Es macht mich einfach nervös, wenn hier Mörder frei herumlaufen und Bomben hochgehen. Können Sie mir daraus einen Vorwurf machen? Es ist mehr als dreißig Jahre her, seit der letzte Präsident ermordet wurde.«

»Oh, ich glaube, Sie haben nichts zu befürchten, Mr. President«, sagte Voyles mit einem ganz leichten Anflug von Belustigung. »Der Geheimdienst hat alles unter Kontrolle.«

»Großartig. Und weshalb ist mir dann so, als befände ich mich in Beirut?« Er murmelte fast in das Fenster hinein.

Coal empfand die Peinlichkeit und griff nach einem Memorandum, das auf dem Schreibtisch lag. Dann wendete er sich an Voyles, ungefähr wie ein Professor, der vor seinen Studenten eine Vorlesung hält.

»Dies ist eine Liste von potentiellen Kandidaten für das Oberste Bundesgericht. Sie enthält acht Namen, alle mit einer Biographie. Sie wurde vom Justizministerium erarbeitet. Wir

haben mit zwanzig Namen angefangen, dann haben der Präsident, Minister Horton und ich sie auf acht reduziert, von denen keiner eine Ahnung hat, dass er in Erwägung gezogen wird.«

Voyles schaute noch immer woanders hin. Der Präsident kehrte langsam an seinen Schreibtisch zurück und nahm sein Exemplar des Memorandums zur Hand. Coal fuhr fort.

»Einige dieser Leute sind umstritten, und wenn sie schließlich nominiert werden sollten, ist ein kleiner Krieg fällig, bis sie vom Senat bestätigt werden. Wir möchten nicht jetzt schon kämpfen müssen. Deshalb muss dies unbedingt vertraulich behandelt werden.«

Voyles fuhr plötzlich herum und richtete den Blick auf Coal. »Sie haben wohl nicht alle Tassen im Schrank, Coal! Das haben wir schon früher gemacht, und ich kann Ihnen versichern, wenn wir anfangen, diese Leute zu überprüfen, dann ist die Katze aus dem Sack. Sie wollen, dass wir diese Leute auf Herz und Nieren prüfen, und trotzdem erwarten Sie, dass jeder, mit dem wir sprechen, den Mund hält. So funktioniert das nicht, mein Sohn.«

Coal trat näher an Voyles heran. Seine Augen funkelten. »Sie werden sich den Arsch aufreißen, um dafür zu sorgen, dass diese Namen nicht in den Zeitungen erscheinen, bevor sie nominiert worden sind. Sie sorgen dafür, dass es funktioniert, Direktor. Sie stopfen die Lecks und halten die Sache aus den Zeitungen heraus. Verstanden?«

Voyles sprang auf und zeigte auf Coal. »Hören Sie zu, Sie arschloch. Wenn Sie sie überprüft haben wollen, dann tun Sie es gefälligst selber. Ich lasse mir von Ihnen keine Pfadfinderbefehle erteilen.«

Lewis stand zwischen ihnen, und der Präsident stand hinter seinem Schreibtisch, und ein oder zwei Sekunden lang fiel kein Wort. Coal legte das Memorandum auf den Schreibtisch und trat mit abgewendetem Blick ein paar Schritte zurück. Jetzt war der

Präsident der Friedensstifter. »Setzen Sie sich, Dentón. Setzen Sie sich.«

Voyles kehrte zu seinem Stuhl zurück, wobei er Coal anstarrte. Der Präsident lächelte Lewis an, und alle setzten sich. »Wir stehen alle unter großem Druck«, sagte er herzlich.

Lewis sprach gelassen. »Wir werden die Routineuntersuchungen über Ihre Namen durchführen, Mr. President, und zwar unter striktester Geheimhaltung. Aber Ihnen dürfte klar sein, dass wir nicht für sämtliche Personen garantieren können, mit denen wir sprechen.«

»Ja, Mr. Lewis, das ist mir klar. Aber ich verlange äußerst behutsames Vorgehen. Diese Männer sind jung, sie werden die Verfassung prägen, wenn ich schon lange tot bin. Sie sind überzeugte Konservative, und die Presse wird sie in der Luft zerreißen. Sie dürfen weder wunde Punkte noch Leichen im Keller haben. Keine Marihuanaraucher, keine illegitimen Kinder, keine Verfahren wegen Trunkenheit am Steuer, keine radikalen studentischen Aktivitäten oder Scheidungen. Verstanden? Keine Überraschungen.«

»Ja, Mr. President. Aber wir können nicht garantieren, dass unsere Nachforschungen absolut geheim bleiben.«

»Okay. Aber versuchen Sie es wenigstens.«

»Ja, Sir.« Lewis übergab Eric East das Memorandum.

»War das alles?« fragte Voyles.

Der Präsident warf einen Blick auf Coal, der sie alle ignorierte und zum Fenster hinausschaute. »Ja, Dentón, das war alles. Es wäre mir lieb, wenn Sie diese Leute innerhalb von zehn Tagen überprüfen könnten. Ich möchte schnell handeln in dieser Sache.«

Voyles war aufgestanden. »Sie bekommen den Bericht in zehn Tagen.«

Callahan war nicht ganz wohl in seiner Haut, als er an die Tür von Darbys Apartment klopfte. Er war ziemlich nervös. Ihm ging vieles durch den Kopf, vieles, das er sagen wollte, aber er wusste, dass er keinen Streit vom Zaun brechen durfte. Es gab etwas, woran ihm noch viel mehr lag als daran, ein bisschen Dampf abzulassen. Sie hatte sich ihm jetzt vier Tage lang entzogen, vier Tage, an denen sie Detektiv gespielt und sich in der juristischen Bibliothek verbarrikadiert hatte. Sie hatte Vorlesungen geschwänzt und auf seine Anrufe nicht reagiert. Sie hatte ihn in seiner Stunde der Not im Stich gelassen. Aber er wusste, wenn sie die Tür aufmachte, würde er lächeln und vergessen, dass er vernachlässigt worden war.

Er hatte eine Literflasche Wein bei sich und eine erstklassige Pizza von Mama Rosa's. Es war nach zehn. Samstagabend. Er klopfte abermals und ließ den Blick die Straße auf und ab über die gepflegten Zweifamilienhäuser und Bungalows schweifen. Drinnen klirrte die Kette, und sofort lächelte er. Das Gefühl der Vernachlässigung war verflogen.

»Wer ist da?« fragte sie bei vorgelegter Kette.

»Thomas Callahan. Kennst du mich noch? Ich stehe vor deiner Tür und bettle darum, eingelassen zu werden, damit wir spielen und wieder Freunde sein können.«

Die Tür ging auf, und Callahan trat ein. Sie nahm den Wein und küsste ihn auf die Wange. »Ist alles beim alten?« fragte er.

»Ja, Thomas. Ich war beschäftigt.« Er folgte ihr durch ihr Arbeitszimmer in die Küche. Ein Computer und ein Haufen dicker Bücher bedeckten den Schreibtisch.

»Ich habe angerufen. Warum hast du dich nicht gemeldet?«

»Ich war nicht da«, sagte sie, öffnete eine Schublade und holte einen Korkenzieher heraus.

»Du hast einen Anrufbeantworter. Ich habe mit ihm gesprochen.«

»Willst du Streit, Thomas?«

Er betrachtete ihre nackten Beine. »Nein! Ich schwöre, ich bin nicht wütend. Ich verspreche es. Bitte verzeih mir, wenn es so aussieht, als wäre ich sauer.«

»Hör auf damit.«

»Wann können wir ins Bett gehen?«

»Bist du müde?«

»Ganz und gar nicht. Schließlich waren es drei Nächte, Darby.«

»Fünf. Was für eine Pizza?« Sie zog den Korken und füllte zwei Gläser. Callahan beobachtete jede ihrer Bewegungen.

»Ach, das ist eine dieser Samstagabend-Spezialitäten, wo sie alles drauflegen, was sonst in den Müll geworfen würde. Garnelenschwänze, Eier, die Köpfe von Panzerkrebsen. Der Wein war auch ganz billig. Ich bin ein bisschen knapp bei Kasse, und ich fahre morgen weg, deshalb muss ich mit meinem Geld sehr vorsichtig umgehen, und weil ich wegfahre, dachte ich, ich komme vorbei und gehe heute abend mit dir ins Bett, damit ich nicht in Versuchung gerate, mich in Washington mit einer Frau einzulassen, die mir vielleicht irgend etwas anhängt. Was meinst du?«

Darby öffnete die Pizzaschachtel. »Sieht aus wie Wurst und Peperoni.«

»Können wir trotzdem zusammen ins Bett gehen?«

»Vielleicht später. Trink deinen Wein und lass uns reden. Wir haben seit geraumer Zeit kein längeres Gespräch mehr gehabt.«

»Ich schon. Ich habe die ganze Woche über mit deinem Anrufbeantworter geredet.«

Er nahm sein Glas und die Flasche und folgte ihr in ihr Arbeitszimmer, wo sie die Stereoanlage einschaltete. Sie ließen sich auf der Couch nieder.

»Wir wollen uns betrinken«, sagte er.

»Du bist so romantisch.«

»Ich habe einige Romantik für dich in petto.«

»Du bist eine Woche lang betrunken gewesen.«

»Nein, bin ich nicht. Nur achtzig Prozent einer Woche. Daran bist du schuld, weil du mir aus dem Weg gegangen bist.«

»Was ist los mit dir, Thomas?«

»Ich habe das große Flattern. Ich bin völlig überdreht, und ich brauche Gesellschaft, damit sich das wieder gibt. Was sagst du dazu?«

»Wir wollen uns halb betrinken.« Sie nippte an ihrem Wein und legte ihre Beine auf seinen Schoß. Er hielt den Atem an, als hätte er Schmerzen.

»Wann geht deine Maschine?« fragte sie.

Jetzt schluckte er. »Halb zwei. Nonstop zum National. Bis fünf muss ich mich angemeldet haben, und um acht ist ein Essen vorgesehen. Danach werde ich vielleicht gezwungen sein, auf den Straßen herumzuwandern und nach einer Frau Ausschau zu halten.«

Sie lächelte. »Okay, okay. Das kommt gleich. Aber lass uns zuerst reden.«

Callahan stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. »Ich kann zehn Minuten lang reden, dann breche ich zusammen.«

»Was liegt am Montag an?«

»Die übliche schwachsinnige Acht-Stunden-Debatte über die Zukunft des Fünften Verfassungszusatzes; dann wird ein Komitee den Entwurf eines Konferenzberichts erarbeiten, dem niemand zustimmen wird. Am Dienstag eine weitere Debatte, ein weiterer Bericht, vielleicht ein oder zwei heftige Wortwechsel, dann vertagen wir uns, ohne etwas erreicht zu haben, und fahren nach Hause zurück. Ich werde am späten Dienstagabend wieder hier sein, und dann möchte ich in einem sehr netten Restaurant mit dir essen, wonach wir für eine

intellektuelle Diskussion und animalischen Sex in meine Wohnung gehen könnten. Wo ist die Pizza?«

»In der Küche. Ich hole sie.«

Er streichelte ihre Beine. »Bleib, wo du bist. Ich bin überhaupt nicht hungrig.«

»Warum fährst du zu diesen Konferenzen?«

»Ich bin Mitglied und ich bin Professor. Von uns wird erwartet, dass wir überall im Lande herumreisen und an Treffen mit anderen Fachidioten teilnehmen und Berichte verabschieden, die nie jemand liest. Wenn ich es nicht täte, würde der Dekan der Ansicht sein, ich leistete nicht meinen Beitrag zur akademischen Umwelt.«

Sie schenkte Wein nach. »Du bist ziemlich gereizt, Thomas.«

»Ich weiß. Es war eine harte Woche. Wenn ich mir vorstelle, dass ein paar Neandertaler die Verfassung umschreiben, wird mir speiübel. In zehn Jahren werden wir in einem Polizeistaat leben. Und da ich nichts daran ändern kann, werde ich mich wahrscheinlich in den Alkohol flüchten.«

Darby trank langsam und musterte ihn. Die Musik war leise, das Licht gedämpft. »Ich bekomme einen Schwips«, sagte sie.

»Das sieht dir ähnlich. Anderthalb Glas, und du gehörst der Geschichte an. Wenn du aus Irland stammtest, könntest du die ganze Nacht hindurch trinken.«

»Mein Vater war Halbschotte.«

»Das reicht nicht.« Callahan legte die Füße auf dem Couchtisch übereinander und entspannte sich. Er rieb sanft ihre Knöchel. »Darf ich deine Zehennägel lackieren?«

Sie sagte nichts. Was ihre Zehen anging, war er Fetischist; mindestens zweimal im Monat bestand er darauf, die Nägel mit leuchtendrotem Lack zu überziehen. Sie hatten das in *Bull Durham* gesehen, und obwohl er nicht so gut aussah und so nüchtern war wie Kevin Costner, hatte sie sich inzwischen so

daran gewöhnt, dass sie die Intimität dieser Handlung genoss.

»Keine Zehen heute abend?« fragte er.

»Vielleicht später. Du siehst müde aus.«

»Ich entspanne mich, aber ich stehe unter männlicher Hochspannung, und du wirst mich nicht los, indem du mir sagst, ich sähe müde aus.«

»Trink noch ein Glas Wein.«

Callahan trank noch ein Glas Wein und versank tiefer in der Couch. »Also, Ms. Shaw, wer hat es getan?«

»Profis. Hast du die Zeitungen nicht gelesen?«

»Doch, natürlich. Aber wer steckt hinter den Profis?«

»Ich weiß es nicht. Nach den Vorgängen der letzten Nacht scheinen sich alle einig zu sein, dass es die Underground Army war.«

»Aber du bist nicht überzeugt?«

»Nein. Es ist noch niemand verhaftet worden. Ich bin nicht überzeugt.«

»Und du hast irgendeinen obskuren Verdächtigen, von dem niemand im Lande eine Ahnung hat?«

»Ich hatte einen, aber jetzt bin ich nicht mehr so sicher. Ich habe drei Tage damit verbracht, der Sache nachzugehen, habe sogar alles fein sauber und ordentlich in meinen kleinen Computer eingegeben und den Entwurf eines Dossiers ausgedruckt, den ich *ad acta* gelegt habe.«

Callahan sah sie fassungslos an. »Du hast drei Tage lang alle Vorlesungen geschwänzt, mich ignoriert, rund um die Uhr gearbeitet, um Sherlock Holmes zu spielen, und jetzt willst du es in den Papierkorb werfen?«

»Es liegt drüben auf dem Tisch.«

»Ich kann es einfach nicht glauben. Die ganze Woche über, während ich meine Einsamkeit mannhaft ertrug, wusste ich, dass

ich es für einen guten Zweck tat. Ich wusste, dass ich zum Wohle des Landes litt, weil du die Zwiebel schälen und mir heute abend oder vielleicht morgen sagen würdest, wer es getan hat.«

»Es ist unmöglich, jedenfalls mit juristischen Recherchen. Bei den Morden ist kein Muster erkennbar, kein gemeinsamer Nenner. Ich habe fast die Fakultäts-Computer durchbrennen lassen.«

»Ha! Das habe ich dir doch gesagt. Du vergisst, meine Liebe, dass ich auf dem Gebiet des Verfassungsrechts ein Genie bin, und ich habe sofort gewusst, dass Rosenberg und Jensen nichts gemeinsam hatten außer schwarzen Roben und Todesdrohungen. Die Nazis oder die Arier oder der Ku Klux Klan oder die Mafia oder wer auch immer haben sie umgebracht, weil Rosenberg Rosenberg war und Jensen das leichteste Opfer und manchen Leuten ein Dorn im Auge.«

»Weshalb rufst du dann nicht das FBI an und teilst ihm deine Einsichten mit? Ich bin sicher, sie sitzen am Telefon und warten nur auf deinen Anruf.«

»Nicht böse sein. Es tut mir leid. Bitte, verzeih mir.«

»Du bist ein Esel, Thomas.«

»Ja, aber du liebst mich doch?«

»Ich weiß es nicht.«

»Können wir trotzdem zusammen ins Bett gehen? Du hast es versprochen.«

»Wir werden sehen.«

Callahan stellte sein Glas auf den Tisch und ging in die Offensive. »Okay, Baby, ich werde dein Dossier lesen. Und wir werden darüber reden. Aber im Augenblick kann ich nicht klar denken, und ich kann nicht weitermachen, bis du meine schwache und zitternde Hand ergriffen und mich zu deinem Bett geführt hast.«

»Vergiss mein kleines Dossier.«

»Bitte, verdammt noch mal, Darby, bitte.«

Sie legte ihm die Arme um den Hals und zog ihn an sich. Sie küssten sich lange und heftig, und es war ein feuchter, fast gewalttätiger Kuss.

ELF

Der Polizist legte den Daumen auf den Knopf neben dem Namen Gray Grantham und drückte ihn zwanzig Sekunden nieder. Dann eine kurze Pause. Dann weitere zwanzig Sekunden. Pause. Zwanzig Sekunden. Es kam ihm komisch vor, weil Grantham eine Nachteule war und wahrscheinlich noch keine drei Stunden geschlafen hatte, und jetzt ertönte in seinem Flur dieses unaufhörliche Läuten. Er drückte wieder und warf einen Blick auf seinen am Bordstein unter einer Straßenlaterne geparkten Streifenwagen. Es war Sonntagmorgen, kurz vor Anbruch der Dämmerung, und die Straße war leer. Zwanzig Sekunden, Pause. Zwanzig Sekunden.

Vielleicht war Grantham tot. Oder er war hinüber vom Saufen und einem nächtlichen Zug durch die Stadt. Vielleicht hatte er auch eine Frau da oben und keine Lust, auf das Läuten zu reagieren. Pause. Zwanzig Sekunden.

Die Sprechanlage knisterte. »Wer ist da?«

»Polizei!« antwortete der Polizist, der schwarz war.

»Was wollen Sie?« fragte Grantham.

»Vielleicht habe ich einen Haftbefehl.« Der Polizist lachte beinahe.

Granthams Stimme wurde sanfter, und er hörte sich verletzt an. »Ist das Cleve?«

»Er ist es.«

»Wie spät ist es, Cleve?«

»Fast halb sechs.«

»Dann muss es gut sein.«

»Keine Ahnung. Sarge hat mir nichts verraten. Er hat nur

gesagt, ich sollte Sie wecken, weil er mit Ihnen reden möchte.«

»Warum will er immer mit mir reden, bevor die Sonne aufgeht?«

»Dumme Frage, Grantham.«

Eine kurze Pause. »Ja, da haben Sie recht. Ich nehme an, er will sofort mit mir reden?«

»Nein. Sie haben eine halbe Stunde. Er sagte, Sie sollten um sechs dort sein.«

»Wo?«

»Da ist ein kleines Café an der Vierzehnten Straße in der Nähe des Trinidad-Spielplatzes. Es ist dunkel und sicher, und Sarge mag es.«

»Wie findet er solche Lokale?«

»Wissen Sie, für einen Reporter stellen Sie verdammt dämliche Fragen. Der Name des Cafes ist Glenda's, und ich schlage vor, Sie machen sich auf den Weg, sonst kommen Sie zu spät.«

»Werden Sie auch dort sein?«

»Ich schaue herein, um mich zu vergewissern, dass Sie okay sind.«

»Sie sagten doch, es wäre sicher.«

»Es ist sicher, jedenfalls für diesen Teil der Stadt. Werden Sie es finden?«

»Ja. Ich werde so bald wie möglich dort sein.«

»Schönen Tag noch, Grantham.«

Sarge war alt, sehr schwarz, mit strahlend weißem Haar, das in allen Richtungen von seinem Kopf abstand. Wann immer er wach war, trug er eine dunkle Sonnenbrille, und die meisten seiner Kollegen im Westflügel des Weißen Hauses glaubten, er wäre halb blind. Er hielt den Kopf schief und lächelte wie Ray

Charles. Manchmal stieß er gegen Türrahmen oder Schreibtische, wenn er Abfalleimer leerte und Möbel abstaubte. Er ging langsam und vorsichtig, als zählte er seine Schritte. Er arbeitete geduldig, immer mit einem Lächeln, immer mit einem freundlichen Wort für jeden, der willens war, ihm seinerseits ein freundliches Wort zukommen zu lassen. Doch zumeist wurde er ignoriert; er galt als ein freundlicher, alter, halbinvalider Hausmeister.

Sarge konnte um Ecken herum sehen. Sein Territorium war der Westflügel, in dem er seit dreißig Jahren putzte. Putzte und lauschte. Putzte und sah. Er räumte um einige überaus wichtige Leute herum auf, die oft viel zu beschäftigt waren, um auf ihre Worte zu achten, zumal in Gegenwart des armen alten Sarge.

Er wusste, welche Türen offen blieben, welche Wände dünn waren und welche Lüftungsschächte Geräusche übertrugen. Er konnte in Sekundenschnelle verschwinden und dann in einem Schatten wieder auftauchen, in dem die wichtigen Leute ihn nicht sehen konnten.

Das meiste behielt er für sich. Aber von Zeit zu Zeit gelangte er in den Besitz einer pikanten Information, die sich mit einer anderen zusammenreimen ließ, und dann kam Sarge zu dem Entschluss, sie weiterzugeben. Er war sehr vorsichtig. Er hatte noch drei Jahre bis zur Pensionierung, und er ging kein Risiko ein.

Niemand kam auf die Idee, dass ausgerechnet Sarge die Presse mit Informationen belieferte. Gewöhnlich gab es im Weißen Haus genügend Großmäuler, die sich gegenseitig die Schuld zuschieben konnten. Es war wirklich zum Totlachen. Sarge redete mit Grantham von der *Post*; danach wartete er aufgeregt auf die Story und hörte sich anschließend im Keller das Aufheulen an, wenn die Köpfe rollten.

Er war ein ausgesprochen verlässlicher Informant, und er redete nur mit Grantham. Sein Sohn Cleve, der Polizist,

arrangierte die Zusammenkünfte, immer zu ungewöhnlicher Zeit an dunklen und unauffälligen Orten. Sarge trug seine dunkle Brille, Grantham gleichfalls, und dazu einen Hut oder eine Mütze. Cleve setzte sich gewöhnlich zu ihnen und beobachtete die Leute, die in der Nähe waren.

Grantham traf ein paar Minuten nach sechs bei Glenda's ein und ging zu einer Nische im Hintergrund des Lokals, in dem sich noch drei weitere Gäste aufhielten. Glenda selbst briet Eier auf einem Grill in der Nähe der Kasse. Cleve saß auf einem Hocker und sah ihr zu.

Sie gaben sich die Hand. Für Grantham stand eine Tasse Kaffee bereit.

»Tut mir leid, dass ich zu spät komme«, sagte er.

»Macht nichts, mein Freund. Schön, Sie zu sehen.« Sarge hatte eine heisere Stimme, die sich nur schwer zu einem Flüstern dämpfen ließ. Niemand hörte ihnen zu.

Grantham trank Kaffee. »Betriebsame Woche im Weißen Haus.«

»Kann man wohl sagen. Eine Menge Aufregung. Eine Menge Freude.«

»Tatsächlich?« Grantham durfte sich bei diesen Zusammenkünften keine Notizen machen. Das wäre zu auffällig, hatte Sarge gesagt, als er die Grundregeln festlegte.

»Ja. Der Präsident und seine Leute waren hocherfreut über die Sache mit Richter Rosenberg. Sie hat sie sehr glücklich gemacht.«

»Was ist mit Richter Jensen?«

»Nun, wie Ihnen bekannt ist, hat der Präsident an der Trauerfeier teilgenommen, aber keine Rede gehalten. Er hatte es eigentlich vorgehabt, aber dann hat er einen Rückzieher gemacht, weil er sonst nette Dinge über einen Schwulen hätte sagen müssen.«

»Wer hat den Nachruf verfasst?«

»Die Redenschreiber. Vor allem Mabry. Er hat den ganzen Donnerstag daran gearbeitet. Aber dann hatte sich die Sache erledigt.«

»Er ist auch zu Rosenbergs Trauerfeier gegangen.«

»Ja. Aber er wollte nicht. Sagte, er würde lieber einen Tag in der Hölle verbringen. Aber schließlich gab er klein bei und ging doch. Er ist ziemlich froh darüber, dass Rosenberg ermordet worden ist. Am Mittwoch herrschte im Weißen Haus nahezu festliche Stimmung. Das Schicksal hat ihm wundervolle Karten zugeteilt. Jetzt kann er das Gericht umbilden, und davon ist er hellauf begeistert.«

Grantham hörte genau zu. Sarge fuhr fort.

»Es gibt eine Kandidatenliste. Sie enthielt ursprünglich zwanzig Namen, dann wurde sie auf acht zusammengestrichen.«

»Wer hat das Zusammenstreichen besorgt?«

»Was glauben Sie denn? Der Präsident und Fletcher Coal. Sie haben eine Heidenangst, dass irgendwas durchsickern könnte. Wie es scheint, enthält die Liste ausschließlich junge, konservative Richter, von denen noch nie jemand was gehört hat.«

»Irgendwelche Namen?«

»Nur zwei. Ein Mann namens Pryce aus Idaho und einer namens MacLawrence aus Vermont. Ich glaube, sie sind beide Bundesrichter. Die anderen kenne ich nicht. Mehr habe ich nicht zu bieten.«

»Wie steht es mit der Untersuchung?«

»Ich habe nicht viel gehört, aber ich halte die Ohren offen. Es scheint sich nicht viel zu tun.«

»Sonst noch etwas?«

»Nein. Wann bringen Sie es?«

»In der Morgenausgabe.«

»Das wird ein Spaß.«

»Danke, Sarge.«

Inzwischen war die Sonne aufgegangen, und im Café war es lauter geworden. Cleve kam herbei und setzte sich zu seinem Vater. »Seid ihr fertig?«

»Ja«, sagte Sarge.

Cleve sah sich um. »Ich glaube, wir müssen verschwinden. Grantham geht zuerst. Ich folge ihm, und Pop kann bleiben, solange er Lust hat.«

»Mächtig nett von dir«, sagte Sarge.

»Danke, Leute«, sagte Grantham und machte sich auf den Weg zum Ausgang.

ZWÖLF

Verheek kam wie gewöhnlich zu spät. In der dreiundzwanzigjährigen Geschichte ihrer Freundschaft war er noch nie pünktlich gewesen, und nie hatte es sich um eine Verspätung von nur einigen Minuten gehandelt. Er hatte keinerlei Zeitgefühl, aber das störte ihn nicht im geringsten. Er trug eine Uhr, schaute aber nie darauf. Wenn Verheek sich verspätete, dann um mindestens eine Stunde, manchmal sogar zwei, zumal wenn die Person, die er warten ließ, ein Freund war, der damit rechnete, dass er sich verspätete, und es ihm verzeihen würde.

Also saß Callahan eine Stunde in der Bar, wogegen er nichts einzuwenden hatte. Nach acht Stunden wissenschaftlichen Debattierens hatte er die Nase voll von der Verfassung und von denjenigen, die sie lehrten. Er brauchte Chivas in den Adern, und nach zwei Doppelten on the rocks fühlte er sich besser. Er betrachtete sich selbst im Spiegel hinter den Flaschenreihen; dazwischen hielt er über die Schulter hinweg immer wieder Ausschau nach Gavin Verheek. Kein Wunder, dass sein Freund in einer privaten Kanzlei, in der das Leben von der Uhr abhing, nicht zu Rande gekommen war.

Als der dritte Doppelte vor ihm stand, eine Stunde und elf Minuten nach sieben Uhr, erschien Verheek in der Bar und bestellte ein Moosehead.

»Tut mir leid, dass ich mich verspätet habe«, sagte er, als sie sich die Hand gaben. »Aber ich wusste, dass es dir nichts ausmachen würde, einige Zeit allein mit deinem Chivas zu verbringen.«

»Du siehst müde aus«, sagte Callahan, nachdem er ihn gemustert hatte. Alt und müde. Verheek alterte unschön und

hatte Fett angesetzt. Seine Stirn war seit ihrem letzten Treffen zwei Zentimeter höher geworden, und bei seiner blassen Haut fielen die dunklen Ringe unter seinen Augen besonders auf. »Wieviel wiegst du?«

»Das geht dich nichts an«, sagte er und schüttete sein Bier hinunter. »Wo ist unser Tisch?«

»Ich habe ihn für halb neun reservieren lassen, weil ich damit rechnete, dass du mindestens anderthalb Stunden zu spät kommst.«

»Dann bin ich ja früh dran.«

»So ist es. Kommst du direkt aus dem Büro?«

»Ich lebe jetzt im Büro. Der Direktor verlangt nicht weniger als hundert Stunden pro Woche, bis sich irgend etwas ergeben hat. Ich habe meiner Frau gesagt, ich käme zu Weihnachten nach Hause.«

»Wie geht es ihr?«

»Gut. Eine sehr geduldige Dame. Wir kommen erheblich besser miteinander aus, wenn ich im Büro lebe.« Sie war Ehefrau Nummer drei in siebzehn Jahren.

»Ich würde sie gern kennenlernen.«

»Nein, würdest du nicht. Ich habe die ersten beiden wegen dem Sex geheiratet, und das hat ihnen so viel Spaß gemacht, dass sie auch andere daran teilhaben ließen. Die Jetzige habe ich des Geldes wegen geheiratet, und sie macht nicht viel her. Sie würde keinen Eindruck auf dich machen.« Er leerte die Flasche. »Ich bin nicht sicher, ob ich durchhalte, bis sie stirbt.«

»Wie alt ist sie?«

»Frag das nicht. Weißt du, ich liebe sie wirklich. Ehrlich. Aber nach zwei Jahren ist mir klargeworden, dass wir nichts gemeinsam haben außer einem brennenden Interesse für die Börsenkurse.« Er sah den Barkeeper an. »Noch ein Bier, bitte.«

Callahan kicherte und trank einen Schluck. »Wieviel Geld hat

sie?«

»Längst nicht so viel, wie ich dachte. Ich weiß es nicht so genau. Irgendwo um die fünf Millionen, glaube ich. Sie hat Ehemänner Nummer eins und zwei ausgenommen bis aufs Hemd, und ich glaube, sie fühlte sich zu mir hingezogen, weil es für sie eine Art Herausforderung war, einen ganz gewöhnlichen Typ zu heiraten. Das und der Sex ist großartig, hat sie gesagt. Aber das sagen sie schließlich alle.«

»Du hast immer Niete gezogen, Gavin, schon während des Studiums. Du hast eine Schwäche für neurotische und depressive Frauen.«

»Und sie haben eine Schwäche für mich.« Er kippte die Flasche und leerte sie zur Hälfte. »Warum essen wir immer hier?«

»Ich weiß es nicht. Eine Art Tradition. Weckt schöne Erinnerungen an unsere Studentenzeit.«

»Wir haben das Jurastudium gehasst, Thomas. Jeder hasst das Jurastudium. Jeder hasst Anwälte.«

»Du bist ja in einer prächtigen Stimmung.«

»Entschuldige. Seit die Leichen gefunden wurden, habe ich sechs Stunden geschlafen. Der Direktor schreit mich jeden Tag mindestens fünfmal an. Ich schreie alle meine Untergebenen an. Der ganze Laden ist ein einziges Geschrei.«

»Trink aus, Junge. Unser Tisch steht bereit. Lass uns trinken und essen und reden und versuchen, die paar Stunden zu genießen, die wir zusammen haben.«

»Ich liebe dich mehr als meine Frau, Thomas. Hast du das gewusst?«

»Das besagt nicht viel.«

»Da hast du recht.«

Sie folgten dem Empfangschef zu einem kleinen Tisch in der Ecke, dem gleichen Tisch, den sie immer verlangten. Callahan

bestellte eine weitere Runde und sagte, mit dem Essen hätten sie es nicht eilig.

»Hast du dieses verdammte Ding in der *Post* gesehen?« fragte Verheek.

»Ja. Wer hat es durchsickern lassen?«

»Wer weiß. Der Direktor hat die Kandidatenliste am Samstagmorgen bekommen, vom Präsidenten höchstpersönlich, mit der strengen Anweisung, sie geheim zu halten. Über das Wochenende hat er sie niemandem gezeigt, und dann kam die *Post* heute morgen mit den Namen Pryce und MacLawrence heraus. Voyles ist aus der Haut gefahren, als er das sah, und ein paar Minuten später rief der Präsident an. Er stürmte ins Weiße Haus, und sie haben sich eine Menge Grobheiten an den Kopf geworfen. Voyles hat versucht, über Fletcher Coal herzufallen, und K. O. Lewis musste ihn zurückhalten. Sehr unerfreulich.«

Callahan ließ sich kein Wort entgehen. »Eine tolle Geschichte.«

»Ja. Ich erzähle sie dir, weil du später, nach ein paar weiteren Drinks, von mir erwarten wirst, dass ich dir sage, wer sonst noch auf der Liste steht. Und das werde ich nicht tun. Ich versuche, dein Freund zu sein, Thomas.«

»Mach weiter.«

»Bei uns hat die undichte Stelle jedenfalls nicht gelegen. Unmöglich. Es muss aus dem Weißen Haus gekommen sein. Dort wimmelt es von Leuten, die Coal hassen, und es sickert wie aus rostigen Rohren.«

»Wahrscheinlich hat Coal es selbst durchsickern lassen.«

»Kann sein. Er ist ein durchtriebener Hund, und einer Theorie zufolge hat er die Namen von Pryce und MacLawrence durchsickern lassen, um jedermann Angst einzujagen und später dann zwei Kandidaten zu benennen, die scheinbar liberaler sind. So etwas wäre ihm durchaus zuzutrauen.«

»Ich habe noch nie etwas von Pryce und MacLawrence gehört.«

»Das geht dir nicht allein so. Sie sind beide ziemlich jung, Anfang Vierzig, mit herzlich wenig Erfahrung vor Gericht. Wir haben sie noch nicht überprüft, aber allem Anschein nach sind sie radikale Konservative.«

»Und die anderen auf der Liste?«

»Das ging schnell. Ich habe gerade zwei Bier gehabt, und schon fragst du.«

Die Drinks kamen. »Ich möchte ein paar von diesen mit Krebsfleisch gefüllten Pilzen«, teilte Verheek dem Kellner mit. »Als Ohnmachtshappen. Ich bin am Verhungern.«

Callahan reichte ihm sein leeres Glas. »Bringen Sie mir auch eine Portion.«

»Frag mich das nicht wieder, Thomas. Es kann sein, dass du mich in drei Stunden hinaustragen musst, aber ich werde es dir nicht verraten. Das weißt du. Ich kann dir nur so viel sagen, dass Pryce und MacLawrence offenbar typisch sind für die gesamte Liste.«

»Alle unbekannt?«

»Im Grunde ja.«

Callahan trank langsam seinen Scotch und schüttelte den Kopf. Verheek zog das Jackett aus und lockerte seine Krawatte. »Reden wir über Frauen.«

»Nein.«

»Wie alt ist sie?«

»Vierundzwanzig, aber sehr reif.«

»Du könntest ihr Vater sein.«

»Vielleicht bin ich es. Wer weiß.«

»Wo kommt sie her?«

»Aus Denver. Das habe ich dir schon erzählt.«

»Ich liebe Mädchen aus dem Westen. Sie sind so selbstsicher und natürlich, und meistens tragen sie Levis und haben lange Beine. Vielleicht werde ich einmal eins heiraten. Hat sie Geld?«

»Nein. Ihr Vater ist vor vier Jahren bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen, und ihre Mutter erhielt eine hübsche Abfindung.«

»Dann hat sie also doch Geld.«

»Sie hat alles, was sie braucht.«

»Kann ich mir gut vorstellen. Hast du ein Foto?«

»Nein. Sie ist weder mein Enkelkind noch ein Pudel.«

»Warum hast du kein Foto mitgebracht?«

»Ich werde sie bitten, dir eins zu schicken. Warum macht dir das so viel Spaß?«

»Es ist zum Totlachen. Den großen Thomas Callahan, den Mann mit den vielen flüchtigen Affären, hat es schwer erwischt.«

»Hat es nicht.«

»Das muss ein Rekord sein. Wie lange geht das jetzt - acht, neun Monate? Du hast tatsächlich seit fast einem Jahr eine feste Beziehung, stimmt's?«

»Acht Monate und drei Wochen, aber erzähl es nicht weiter, Gavin. Es ist nicht so einfach für mich.«

»Dein Geheimnis ist sicher. Aber ich möchte alles ganz genau wissen. Wie groß ist sie?«

»Einssiebzig, sechsundfünfzig Kilo, lange Beine, enge Levis, selbstsicher, natürlich, dein typisches Mädchen aus dem Westen.«

»So eins muss ich mir auch suchen. Willst du sie heiraten?«

»Natürlich nicht. Trink aus.«

»Bist du jetzt monogam?«

»Du etwa?«

»Wie kommst du auf die Idee? Bin es nie gewesen. Aber wir reden nicht über mich, Thomas, wir reden über Peter Pan, den unerschütterlichen Callahan, den Mann mit der monatlichen Ausgabe der tollsten Frau der Welt. Sag mir, Thomas, und lüge deinen besten Freund nicht an, schau mir nur in die Augen und sag mir, ob du in den Zustand der Monogamie verfallen bist.«

Verheek lehnte sich halb über den Tisch, musterte Callahan und grinste.

»Nicht so laut«, sagte Callahan und schaute sich um.

»Antworte mir.«

»Gib mir die anderen Namen auf der Liste, dann sage ich es dir.«

Verheek wich zurück. »Hübscher Versuch. Ich bin sicher, die Antwort ist ja. Ich glaube, du liebst diese Frau und bist nur zu feige, es zuzugeben. Ich glaube, sie hat dich am Haken, mein Freund.«

»Ich gebe es zu. Fühlst du dich jetzt besser?«

»Ja, viel besser. Wann lerne ich sie kennen?«

»Wann lerne ich deine Frau kennen?«

»Du bringst etwas durcheinander, Thomas. Da besteht ein grundlegender Unterschied. Du willst meine Frau nicht kennenlernen, aber ich möchte Darby kennenlernen. Ich versichere dir, die beiden haben nichts miteinander gemeinsam.«

Callahan lächelte und trank. Verheek entspannte sich, streckte die Beine aus und schlug sie übereinander. Dann hob er die grüne Flasche an die Lippen.

»Du bist überdreht, mein Freund.«

»Entschuldige. Ich trinke, so schnell ich kann.«

Die Pilze wurden in brodelnden Kasserollen serviert. Verheek stopfte zwei in den Mund und kaute wütend. Callahan beobachtete ihn. Der Chivas hatte den Hunger betäubt, und er konnte ein paar Minuten warten. Alkohol hatte bei ihm immer

Vorrang vor Essen.

Am Nebentisch ließen sich vier Araber nieder und schnatterten laut in ihrer Sprache. Alle vier bestellten Jack Daniel's.

»Wer hat sie umgebracht, Gavin?«

Verheek kaute eine Minute, dann schluckte er kräftig. »Wenn ich es wüsste, würde ich es dir nicht sagen. Aber ich schwöre dir, ich weiß es nicht. Wir stehen vor einem Rätsel. Die Killer sind spurlos verschwunden. Die Morde waren bis ins letzte Detail geplant und wurden perfekt ausgeführt. Nicht der geringste Anhaltspunkt.«

»Weshalb die Kombination?«

Er stopfte sich einen weiteren Pilz in den Mund. »Ganz einfach. Es ist so simpel, dass man es leicht übersieht. Sie boten sich als Opfer geradezu an. Rosenberg hatte keine Alarmanlage in seinem Haus. Jeder halbwegs tüchtige Einbrecher konnte kommen und gehen. Und der arme Jensen trieb sich um Mitternacht in diesen Schuppen herum. Sie waren Freiwild. In dem Augenblick, in dem sie starben, hatten die anderen sieben Richter FBI-Agenten im Haus. Deshalb wurden sie ausgewählt. Sie waren dämlich.«

»Und wer hat sie ausgewählt?«

»Jemand, der eine Menge Geld hat. Die Killer waren Profis, und wahrscheinlich waren sie schon wenige Stunden danach außer Landes. Wir gehen davon aus, dass sie zu dritt, vielleicht auch zu viert waren. Die Morde im Haus von Rosenberg könnten vielleicht auf das Konto eines Mannes gehen, aber wir vermuten, dass es bei Jensen mindestens zwei gewesen sein müssen. Einer oder mehrere, die aufpassten, während der Mann mit dem Seil seine Arbeit tat. Es war zwar ein schmutziger kleiner Laden, aber er war allen zugänglich und ziemlich riskant. Aber sie waren gut, sehr gut.«

»Ich habe eine Theorie gelesen, nach der es nur ein einziger

Killer gewesen ist.«

»Vergiss es. Es ist unmöglich, dass ein Mann beide umgebracht hat. Unmöglich.«

»Wieviel würden diese Killer verlangen?«

»Millionen. Und es hat auch eine Stange Geld gekostet, das alles zu planen.«

»Und du hast keine Ahnung?«

»Gib's auf, Thomas. Ich habe mit der Untersuchung nichts zu tun, du musst dich schon bei diesen Leuten direkt erkundigen. Ich bin sicher, sie wissen eine Menge mehr als ich. Schließlich bin ich nur ein bescheidener Regierungsanwalt.«

»Klar, und so ganz zufällig einer, der mit dem Gerichtspräsidenten auf du und du ist.«

»Er ruft gelegentlich an. Aber das ist doch langweilig. Reden wir lieber wieder über Frauen. Ich hasse Anwaltsgerede.«

»Hast du kürzlich mit ihm gesprochen?«

»Warum versuchst du ständig, mich auszuholen? Ja, wir haben uns heute morgen kurz unterhalten. Er hat alle Richter und ihre Mitarbeiter angewiesen, sämtliche bei den hohen und niederen Bundesgerichten anhängigen Fälle durchzugehen und nach Hinweisen zu suchen. Es ist sinnlos, und das habe ich ihm auch gesagt. Bei jedem Fall, der vor das Oberste Bundesgericht kommt, gibt es mindestens zwei Parteien, und jede Partei würde davon profitieren, wenn ein oder zwei oder drei Richter verschwinden und durch einen oder zwei oder drei andere Richter ersetzt werden würden, die ihrer Sache wohlwollender gegenüberstehen. Es gibt Tausende von Berufungen, bei denen es so sein könnte, dass sie schließlich hier landen, und man kann nicht einfach eine herausgreifen und sagen ›Das ist es! Das ist die Sache, um derentwillen sie umgebracht wurden.‹ Das ist Blödsinn.«

»Was hat er gesagt?«

»Natürlich hat er meiner brillanten Analyse beigeplottet. Ich glaube, er hat angerufen, nachdem er die Story in der *Post* gelesen hatte, um zu sehen, ob er aus mir etwas herausquetschen könnte. Wie kann ein Mensch nur so unverfroren sein!«

Der Kellner stand neben ihnen und schien es sehr eilig zu haben.

Verheek warf einen Blick auf die Speisekarte, klappte sie zu und gab sie ihm zurück. »Gegrillter Schwertfisch, Schimmelkäse, kein Gemüse.«

»Ich esse nur die Pilze«, sagte Callahan. Der Kellner verschwand.

Callahan griff in die Jackentasche und zog einen dicken Umschlag heraus. Er legte ihn auf den Tisch neben die leere Bierflasche. »Wirf einen Blick darauf, wenn du Zeit dazu findest.«

»Was ist das?«

»Eine Art Akte.«

»Ich hasse Akten, Thomas. Ich hasse die ganze Juristerei und die Anwälte und, von dir einmal abgesehen, die Juraprofessoren.«

»Darby hat es geschrieben.«

»Ich lese es noch heute abend. Um was geht es?«

»Ich glaube, das habe ich schon gesagt. Sie ist überaus gescheit und intelligent und eine sehr interessierte Studentin. Sie schreibt besser als die meisten ihrer Kollegen. Ihre Vorliebe gilt, von mir natürlich abgesehen, dem Verfassungsrecht.«

»Armes Ding.«

»Sie hat sich vorige Woche vier Tage freigenommen und mich und die Welt ignoriert und danach ihre eigene Theorie aufgestellt, von der sie inzwischen nichts mehr hält. Aber lies es trotzdem. Es ist faszinierend.«

»Wen verdächtigt sie?«

Die Araber brachen in brüllendes Gelächter aus, klopfen sich auf die Schultern und verschütteten Whisky. Sie beobachteten sie eine Minute, bis sie sich wieder beruhigt hatten.

»Ist so ein Haufen Betrunkener nicht widerlich?« sagte Verheek.

»Verdammt widerlich.«

Verheek steckte den Umschlag in die Tasche seines Jacketts, das über der Stuhllehne hing. »Wie sieht ihre Theorie aus?«

»Sie ist ein bisschen ausgefallen. Aber lies die Akte. Schaden kann es auf keinen Fall. Schließlich könnt ihr ein wenig Hilfe brauchen.«

»Ich lese sie nur, weil sie sie geschrieben hat. Wie ist sie im Bett?«

»Wie ist deine Frau im Bett?«

»Reich. Unter der Dusche, in der Küche, beim Einkaufen. Sie ist reich bei allem, was sie tut.«

»Das kann auf die Dauer nicht gut gehen.«

»Sie wird die Scheidung einreichen, bevor das Jahr um ist. Vielleicht bekomme ich das Haus in der Stadt und ein bisschen Kleingeld.«

»Kein Ehevertrag?«

»Doch, es gibt einen, aber vergiss nicht, dass ich Anwalt bin. Er hat mehr Schlupflöcher als ein Steuerreformgesetz. Ein Freund von mir hat ihn aufgesetzt. Ist die Juristerei nicht eine tolle Sache?«

»Reden wir von etwas anderem.«

»Von Frauen?«

»Ich habe eine Idee. Du möchtest sie kennenlernen, stimmt's?«

»Wir reden von Darby?«

»Ja. Von Darby.«

»Ich möchte sie unbedingt kennenlernen.«

»Wir wollen über Thanksgiving nach St. Thomas. Wie wär's, wenn du dort zu uns stoßen würdest?«

»Muss ich meine Frau mitbringen?«

»Nein. Sie ist nicht eingeladen.«

»Wird sie in einem von diesen winzigen Bikinis am Strand herumlaufen? Sozusagen eine Show für uns abziehen?«

»Vermutlich.«

»Wow. Ich kann es einfach nicht glauben.«

»Du kannst dir ein Apartment neben unserem mieten, und wir veranstalten eine Party.«

»Wundervoll. Einfach wundervoll.«

DREIZEHN

Das Telefon läutete viermal, der Anrufbeantworter schaltete sich ein, die aufgezeichnete Ansage war zu hören, dann der Pfeifton, anschließend keine Nachricht. Wieder läutete es viermal, der gleiche Ablauf, wieder keine Nachricht. Eine Minute später läutete es abermals, und Gray Grantham griff vom Bett aus nach dem Hörer. Er saß auf einem Kissen und versuchte, zu sich zu kommen.

»Wer ist da?« fragte er mit schmerzendem Kopf. Durchs Fenster fiel kein Licht herein.

Die Stimme am anderen Ende der Leitung war leise und ängstlich. »Spreche ich mit Gray Grantham von der *Washington Post*?«

»Der bin ich. Wer sind Sie?«

Langsam: »Ich kann Ihnen meinen Namen nicht sagen.«

Der Nebel lichtete sich, und er sah auf die Uhr. Es war halb fünf. »Okay, vergessen wir den Namen. Weshalb rufen Sie an?«

»Ich habe gestern Ihre Story über das Weiße Haus und die Kandidaten gelesen.«

»Das ist gut.« Du und noch eine Million andere Leute. »Weshalb rufen Sie zu dieser unchristlichen Zeit an?«

»Tut mir leid. Ich bin auf dem Weg zur Arbeit und habe bei einer Telefonzelle angehalten. Ich kann weder von zu Hause noch vom Büro aus anrufen.«

Die Stimme war klar und kultiviert und klang intelligent. »Was für einem Büro?«

»Ich bin Anwalt.«

Großartig. In Washington gab es rund eine halbe Million

Anwälte. »Privat oder Regierung?«

Ein leichtes Zögern. »Das möchte ich lieber nicht sagen.«

»Okay. Und ich würde lieber schlafen. Weshalb rufen Sie an?«

»Es könnte sein, dass ich etwas über Rosenberg und Jensen weiß.«

Grantham setzte sich auf die Bettkante. »Was wissen Sie?«

Eine erheblich längere Pause. »Nehmen Sie das auf?«

»Nein. Sollte ich?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe Angst und bin ziemlich durcheinander, Mr. Grantham. Mir wäre es lieber, wenn Sie es nicht aufnehmen würden. Vielleicht den nächsten Anruf, okay?«

»Ganz wie Sie wünschen. Ich höre zu.«

»Kann festgestellt werden, woher dieser Anruf kommt?«

»Durchaus möglich. Aber Sie rufen von einer Zelle aus an. Weshalb sollte Sie das stören?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe einfach Angst.«

»Okay. Ich schwöre Ihnen, dass ich nichts aufnehme, und ich schwöre, dass ich dem Anruf nicht nachforschen werde. Und nun sagen Sie mir, was Sie sagen wollten.«

»Also, ich glaube, ich weiß, wer sie umgebracht hat.«

Grantham war aufgestanden. »Das ist ein ganz schön wertvolles Wissen.«

»Es könnte mich das Leben kosten. Glauben Sie, dass sie mich beschatten?«

»Wer? Wer sollte Sie beschatten?«

»Ich weiß es nicht.« Die Stimme wurde schwächer; sie hörte sich an, als schaute er über die Schulter.

Grantham wanderte neben seinem Bett herum. »Ganz ruhig. Sagen Sie mir, wie Sie heißen. Ich schwöre, es bleibt unter uns.«

»Garcia.«

»Das ist nicht Ihr richtiger Name, nicht wahr?«

»Natürlich nicht, aber mehr kann ich nicht sagen.«

»Okay, Garcia. Reden Sie.«

»Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, ich bin im Büro auf etwas gestoßen, was ich eigentlich nicht hätte sehen dürfen.«

»Haben Sie eine Kopie davon?«

»Vielleicht.«

»Sie haben mich angerufen, Garcia. Wollen Sie nun reden oder nicht?«

»Ich weiß es nicht. Was würden Sie tun, wenn ich Ihnen etwas erzähle?«

»Es gründlich überprüfen. Wenn wir jemanden des Mordes an zwei Richtern des Obersten Bundesgerichts bezichtigen wollen, müssen wir äußerst behutsam vorgehen.«

Es folgte ein sehr langes Schweigen. Grantham blieb neben dem Schaukelstuhl stehen und wartete. »Garcia? Sind Sie noch da?«

»Ja. Können wir später darüber reden?«

»Natürlich. Wir können es auch jetzt tun.«

»Ich muss nachdenken. Ich habe seit einer Woche nicht mehr gegessen und geschlafen, und ich kann nicht mehr klar denken. Ich rufe Sie vielleicht später wieder an.«

»Okay, okay. In Ordnung. Sie können mich in der Redaktion anrufen, am besten um...«

»Nein, in der Redaktion rufe ich nicht an. Tut mir leid, dass ich Sie geweckt habe.«

Er legte auf. Grantham betrachtete die Tasten seines Telefons, drückte sieben von ihnen nieder, wartete, dann sechs weitere und dann noch vier. Er notierte eine Nummer auf einem Block neben dem Apparat. Die Telefonzelle stand in der Fünfzehnten

Straße in Pentagon City.

Gavin Verheek schlief vier Stunden und wachte betrunken auf. Als er eine Stunde später im Hoover Building ankam, ließ die Wirkung des Alkohols nach, und die Kopfschmerzen setzten ein. Er verfluchte sich selbst und er verfluchte Callahan, der zweifellos bis Mittag schlafen und dann frisch und munter aufwachen und sich auf den Weg zu seiner Maschine nach New Orleans machen würde. Sie hatten das Restaurant verlassen, als es um Mitternacht schloss, dann waren sie noch in einigen Bars gewesen und hatten spaßeshalber diskutiert, ob sie sich nicht einen oder zwei Pornofilme ansehen sollten, aber da ihr Lieblingskino ausgebrannt war, ging das leider nicht. Also tranken sie bis gegen drei oder vier Uhr weiter.

Er sollte um elf bei Direktor Voyles sein, und da musste er einen wachen und nüchternen Eindruck machen. Das war unmöglich. Er wies seine Sekretärin an, die Tür zuzumachen, und erzählte ihr, er hätte einen tückischen Virus aufgeschnappt, vielleicht die Grippe, und er wollte an seinem Schreibtisch in Ruhe gelassen werden, sofern nicht etwas verdammt Wichtiges anlag. Sie betrachtete seine Augen und schien mehr als gewöhnlich zu schnüffeln. Der Bierdunst verflüchtigt sich nicht immer während des Schlafs.

Sie ging und machte die Tür hinter sich zu. Er schloss sie ab. Um Gleichheit herzustellen, rief er Callahan in seinem Hotel an, aber niemand meldete sich.

Was für ein Leben. Sein bester Freund verdiente fast so viel wie er, arbeitete aber höchstens dreißig Stunden in der Woche und hatte außerdem freie Wahl unter geschmeidigen jungen Dingen, die zwanzig Jahre jünger waren als er. Dann erinnerte er sich an ihre grandiosen Pläne für die Woche auf St. Thomas und stellte sich vor, wie Darby am Strand entlang schlenderte. Er würde hinfahren, selbst wenn das bedeuten würde, dass seine

Frau die Scheidung einreichte.

Eine Welle von Übelkeit schwappte durch seinen Brustkorb und in seiner Speiseröhre hoch, und er legte sich schnell auf den Boden. Billiger Behördenteppich. Er atmete tief ein, und unter seiner Schädeldecke setzte das Hämmern ein. Die Gipsdecke drehte sich nicht, und das war ermutigend. Nach drei Minuten war er sicher, dass er sich nicht übergeben würde, jedenfalls jetzt nicht.

Sein Aktenkoffer stand in Reichweite, und er zog ihn vorsichtig zu sich heran. Drinnen fand er den Umschlag und die Morgenzeitung. Er öffnete den Umschlag, entfaltete Darbys Akte und hielt sie mit beiden Händen in fünfzehn Zentimeter Abstand von seinem Gesicht.

Es waren dreizehn Blatt Computerpapier, alle mit doppeltem Zeilenabstand und breiten Rändern. Damit konnte er fertig werden. Auf den Rändern standen handschriftliche Anmerkungen, und ganze Absätze waren durchgestrichen. Oben auf der ersten Seite standen die Worte ERSTER ENTWURF, mit einem Filzstift geschrieben. Ihr Name, ihre Adresse und ihre Telefonnummer waren auf das Deckblatt getippt.

Er würde es ein paar Minuten lang überfliegen, während er auf dem Boden lag; danach, so hoffte er, würde er wieder imstande sein, sich an seinen Schreibtisch zu setzen und so zu tun, als wäre er ein bedeutender Regierungsanwalt. Er dachte an Voyles, und das Hämmern in seinem Kopf wurde schlimmer.

Sie schrieb gut, auf die übliche Juristenart in langen Sätzen, die angefüllt waren mit komplizierten Worten. Aber sie drückte sich klar und deutlich aus. Sie vermied die Mehrdeutigkeiten und den Fachjargon, um den sich die meisten Jurastudenten so verzweifelt bemühten. Sie würde nie eine Anwältin im Dienst der Regierung der Vereinigten Staaten werden.

Gavin hatte noch nie von ihrem Verdächtigen gehört und war sicher, dass er auf niemandes Liste stand. Technisch gesehen

war es keine Akte, sondern eher ein Dossier über einen Prozess in Louisiana. Sie legte die Tatsachen kurz und bündig dar und machte sie interessant. Sogar faszinierend. Er begnügte sich nicht damit, den Text zu überfliegen.

Die Fakten nahmen vier Seiten ein. Die nächsten drei hatte sie mit einer kurzen Geschichte der Parteien gefüllt. Das war ein bisschen lahm, aber er las weiter. Er war gefesselt. Auf Seite acht des Papiers wurde der Prozess zusammengefasst. Seite neun erwähnte die Berufung, und die letzten drei Seiten legten eine eher unglaubliche Spur zur Entfernung von Rosenberg und Jensen aus dem Gericht. Callahan zufolge hatte sie diese Theorie bereits wieder verworfen, und gegen das Ende zu schien ihr der Dampf auszugehen.

Aber es war überaus lesenswert. Ein paar Minuten lang hatte er seine Kopfschmerzen vergessen und dreizehn Seiten Text einer Jurastudentin gelesen, während er auf einem schmutzigen Fußboden lag und eine Million andere Dinge zu tun hatte.

Jemand klopfte leise an die Tür. Er setzte sich langsam auf, erhob sich mühsam und ging zur Tür. »Ja?«

Es war die Sekretärin. »Tut mir leid, dass ich Sie stören muss. Aber der Direktor möchte Sie in zehn Minuten in seinem Büro sehen.«

Verheek öffnete die Tür. »Was?«

»Ja, Sir. In zehn Minuten.«

Er rieb sich die Augen und atmete hastig. »Weshalb?«

»Wenn ich solche Fragen stellen würde, wäre ich morgen arbeitslos, Sir.«

»Haben Sie irgendein Mundwasser?«

»Ja, ich glaube schon. Möchten Sie es haben?«

»Wenn ich es nicht haben wollte, hätte ich Sie nicht danach gefragt. Bringen Sie es mir. Haben Sie Kaugummi?«.

»Ja, Sir. Möchten Sie das auch haben?«

»Bringen Sie mir das Mundwasser und Kaugummi und ein paar Aspirin, wenn Sie welche haben.« Er ging zu seinem Schreibtisch und setzte sich, hielt den Kopf in den Händen und rieb sich die Schläfen. Er hörte, wie sie Schubladen aufzog und wieder zuknallte, und dann stand sie mit den gewünschten Dingen vor ihm.

»Danke. Tut mir leid, dass ich Sie angefahren habe.« Er deutete auf das Dossier, das auf einem Stuhl neben der Tür lag. »Schicken Sie das an Eric East, er ist im vierten Stock. Schreiben Sie ein paar Zeilen von mir dazu. Er soll es lesen, wenn er eine Minute Zeit dazu hat.« Sie ging mit dem Dossier.

Fletcher Coal öffnete die Tür zum Oval Office und begrüßte K. O. Lewis und Eric East. Der Präsident war in Puerto Rico und besichtigte Hurrikanschäden, und Direktor Voyles hatte sich geweigert, mit Coal allein zusammenzukommen. Er hatte seine zweite Garnitur geschickt.

Coal bedeutete ihnen, auf einer Couch Platz zu nehmen. Er selbst ließ sich auf der anderen Seite des Couchtisches nieder. Sein Jackett war zugeknöpft, seine Krawatte saß ordentlich. Er entspannte sich nie. East hatte Geschichten über seine Gewohnheiten gehört. Er arbeitete zwanzig Stunden am Tag, sieben Tage in der Woche, trank nichts als Wasser, und der größte Teil seiner Mahlzeiten stammte aus einem Automaten im Keller. Er konnte lesen wie ein Computer und verbrachte täglich Stunden mit dem Lesen von Memos, Berichten, Briefen und Bergen von anstehenden Gesetzen. Er hatte ein unwahrscheinliches Gedächtnis. Seit einer Woche hatten sie jetzt täglich Berichte über ihre Untersuchungen hergebracht und sie Coal ausgehändigt, der das Material verschlang und es für das nächste Treffen seinem Gedächtnis einverleibte. Wenn irgend etwas nicht übereinstimmte, fiel er über sie her. Er war verhasst, aber es war unmöglich, ihn nicht zu respektieren. Er war intelligenter als sie. Er arbeitete schwerer. Und er wusste es.

Er genoss die Leere des Oval Office. Sein Boss war unterwegs und zog eine Schau für die Kameras ab, aber die wahre Macht war daheimgeblieben, um das Land zu regieren.

K. O. Lewis legte einen zehn Zentimeter dicken Stapel Berichte auf den Tisch.

»Irgend etwas Neues?« fragte Coal.

»Möglicherweise. Die französischen Behörden haben sich routinemäßig die Filme angesehen, die von den Sicherheitskameras am Pariser Flughafen aufgenommen werden, und sie glauben, ein Gesicht erkannt zu haben. Sie haben sie mit den Aufnahmen von zwei anderen Kameras in der Halle verglichen, aus unterschiedlichen Blickwinkeln, und dann Interpol informiert. Das Gesicht ist getarnt, aber Interpol glaubt, dass es der Terrorist Khamel war. Sie haben bestimmt schon von ihm gehört.«

»Habe ich.«

»Sie haben sich das Filmmaterial ganz genau angesehen und sind sich fast sicher, dass er mit einer Maschine gelandet ist, die letzten Dienstag, ungefähr zehn Stunden nach der Entdeckung von Jensen, nonstop von Dulles kam.«

»Die Concorde?«

»Nein. United. Anhand des Zeitpunktes und der Position der Kameras können sie feststellen, mit welcher Maschine und durch welchen Ausgang jemand gekommen ist.«

»Und Interpol hat sich mit der CIA in Verbindung gesetzt?«

»Ja. Sie haben Gminski heute mittag gegen eins angerufen.«

Coals Miene war nichts zu entnehmen. »Wie sicher sind sie?«

»Achtzig Prozent. Er ist ein Meister der Verkleidung, und es wäre ziemlich ungewöhnlich für ihn, auf diese Weise zu reisen. Einige Zweifel sind also angebracht. Wir haben Fotos und eine Zusammenfassung für den Präsidenten. Ich habe mir die Bilder angesehen, und ich kann dazu nichts sagen. Aber Interpol kennt

den Mann.«

»Freiwillig hat er sich doch seit Jahren nicht fotografieren lassen, oder?«

»Unseres Wissens nicht. Und es gibt Gerüchte, dass er sich alle zwei oder drei Jahre unters Messer begibt und sich ein neues Gesicht machen lässt.«

Coal dachte eine Sekunde lang darüber nach. »Okay. Was ist, wenn es tatsächlich Khamel war und er mit den Morden zu tun hatte? Was bedeutet das?«

»Es bedeutet, dass wir ihn nie finden werden. Es gibt mindestens neun Länder, Israel eingeschlossen, die versuchen, seiner habhaft zu werden. Es bedeutet, dass ihm jemand eine Menge Geld dafür gezahlt hat, dass er hierzulande tätig wird. Wir haben von Anfang an gesagt, dass der Killer oder die Killer Profis waren, die sich aus dem Staub gemacht haben, noch bevor die Leichen kalt waren.«

»Also bedeutet es sehr wenig.«

»So könnte man es ausdrücken.«

»Gut. Was haben Sie sonst noch?«

Lewis warf einen Blick auf Eric East. »Nun, wir haben den üblichen Tagesbericht.«

»Die letzten Berichte waren ziemlich unergiebig.«

»Ja, das stimmt. Wir haben dreihundertachtzig Agenten, die täglich zwölf Stunden arbeiten. Gestern haben sie hundertsechzig Personen in dreißig Staaten vernommen. Wir haben...«

Coal hob die Hand. »Sparen Sie sich das. Ich werde den Bericht lesen. Ich kann wohl davon ausgehen, dass es nichts Neues gibt.«

»Vielleicht einen neuen kleinen Tipp.« Lewis sah Eric East an, der eine Kopie von Darbys Akte in der Hand hielt.

»Um was handelt es sich?«

East war nicht recht wohl zumute. Das Dossier war den ganzen Tag nach oben weitergereicht worden, bis Voyles es gelesen hatte. Es hatte ihm gefallen. Er hielt es für ziemlich weit hergeholt, etwas, das keinerlei ernster Erwägung bedurfte, aber in dem Dossier wurde der Präsident erwähnt, und ihm gefiel die Idee, Coal und seinen Boss zum Schwitzen zu bringen. Er wies Lewis und East an, Coal das Dossier auszuhändigen und so zu tun, als wäre es eine wichtige Theorie, die das FBI ernstnähme. Zum ersten Mal seit einer Woche hatte Voyles gelächelt, während er darüber sprach, wie die Schwachköpfe im Oval Office dieses kleine Papier lesen und dann versuchen würden, den Kopf einzuziehen. Bauschen Sie es auf, hatte Voyles gesagt. Sagen Sie ihnen, wir hätten vor, der Sache mit zwanzig Agenten nachzugehen.

»Es ist eine Theorie, die in den letzten vierundzwanzig Stunden aufgetaucht ist, und Voyles nimmt sie ziemlich ernst. Er fürchtet, sie könnte dem Präsidenten schaden.«

Coal verzog keine Miene. »Wieso das?«

East legte das Dossier auf den Tisch. »Das steht alles in diesem Bericht.«

Coal warf einen Blick darauf, dann musterte er East. »Gut. Ich lese ihn später. War das alles?«

Lewis stand auf und knöpfte sein Jackett zu. »Ja. Wir können gehen.«

Coal begleitete sie zur Tür.

Es gab keinerlei Aufsehen, als die Air Force One kurz nach zehn in Andrews landete. Die Queen war unterwegs, um Geld aufzutreiben, und weder Freunde noch Familienangehörige begrüßten den Präsidenten, als er aus der Maschine stieg und auf seine Limousine zueilte, in der Coal auf ihn wartete. Der Präsident ließ sich in seinen Sitz sinken. »Ich habe nicht damit gerechnet, dass Sie hier sein würden«, sagte er.

»Tut mir leid. Wir müssen reden.« Die Limousine fuhr in Richtung Weißes Haus.

»Es ist spät, und ich bin müde.«

»Wie war der Hurrikan?«

»Beeindruckend. Er hat eine Million Papp- und Wellblechhütten weggefeht, und jetzt werden wir ein paar Milliarden auf den Tisch legen und neue Häuser und Kraftwerke bauen. Die Leute brauchen so ungefähr alle fünf Jahre einen anständigen Hurrikan.«

»Ich habe die Erklärung zum Katastrophengebiet vorbereitet.«

»Okay. Und was ist nun so wichtig?«

Coal reichte ihm eine Kopie dessen, was inzwischen das »Pelikan-Dossier« genannt wurde.

»Ich will es nicht lesen«, sagte der Präsident. »Erzählen Sie mir, um was es geht.«

»Voyles und sein zusammengewürfelter Haufen sind über einen Verdächtigen gestolpert, auf den bisher niemand gekommen war. Ein obskurer, ziemlich ausgefallener Verdächtiger. Eine Jurastudentin in Tulane hat das verdammte Ding geschrieben, und irgendwie ist es zu Voyles gelangt, der es gelesen hat und zu dem Schluss gekommen ist, es könnte etwas daran sein. Vergessen Sie nicht, sie suchen verzweifelt nach Verdächtigen. Die Theorie ist so weit hergeholt, dass sie völlig absurd ist, und die Sache selbst beunruhigt mich nicht. Aber Voyles beunruhigt mich. Er hat beschlossen, sich dahinterzuklemmen, und die Presse verfolgt jeden Schritt, den er tut. Es könnte etwas durchsickern.«

»Wir können seine Untersuchung nicht kontrollieren.«

»Aber wir können sie manipulieren. Gminski wartet im Weißen Haus, und...«

»Gminski!«

»Nicht nervös werden, Chef. Ich habe ihm persönlich vor drei

Stunden eine Kopie dieser Akte überreicht und ihn zu strengster Geheimhaltung verpflichtet. Er mag inkompetent sein, aber er kann ein Geheimnis wahren. Ich traue ihm wesentlich mehr als Voyles.«

»Ich traue keinem von beiden.«

Das hörte Coal gern. Er wollte, dass der Präsident niemandem traute außer ihm. »Ich finde, Sie sollten die CIA sofort mit der Untersuchung dieser Sache beauftragen. Ich würde gern alles wissen, bevor Voyles zu wühlen anfängt. Keiner von beiden wird etwas finden, aber wenn wir mehr wissen als Voyles, können Sie ihn überreden, dass er die Finger davon lässt. Das ist nicht mehr als vernünftig, Chef.«

Der Präsident war unsicher. »Es ist eine Inlandsangelegenheit, in der die CIA nicht herumschnüffeln darf. Das wäre wahrscheinlich illegal.«

»Es ist illegal, technisch gesehen. Aber Gminski wird es für Sie tun, und er kann es schnell tun, insgeheim und wesentlich gründlicher als das FBI.«

»Es ist illegal.«

»Es ist schon oft so gemacht worden, Chef. Viele Male.«

Der Präsident beobachtete den Verkehr. Seine Augen waren rot und geschwollen, aber nicht vor Müdigkeit. Er hatte im Flugzeug drei Stunden geschlafen. Aber er hatte den ganzen Tag damit verbracht, für die Kameras traurig und mitfühlend auszusehen, und es war nicht einfach, plötzlich damit aufzuhören.

Er nahm das Dossier und warf es auf den leeren Sitz neben sich. »Ist es jemand, den wir kennen?«

»Ja.«

VIERZEHN

Weil New Orleans eine Stadt der Nacht ist, wacht sie nur langsam auf. Noch eine ganze Weile nach Tagesanbruch herrscht Stille, dann schüttelt sie die Spinnweben ab und gleitet in den Morgen. Es gibt kein frühes Verkehrsgewimmel außer auf den Zufahrtsstraßen aus den Vororten und in der geschäftigen Innenstadt. So ist es in allen großen Städten; aber im French Quarter, der Seele von New Orleans, hängt der Duft von Whisky und Jambalaya über den leeren Straßen, bis die Sonne aufgegangen ist. Ein oder zwei Stunden später tritt an seine Stelle das Aroma von French-Market-Kaffee und Schmalzgebäck, und um diese Zeit erwachen auch die Gehsteige zögernd zum Leben.

Darby machte es sich in einem Sessel auf dem kleinen Balkon bequem, trank Kaffee und wartete auf die Sonne. Callahan lag ein paar Meter entfernt, jenseits der offenen Terrassentür, noch in Laken eingehüllt und tot für die Welt. Eine leichte Brise wehte, aber noch vor Mittag würde die Schwüle zurückkehren. Sie zog seinen Bademantel am Hals zusammen und atmete den Duft seines Rasierwassers ein. Sie dachte an ihren Vater und seine weiten baumwollenen Oberhemden, die sie tragen durfte, als sie ein Teenager war. Sie hatte die Ärmel immer bis zum Ellenbogen aufgekrempt und den Saum bis auf die Knie herabhängen lassen, und dann war sie mit ihren Freundinnen herumgeschlendert, sicher in dem Bewusstsein, dass ihr niemand das Wasser reichen konnte. Ihr Vater war ihr Freund. Um die Zeit, als sie mit der High School fertig war, stand ihr der Inhalt seines Kleiderschranks zur freien Verfügung, solange alles gewaschen und gebügelt und ordentlich wieder aufgehängt wurde. Sie konnte noch immer das Grey Flannel riechen, das er

täglich benutzt hatte.

Wenn er noch lebte, wäre er vier Jahre älter als Thomas Callahan. Ihre Mutter hatte wieder geheiratet und war nach Boise gezogen. Darby hatte einen Bruder in Deutschland. Die drei hatten nur selten miteinander geredet. Ihr Vater war das Bindeglied in einer widerborstigen Familie gewesen, und sein Tod hatte sie auseinandergerissen.

Zwanzig weitere Menschen waren bei dem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen, und noch bevor die Vorbereitungen für die Beisetzung getroffen waren, standen die Anwälte vor der Tür. Es war ihre erste echte Begegnung mit der Welt der Juristen, und sie war nicht erfreulich. Der Familienanwalt war ein Immobilienmann, der nicht wusste, wie man einen Prozess führt. Ein gerissener Schadenersatzanwalt machte sich an ihren Bruder heran und überredete die Familie, schnell zu klagen. Er hieß Herschel, und zwei Jahre lang litt die Familie, während Herschel sie hinhielt und log und den Fall in die Binsen gehen ließ. Eine Woche vor dem Prozess einigten sie sich auf eine halbe Million, nach Abzug des Schnitts, den Herschel gemacht hatte, und Darby bekam hunderttausend.

Sie beschloss, Anwältin zu werden. Wenn ein Clown wie Herschel es schaffen und Geld scheffeln konnte, indem er die Gesellschaft kaputtmachte, dann konnte sie es auch, zu edleren Zwecken. Sie musste oft an Herschel denken. Wenn sie ihr Anwaltsexamen bestanden hatte, würde sie ihre erste Anklage gegen ihn vorbringen, wegen strafbaren Verhaltens im Amt. Sie wollte für eine Umweltkanzlei arbeiten. Einen Job zu finden, das wusste sie, war kein Problem.

Die Hunderttausend waren unangebrochen. Der neue Ehemann ihrer Mutter war Manager in einer Papierfabrik, etwas älter und wesentlich reicher, und kurz nach ihrer Heirat teilte sie ihren Anteil an der Abfindung zwischen Darby und ihrem Bruder auf. Sie sagte, das Geld erinnere sie an ihren toten Mann, und die Geste wäre symbolisch. Obwohl sie Darbys Vater

immer noch liebte, hätte sie doch ein neues Leben in einer neuen Stadt mit einem neuen Mann, der sich in fünf Jahren mit einem Haufen Geld ins Privatleben zurückziehen würde. Darby begriff nicht recht, was es mit der symbolischen Geste auf sich hatte, aber sie wusste sie zu würdigen und nahm das Geld.

Die Hunderttausend hatten sich verdoppelt. Sie legte den größten Teil davon in Investmentfonds an, aber nur solchen ohne Anteile von chemischen und Erdölfirmen. Sie fuhr einen Accord und lebte bescheiden. Ihre Garderobe war die übliche Kluft der Jurastudenten, die sie in Discountläden kaufte. Sie und Callahan aßen in den besseren Restaurants der Stadt, aber nie zweimal im selben Lokal. Und immer auf getrennte Rechnung.

Geld war ihm ziemlich gleichgültig, und er drang nie in sie, um Genaueres zu erfahren. Sie hatte mehr als die meisten ihrer Kommilitonen, aber in Tulane gab es auch etliche reiche Studenten.

Sie gingen einen Monat lang zusammen aus, bevor sie miteinander schliefen. Sie legte die Grundregeln fest, und er erklärte sich sofort damit einverstanden. Es würde keine anderen Frauen geben. Sie würden sehr diskret sein. Und er musste aufhören, so viel zu trinken.

An die ersten beiden hielt er sich, aber das Trinken ging weiter. Sein Vater, sein Großvater und seine Brüder waren starke Trinker, und es wurde gewissermaßen von ihm erwartet. Aber zum ersten Mal in seinem Leben war Thomas Callahan verliebt, bis über beide Ohren verliebt, und er kannte den Punkt, an dem der Scotch und seine Geliebte sich ins Gehege kamen. Er war vorsichtig. Mit Ausnahme der vergangenen Woche, unter dem Trauma des Todes von Rosenberg, trank er nie vor fünf Uhr nachmittags. Wenn sie zusammen waren, verzichtete er auf den Chivas, sobald er nicht mehr ganz nüchtern war, und fürchtete, dass er seine Potenz beeinträchtigen könnte.

Es war amüsant zu beobachten, wie ein Mann von

fünfundvierzig sich zum ersten Mal verliebte. Er bemühte sich um einen gewissen Grad von Gelassenheit, aber in ihren privaten kleinen Momenten konnte er albern sein wie ein Schuljunge.

Sie küsste ihn auf die Wange und zog seine Steppdecke über ihn. Ihre Kleider lagen ordentlich auf einem Stuhl. Sie machte die Haustür leise hinter sich zu. Die Sonne war inzwischen aufgegangen, lugte zwischen den Gebäuden auf der anderen Seite der Dauphine hervor. Der Gehsteig war menschenleer.

Sie hatte in drei Stunden eine Vorlesung, dann Callahan und Verfassungsrecht um elf. In einer Woche war ein Schriftsatz in einem fingierten Berufungsverfahren fällig. Ihre Fallnotizen aus den juristischen Zeitschriften setzten Staub an. Mit ihren Seminararbeiten war sie zwei Wochen im Rückstand. Es war an der Zeit, wieder Studentin zu werden. Sie hatte vier Tage damit vergeudet, Detektiv zu spielen, und war deshalb sauer auf sich selbst.

Der Accord stand um die Ecke, einen halben Block entfernt.

Sie beobachteten sie, und es war ein erfreulicher Anblick. Enge Jeans, weiter Pullover, lange Beine, eine Sonnenbrille, die makeuplose Augen verdeckte. Sie beobachteten, wie sie die Tür schloss, schnell die Royal entlangging und dann um die Ecke bog. Das Haar war schulterlang und schien dunkelrot zu sein. Sie war es.

Er hatte seinen Lunch in einer kleinen braunen Papiertüte bei sich und fand eine leere Parkbank mit dem Rücken zu New Hampshire. Er hasste Dupont Circle mit seinen Stromern, Junkies, Perversen, alternden Hippies und Punkern in schwarzem Leder mit stachligem rotem Haar und bössartiger Zunge. Auf der anderen Seite des Springbrunnens versammelte ein gutgekleideter Mann mit einem Lautsprecher seine Gruppe

von Tierschützern für einen Marsch zum Weißen Haus. Die Lederleute verhöhnten und beschimpften sie, aber vier berittene Polizisten waren nahe genug, um Handgreiflichkeiten zu verhindern.

Er sah auf die Uhr und schälte eine Banane. Mittag, und er wäre lieber woanders gewesen. Das Treffen würde kurz sein. Er beobachtete das Verhöhnen und Beschimpfen und sah, wie sein Kontaktmann aus der Menge auftauchte. Ihre Augen begegneten sich, ein Nicken, und dann saß er neben ihm auf der Bank. Sein Name war Booker, von der CIA in Langley. Sie trafen sich hier gelegentlich, wenn die üblichen Kommunikationswege gestört waren und ihre Chefs schnelle mündliche Informationen brauchten, ohne dass irgend jemand sonst mithören konnte.

Booker hatte keinen Lunch. Er begann, geröstete Erdnüsse zu schälen und die Schalen unter die kreisrunde Bank zu werfen.

»Was macht Mr. Voyles?«

»Die Niedertracht in Person. Wie üblich.«

Er warf sich Erdnüsse in den Mund. »Gminski war gestern abend bis Mitternacht im Weißen Haus«, sagte Booker.

Darauf war keine Antwort erforderlich. Voyles wusste es.

Booker fuhr fort. »Sie sind in Panik geraten. Dieses kleine Pelikan-Ding hat ihnen einen gewaltigen Schrecken eingejagt. Wie Sie wissen, haben wir es auch gelesen, und wir sind ziemlich sicher, dass ihr nicht viel davon haltet, aber aus irgendeinem Grund hat Coal Angst davor. Er hat den Präsidenten nervös gemacht. Wir glauben, dass ihr euch nur einen kleinen Spaß mit Coal und seinem Boss machen wollt, und weil der Präsident in dem Dossier erwähnt wird und es dieses Foto enthält, glauben wir, dass ihr euren Spaß daran habt. Sie wissen, was ich meine?«

Er biss ein Stück von der Banane ab und sagte nichts.

Die Tierschützer zogen in lockerer Formation ab, und die

Lederleute zischten sie aus.

»Aber das ist nicht unser Problem, und es sollte auch nicht euer Problem sein. Die Sache ist nur die, dass der Präsident jetzt wünscht, dass wir insgeheim der Pelikan-Akte nachgehen, bevor ihr es tun könnt. Er ist überzeugt, dass wir nichts finden werden, und er will hören, dass nichts dahintersteckt, damit er Voyles überreden kann, die Finger davonzulassen.«

»Es steckt nichts dahinter.«

Booker beobachtete, wie ein Betrunkener in das Brunnenbecken pisste. Die Polizisten ritten der Sonne entgegen. »Dann will Voyles also nur seinen Spaß haben?«

»Wir gehen allen Hinweisen nach.«

»Aber ihr habt keine echten Verdächtigen?«

»Nein.« Die Banane gehörte der Geschichte an. »Weshalb haben sie solche Angst davor, dass wir diesem kleinen Ding nachgehen?«

Booker zermalmt eine Erdnuss, die noch in ihrer Schale steckte. »Nun, für sie ist das ganz simpel. Sie sind stocksauer, weil bekannt geworden ist, dass Pryce und MacLawrence auf der Kandidatenliste stehen, und natürlich ist das einzig und allein eure Schuld. Sie misstrauen Voyles zutiefst. Und sie fürchten, wenn ihr anfangt, dem Pelikan-Dossier auf den Grund zu gehen, könnte die Presse davon erfahren und der Präsident die Hücke voll bekommen. Nächstes Jahr ist seine Wiederwahl fällig, und so weiter.«

»Was hat Gminski dem Präsidenten gesagt?«

»Dass er keine Lust hat, sich in eine FBI-Untersuchung einzumischen, dass wir Besseres zu tun haben und dass es absolut illegal ist. Aber weil der Präsident so inständig darum bat und Coal so viele Drohungen von sich gab, werden wir es trotzdem tun. Und jetzt bin ich hier und erzähle es Ihnen.«

»Voyles wird das zu würdigen wissen.«

»Wir fangen gleich heute an, aber die ganze Sache ist völlig absurd. Wir tun so als ob, kommen euch nicht in die Quere, und in ungefähr einer Woche berichten wir dem Präsidenten, dass die ganze Theorie nichts ist als ein Schuss ins Blaue.«

Er knickte das obere Ende seiner braunen Tüte um und stand auf. »Gut. Ich werde Voyles Bericht erstatten. Danke.« Er ging in Richtung Connecticut, fort von den Lederpunkern, und verschwand.

Der Monitor stand auf einem mit Papieren übersäten Tisch in der Mitte der Redaktion, und Gray Grantham saß davor, umrauscht vom Summen und Tosen unzähliger Kurzbesprechungen und eiliger Berichte. Es wollte ihm einfach nichts einfallen, und er saß da und starrte auf den Bildschirm. Das Telefon läutete. Er drückte einen Knopf und griff nach dem Hörer, ohne den Blick vom Monitor abzuwenden. »Gray Grantham.«

»Hier ist Garcia.«

Er vergaß den Monitor. »Ja, was gibt es?«

»Ich habe zwei Fragen. Erstens, nehmen Sie diese Anrufe auf, und zweitens, können Sie sie lokalisieren?«

»Nein und ja. Wir nehmen nichts auf, bevor wir um Erlaubnis gebeten haben, und wir können einen Anruf lokalisieren, aber wir tun es nicht. Hatten Sie nicht gesagt, Sie würden mich nicht in der Redaktion anrufen?«

»Wollen Sie, dass ich auflege?«

»Nein, das ist schon in Ordnung. Ich rede lieber um drei Uhr nachmittags in der Redaktion mit Ihnen als um sechs Uhr morgens im Bett.«

»Entschuldigung. Ich habe einfach Angst, das ist alles. Ich werde mit Ihnen reden, solange ich Ihnen vertrauen kann. Aber wenn Sie mich jemals anlügen, Mr. Grantham, dann erfahren

Sie kein Wort.«

»Abgemacht. Wann fangen Sie an?«

»Ich kann jetzt nicht reden. Ich bin in einer Telefonzelle, und ich habe es eilig.«

»Sie sagten, Sie hätten eine Kopie von irgend etwas.«

»Nein, ich sagte, es könnte sein, dass ich eine Kopie von irgendetwas habe. Wir werden sehen.«

»Okay. Wann kann ich mit Ihrem nächsten Anruf rechnen?«

»Müssen wir eine Zeit vereinbaren?«

»Nein. Aber ich bin viel unterwegs.«

»Ich rufe morgen in der Mittagspause an.«

»Dann warte ich hier auf Ihren Anruf.«

Garcia hatte aufgelegt. Grantham drückte sieben Tasten nieder, dann sechs, dann vier. Er notierte die Nummer, dann blätterte er im Branchenbuch, bis er Pay Phones Inc. gefunden hatte. Die Nummer gehörte zu einer Zelle an der Pennsylvania Avenue in der Nähe des Justizministeriums.

FÜNFZEHN

Der Streit begann beim Dessert, einem Teil der Mahlzeit, den Callahan am liebsten in flüssiger Form zu sich nahm. Sie war bemüht, den Ton des Vorwurfs zu vermeiden, als sie die Drinks aufzählte, die er bereits konsumiert hatte: zwei doppelte Scotch, während sie auf ihren Tisch warteten, einen weiteren, bevor sie bestellten, und zum Fisch zwei Flaschen Wein, von denen sie zwei Gläser getrunken hatte. Er trank zu schnell, man merkte es ihm an, und als sie ihre Liste heruntergerattert hatte, war er verärgert. Er bestellte Drambuie als Dessert, weil er ihn mochte und weil es plötzlich eine Sache des Prinzips war. Er kippte ihn hinunter und bestellte noch einen, und sie war wütend.

Darby rührte ihren Kaffee um und ignorierte ihn. Mouton's war bis auf den letzten Platz besetzt, und ihr lag daran, es ohne eine Szene zu verlassen und allein in ihre Wohnung zurückzukehren.

Als sie sich auf dem Gehsteig vom Restaurant entfernten, wurde der Streit unerfreulich. Er holte die Schlüssel zu seinem Porsche aus der Tasche, und sie sagte, er wäre zu betrunken, um fahren zu können. Er sollte ihr die Schlüssel geben. Er umklammerte den Bund und torkelte auf den drei Blocks entfernten Parkplatz zu. Sie sagte, sie würde zu Fuß gehen. Viel Vergnügen, sagte er. Sie folgte ihm mit ein paar Schritten Abstand, redete auf ihn ein. Er hatte mindestens zwei Promille. Er war Juraprofessor, verdammt noch mal. Er würde jemanden umbringen. Er torkelte schneller, kam dem Bordstein gefährlich nahe, entfernte sich dann wieder von ihm. Er schrie sie über die Schulter an, etwas von der Art, dass er betrunken besser fahren könnte als sie nüchtern. Sie blieb zurück. Sie war schon mit ihm gefahren, wenn er in einer derartigen Verfassung war, und sie

wusste, was ein Betrunkener in einem Porsche anrichten kann.

Er überquerte die Straße blindlings, die Hände in den Taschen, als unternähme er einen spätabendlichen Spaziergang. Er schätzte die Bordsteinkante falsch ein, traf sie mit den Zehen statt mit der Fußsohle, stürzte fluchend auf den Gehsteig, rappelte sich aber wieder auf, bevor sie ihn erreichen konnte. Lass mich verdammt noch mal in Ruhe, herrschte er sie an. Bitte, gib mir die Schlüssel, sonst gehe ich zu Fuß. Er stieß sie beiseite. Viel Vergnügen, sagte er mit einem Auflachen. Sie hatte ihn noch nie so betrunken erlebt. Er hatte sie noch nie im Zorn angerührt, weder betrunken noch nüchtern.

Gegenüber dem Parkplatz war eine schmierige kleine Kneipe mit Neonreklamen für Bier in den Fenstern. Sie warf einen hilfesuchenden Blick durch die offene Tür und dachte gleichzeitig, wie blöde. Die Kneipe war voll von Betrunkenen.

Sie rief ihm nach, als er sich dem Porsche näherte.

»Thomas! Bitte! Lass mich fahren!« Sie stand auf dem Gehsteig, aber weiter wollte sie nicht gehen.

Er torkelte weiter, bedeutete ihr zu verschwinden, murmelte vor sich hin. Dann schloss er die Tür auf, bückte sich und verschwand zwischen den anderen Wagen. Der Motor sprang an und heulte auf, als er Gas gab.

Darby lehnte sich ein paar Meter von der Parkplatzausfahrt entfernt an die Seite des Gebäudes. Sie schaute die Straße hinunter und hoffte beinahe auf einen Polizisten. Sie würde ihn lieber verhaftet sehen als tot.

Es war zu weit, um zu Fuß zu gehen. Sie würde zusehen, wie er davonfuhr, dann ein Taxi bestellen und ihn danach eine Woche lang ignorieren. Mindestens eine Woche. Viel Vergnügen, wiederholte sie in Gedanken. Er gab wieder Gas und ließ die Reifen quietschen.

Die Explosion schleuderte sie auf den Gehsteig. Sie landete auf allen Vieren, mit dem Gesicht nach unten, eine Sekunde

lang betäubt, spürte dann aber sofort die Hitze und die winzigen brennenden Trümmer, die auf die Straße fielen. Sie starrte voller Grausen auf den Parkplatz. Der Porsche flog in die Luft, vollführte einen perfekten Salto und landete auf dem Dach. Reifen, Türen und Kotflügel rissen ab. Der Wagen war ein greller Feuerball, eine Masse aus prasselnden Flammen, die ihn sofort verschlangen.

Darby stürzte auf ihn zu, schrie seinen Namen. Trümmer regneten um sie herum herab, und die Hitze ließ sie innehalten. Sie blieb zehn Meter entfernt stehen, schrie mit der Hand vor dem Mund.

Dann schleuderte eine zweite Explosion den Wagen abermals in die Luft und trieb sie zurück. Sie stolperte, und ihr Kopf schlug hart auf die Stoßstange eines anderen Wagens. Das Pflaster fühlte sich heiß an unter ihrem Gesicht, und das war das letzte, woran sie sich einen Augenblick später erinnern konnte.

Die Kneipe leerte sich, und die Betrunkenen waren überall. Sie standen auf dem Gehsteig und starrten. Ein Paar versuchte näher heranzukommen, aber die Hitze rötete ihre Gesichter und hielt sie fern. Dicker schwarzer Rauch stieg aus dem Feuerball auf, und binnen Sekunden brannten zwei weitere Wagen. Es gab Entsetzensschreie und panische Stimmen.

»Wem gehört der Wagen?«

»911 anrufen!«

»War jemand drin?«

»911 anrufen!«

Sie zerrten sie an den Ellbogen zurück auf den Gehsteig, in die Mitte der Menge. Sie wiederholte den Namen Thomas. Von irgendwoher kam ein kaltes Tuch und wurde ihr auf die Stirn gelegt.

Die Menge wurde dichter, auch auf der Straße waren Leute. Sirenen, sie hörte Sirenen, als sie wieder zu sich kam. An ihrem

Hinterkopf war eine Beule und auf ihrem Gesicht etwas Kaltes. Ihr Mund war trocken. »Thomas, Thomas«, wiederholte sie.

»Ist schon gut, ist schon gut«, sagte ein schwarzes Gesicht dicht über ihr. Der Mann hielt behutsam ihren Kopf und tätschelte ihren Arm. Andere Gesichter schauten auf sie herab. »Ist schon gut.«

Jetzt kreischten die Sirenen. Sie nahm vorsichtig das Tuch ab, und ihr Blick wurde wieder klar. Auf der Straße blitzten rote und blaue Lichter. Die Sirenen gellten ohrenbetäubend. Sie setzte sich auf. Sie lehnten sie an die Hauswand unterhalb der Neon-Bierreklamen. Sie wichen zurück, beobachteten sie aufmerksam.

»Alles in Ordnung, Miss?« fragte der Schwarze.

Sie konnte nicht antworten. Versuchte es gar nicht erst. »Wo ist Thomas?« fragte sie und starrte auf einen Riss im Gehsteig.

Sie schauten sich gegenseitig an. Der erste Feuerwehrwagen kam mit quietschenden Bremsen sechs Meter entfernt zum Stehen, und die Menge wich auseinander. Feuerwehrleute sprangen heraus und rannten in alle Richtungen.

»Wo ist Thomas?« wiederholte sie.

»Miss, wer ist Thomas?« fragte der Schwarze.

»Thomas Callahan«, sagte sie leise, als musste jeder ihn kennen.

»War er in diesem Wagen?«

Sie nickte, dann schloss sie die Augen. Die Sirenen heulten und verstummten, und zwischendurch hörte sie die Rufe besorgter Männer und das Prasseln des Feuers. Sie roch den stickigen Qualm.

Ein zweites, ein drittes Feuerwehrauto kamen heulend aus verschiedenen Richtungen. Ein Polizist bahnte sich einen Weg durch die Menge. »Polizei. Aus dem Weg. Polizei.« Er schob und drängte, bis er sie gefunden hatte. Er ging auf die Knie und

schwenkte eine Marke vor ihrer Nase. »Madam, Sergeant Rupert, New Orleans Police Department.«

Darby hörte es, dachte sich aber nichts dabei. Er war direkt vor ihrem Gesicht, dieser Rupert, mit buschigem Haar, einer Baseballmütze, schwarzer und goldener Saints Jacke. Sie starrte ihn verständnislos an.

»Ist das Ihr Wagen, Madam? Jemand hat gesagt, es wäre Ihr Wagen.«

Sie schüttelte den Kopf. Nein.

Rupert packte ihre Ellenbogen und zog sie hoch. Er redete auf sie ein, fragte sie, ob ihr etwas passiert wäre, und gleichzeitig zog er sie hoch, und es tat teuflisch weh. Ihr Schädel war gespalten, kaputt, und sie stand unter Schock, aber was kümmerte das diesen Idioten. Sie war auf den Beinen. Ihre Knie wollten nicht funktionieren, und sie war schlaff. Er fragte immer wieder, ob ihr etwas passiert wäre. Der Schwarze starrte Rupert an, als wäre er verrückt.

So, nun funktionierten die Knie, und sie und Rupert gingen durch die Menge, hinter einem Feuerwehrwagen vorbei und um einen anderen herum zu einem ungekennzeichneten Polizeifahrzeug. Sie senkte den Kopf und weigerte sich, zum Parkplatz hinüberzusehen. Rupert redete unaufhörlich. Irgendetwas von einem Krankenwagen. Er öffnete die Wagentür und beförderte sie behutsam auf den Beifahrersitz.

Ein weiterer Polizist hockte sich vor die Tür und fing an, Fragen zu stellen. Er trug Jeans und spitze Cowboystiefel. Darby lehnte sich vor und legte den Kopf in die Hände. »Ich glaube, ich brauche Hilfe«, sagte sie.

»Natürlich, Lady. Hilfe ist unterwegs. Nur ein paar Fragen. Wie heißen Sie?«

»Darby Shaw. Ich glaube, ich stehe unter Schock. Mir ist ganz schwindlig, und ich glaube, ich muss mich übergeben.«

»Der Krankenwagen ist unterwegs. Ist das Ihr Wagen da drüben?«

»Nein.«

Ein weiteres Polizeifahrzeug, eines mit Emblemen und Blinklichtern, kam quietschend vor dem von Rupert zum Stehen. Rupert verschwand blitzschnell. Der Cowboy-Polizist knallte plötzlich die Tür zu, und sie war allein im Wagen. Sie beugte sich vor und übergab sich zwischen ihre Beine. Sie begann zu weinen. Ihr war kalt. Sie legte langsam den Kopf auf den Fahrersitz und rollte sich ganz fest zusammen. Stille. Dann Dunkelheit.

Jemand klopfte ans Fenster über ihr. Sie öffnete die Augen. Der Mann trug eine Uniform und einen Hut mit einem Abzeichen daran. Die Tür war verriegelt.

»Machen Sie die Tür auf, Lady«, rief er.

Sie setzte sich auf und öffnete die Tür. »Sind Sie betrunken, Lady?«

Ihr Kopf hämmerte. »Nein«, sagte sie mühsam.

Er machte die Tür weiter auf. »Ist das Ihr Wagen?«

Sie rieb sich die Augen. Sie musste überlegen.

»Lady, ist das Ihr Wagen?«

»Nein.« Sie starrte ihn an. »Nein. Er gehört Rupert.«

»Okay. Wer zum Teufel ist Rupert?«

Es war nur noch ein Feuerwehrfahrzeug da, und der größte Teil der Zuschauer war verschwunden. Dieser Mann an der Tür war zweifelsohne ein Polizist. »Sergeant Rupert. Ein Kollege von Ihnen«, sagte sie.

Das machte ihn wütend. »Steigen Sie aus, Lady.«

Bereitwillig mühte sich Darby an der Beifahrerseite heraus und trat auf den Gehsteig. In einiger Entfernung hielt ein

Feuerwehrmann seinen Schlauch auf den ausgebrannten Rahmen des Porsche.

Ein anderer uniformierter Polizist näherte sich und gesellte sich zu ihnen.

Der erste Polizist fragte: »Wie heißen Sie?«

»Darby Shaw.«

»Weshalb sind Sie in dem Wagen ohnmächtig geworden?«

Sie betrachtete den Wagen. »Ich weiß es nicht. Ich wurde verletzt, und Rupert brachte mich in den Wagen. Wo ist Rupert?«

Die Polizisten sahen sich an. »Wer zum Teufel ist Rupert?« fragte der erste Polizist.

Das machte sie zornig, und der Zorn vertrieb die Spinnweben.

»Er hat gesagt, er wäre Polizist.«

Der zweite Polizist fragte: »Wie sind Sie verletzt worden?«

Darby funkelte ihn an. Sie deutete auf den Parkplatz auf der anderen Straßenseite. »Eigentlich hätte ich auch in dem Wagen da drüben sitzen sollen. Aber ich habe nicht darin gesessen. Deshalb bin ich hier und beantworte Ihre dämlichen Fragen. Wo ist Rupert?«

Die beiden sahen sich mit ausdrucksloser Miene an. Der erste Polizist sagte: »Bleiben Sie hier«, und dann ging er über die Straße zu einem anderen Polizeifahrzeug, wo sich ein Mann in Zivil mit ein paar Leuten unterhielt. Sie flüsterten, dann kehrte der erste Polizist mit dem Mann in Zivil zurück auf den Gehsteig, wo Darby wartete. Der Mann in Zivil sagte: »Ich bin Lieutenant Olson, New Orleans Police Department. Kannten Sie den Mann in dem Wagen?« Er zeigte auf den Parkplatz.

Ihre Knie wurden weich, und sie biss sich auf die Lippe. Dann nickte sie.

»Wie hieß er?«

»Thomas Callahan.«

Olson sah den ersten Polizisten an. »Das hat auch der Computer gesagt. So, und wer ist nun dieser Rupert?«

»Er hat gesagt, er wäre Polizist!«

Olson schaute mitfühlend drein. »Tut mir leid, aber es gibt bei uns keinen Polizisten, der Rupert heißt.«

Sie schluchzte laut. Olson half ihr zur Kühlerhaube von Ruperts Wagen und hielt ihre Schultern, bis das Weinen nachließ und sie sich bemühte, ihre Beherrschung zurückzugewinnen.

»Überprüfen Sie das Kennzeichen«, wies Olson den zweiten Polizisten an, der sich schnell die Nummer von Ruperts Wagen notierte und sie durchgab.

Olson hielt ihre Schultern sanft mit beiden Händen umfasst und sah ihr in die Augen. »Waren Sie mit Callahan zusammen?«

Sie nickte, immer noch weinend, aber wesentlich leiser. Olson warf dem ersten Polizisten einen Blick zu.

»Wie sind Sie in diesen Wagen gekommen?« fragte er langsam und sanft.

Sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und sah Olson an. »Dieser Rupert, der gesagt hat, er wäre Polizist, kam und hat mich von dort drüben hierher gebracht. Er hat mich in den Wagen gesetzt, und dieser andere Polizist mit den Cowboystiefeln hat angefangen, mir Fragen zu stellen. Ein anderes Polizeifahrzeug kam an, und sie verschwanden. Und dann bin ich wohl ohnmächtig geworden. Ich weiß es nicht. Ich möchte zu einem Arzt.«

»Holen Sie meinen Wagen«, sagte Olson zu dem ersten Polizisten.

Der zweite Polizist kehrte mit verblüffter Miene zurück. »Die Zulassungsnummer ist nicht im Computer. Müssen gefälschte Kennzeichen sein.«

Olson nahm ihren Arm und führte sie zu seinem Wagen. Er sprach rasch mit den beiden Polizisten. »Ich bringe sie ins Charity. Seht zu, dass ihr hier fertig werdet, und kommt dann nach. Stellt den Wagen sicher. Wir werden ihn später untersuchen.«

Sie saß in Olsons Wagen, hörte dem Quaken des Funkgeräts zu und starrte auf den Parkplatz. Vier Wagen waren ausgebrannt. Der Porsche lag umgedreht mittendrin, nur noch ein verbogener Rahmen. Eine Handvoll Feuerwehrleute und anderes Notfallpersonal wieselte darum herum. Ein Polizist sperrte den Parkplatz mit gelbem Plastikband ab.

Sie betastete die Beule an ihrem Hinterkopf. Kein Blut. Tränen tropften ihr vom Kinn.

Olson schlug seine Tür zu und steuerte den Wagen zwischen den geparkten Fahrzeugen hindurch. Er fuhr in Richtung St. Charles Avenue. Er hatte das Blinklicht eingeschaltet, aber nicht die Sirene.

»Ist Ihnen nach Reden zumute?« fragte er.

Sie waren auf der St. Charles. »Ich denke schon«, sagte sie. »Er ist tot, nicht wahr?«

»Ja, Darby. Tut mir leid. Soweit ich weiß, saß er allein im Wagen.«

»Ja«

»Wie wurden Sie verletzt?«

Er gab ihr ein Taschentuch, und sie trocknete die Tränen ab. »Ich bin auf etwas gefallen. Es gab zwei Explosionen, und ich glaube, die zweite hat mich umgeworfen. Ich kann mich nicht an alles erinnern. Bitte, sagen Sie mir, wer Rupert ist.«

»Ich habe keine Ahnung. Ich kenne keinen Polizisten, der Rupert heißt, und es war auch kein Polizist mit Cowboystiefeln da.«

Sie dachte anderthalb Blocks lang darüber nach. »Womit hat

sich Callahan seinen Lebensunterhalt verdient?«

»Er war Juraprofessor in Tulane. Ich studiere dort.«

»Wer hätte ein Interesse daran gehabt, ihn umzubringen?« Sie starrte auf die Ampel vor ihnen und schüttelte den Kopf. »Sie sind sicher, dass es Absicht war?«

»Daran gibt es überhaupt keinen Zweifel. Es war ein sehr starker Sprengstoff. Wir haben ein Stück Fuß gefunden, das fünfundzwanzig Meter entfernt in einem Maschendrahtzaun hing. Entschuldigung, okay. Er wurde ermordet.«

»Vielleicht hat jemand den falschen Wagen erwischt.«

»Das ist natürlich möglich. Wir werden alles genau überprüfen. Wenn ich richtig verstanden habe, hätten Sie normalerweise zusammen mit ihm in dem Wagen gesessen.«

Sie versuchte, etwas zu sagen, konnte aber die Tränen nicht zurückhalten. Sie vergrub ihr Gesicht in dem Taschentuch.

Sie hielten zwischen zwei Krankenwagen in der Nähe der Notaufnahme des Charity und ließen das Blinklicht eingeschaltet. Er führte sie rasch in einen schmutzigen Raum, in dem an die fünfzig Leute mit Schmerzen und Beschwerden verschiedenen Ausmaßes saßen. Sie fand einen Platz neben dem Trinkwasserbehälter. Olson sprach mit der Frau hinter dem Schalter, und er hob die Stimme, aber Darby konnte nicht verstehen, was er sagte. Ein kleiner Junge mit einem blutigen Handtuch um den Fuß weinte auf dem Schoß seiner Mutter. Eine junge Schwarze war kurz vor der Niederkunft. Weder ein Arzt noch eine Schwester waren zu sehen. Alle schienen zu warten.

Olson hockte sich vor ihr nieder. »Es wird ein paar Minuten dauern. Bleiben Sie hier sitzen. Ich stelle nur den Wagen um, bin gleich wieder zurück. Ist Ihnen nach Reden zumute?«

»Ja, natürlich.«

Er war fort. Sie tastete wieder nach Blut und fand keins. Die

Doppeltür schwang weit auf, und zwei Schwestern kamen, um die Frau in den Wehen zu holen. Sie schleppten sie gewissermaßen ab, durch die Doppeltür und den Flur entlang.

Darby wartete einen Augenblick, dann folgte sie ihnen. Mit den geröteten Augen und dem Taschentuch sah sie aus wie die Mutter irgendeines Kindes. Der Flur war ein Zoo mit Schwestern und Pflegern und Verletzten, die schrieten und es eilig hatten. Sie bog um eine Ecke und sah ein Schild, auf dem EXIT stand. Durch die Tür, einen anderen Flur entlang, der wesentlich ruhiger war, eine weitere Tür, und sie stand auf einer Laderampe. Die Gasse war beleuchtet. Nicht rennen. Stark sein. Es ist okay. Niemand beobachtet dich. Sie war auf der Straße, schritt rasch aus. Die kühle Luft klärte ihre Augen. Sie wollte nicht weinen.

Olson würde einige Zeit brauchen, und wenn er zurückkam, würde er denken, sie wäre aufgerufen worden und wäre jetzt drinnen und würde behandelt. Er würde warten. Und warten.

Sie bog um mehrere Ecken und sah die Rampart Street. Das French Quarter lag direkt vor ihr. Da konnte sie untertauchen. Auf der Royal waren Leute, umherschwandernde Touristen. Sie fühlte sich sicherer. Sie betrat das Holiday Inn, bezahlte mit ihrer Kreditkarte und bekam ein Zimmer im fünften Stock. Nachdem sie die Tür verriegelt und die Kette vorgelegt hatte, rollte sie sich auf dem Bett zusammen, ohne das Licht auszuschalten.

Mrs. Verheek rollte ihren dicken, aber reichen Hintern von der Mitte des Bettes weg und griff nach dem Hörer. »Es ist für dich, Gavin!« rief sie ins Badezimmer. Gavin erschien, das halbe Gesicht voller Rasierschaum, und nahm seiner Frau, die sich tief im Bett vergrub, den Hörer ab. Wie ein Schwein, das sich im Schlamm wälzt, dachte er.

»Hallo«, sagte er ungehalten.

Es war eine Frauenstimme, die er noch nie gehört hatte. »Hier ist Darby Shaw. Sie wissen, wer ich bin?«

Er lächelte sofort und dachte eine Sekunde lang an den knappen Bikini auf St. Thomas. »Natürlich. Ich glaube, wir haben einen gemeinsamen Freund.«

»Haben Sie meine kleine Niederschrift gelesen?«

»Ach ja. Das Pelikan-Dossier, wie wir es nennen.«

»Und wer ist wir?«

Verheek setzte sich auf den Stuhl neben dem Nachttisch. Dies war kein belangloser Anruf. »Weshalb rufen Sie an, Darby?«

»Ich brauche ein paar Antworten, Mr. Verheek. Ich habe fürchterliche Angst.«

»Ich heiße Gavin, okay?«

»Also Gavin. Wo ist das Dossier jetzt?«

»Hier und dort. Was ist passiert?«

»Das kommt gleich. Zuerst sagen Sie mir, was Sie mit dem Dossier gemacht haben.«

»Nun, ich habe es gelesen und dann an eine andere Abteilung geschickt, und ein paar andere Leute vom FBI haben es gesehen und dann Direktor Voyles gezeigt, dem es offenbar gefallen hat.«

»Hat es auch jemand außerhalb des FBI gesehen?«

»Diese Frage kann ich nicht beantworten, Darby.«

»Dann sage ich Ihnen auch nicht, was mit Thomas passiert ist.«

Verheek dachte eine lange Minute darüber nach. Sie wartete geduldig. »Okay. Es wurde auch von Leuten außerhalb des FBI gesehen. Aber ich weiß nicht, von wem und von wie vielen.«

»Er ist tot, Gavin. Er wurde gestern abend gegen zehn ermordet. Jemand hat für uns beide eine Bombe ins Auto gelegt. Ich habe Glück gehabt, aber jetzt sind sie hinter mir her.«

Verheek hing über dem Telefon, kritzelte Notizen. »Sind Sie verletzt?«

»Körperlich bin ich okay.«

»Wo sind Sie?«

»In New Orleans.«

»Sind Sie ganz sicher, Darby? Ich meine, ich weiß, dass Sie ganz sicher sind, aber, verdammt noch mal, wer sollte ihn umbringen wollen?«

»Ich bin zweien von ihnen begegnet.«

»Wie können Sie...«

»Es ist eine lange Geschichte. Wer hat das Dossier gesehen, Gavin? Thomas hat es Ihnen am Montagabend gegeben. Es hat die Runde gemacht, und achtundvierzig Stunden später ist er tot. Ich sollte zusammen mit ihm sterben. Es ist in die falschen Hände geraten, meinen Sie nicht auch?«

»Sind Sie in Sicherheit?«

»Woher zum Teufel soll ich das wissen?«

»Wo sind Sie jetzt? Wie ist Ihre Telefonnummer?«

»Nicht so schnell, Gavin. Im Augenblick bewege ich mich ganz langsam. Ich spreche von einer Zelle aus, also keine krummen Touren.«

»Sie haben keinen Grund, über mich herzufallen, Darby! Thomas Callahan war mein bester Freund. Sie müssen zu uns kommen.«

»Und wie stellen Sie sich das vor?«

»Geben Sie mir eine Viertelstunde, Darby, und dann ist ein Dutzend Agenten da, die Sie abholen. Ich nehme die nächste Maschine und bin vor Mittag bei Ihnen. Sie können nicht auf der Straße bleiben.«

»Warum, Gavin? Wer ist hinter mir her? Reden Sie, Gavin.«

»Wir reden miteinander, wenn ich dort bin.«

»Ich weiß nicht. Thomas ist tot, weil er mit Ihnen geredet hat. Im Augenblick bin ich ganz und gar nicht scharf darauf, Sie zu sehen.«

»Hören Sie, Darby. Ich weiß nicht, wer es getan hat oder warum, aber ich versichere Ihnen, Sie sind in einer sehr gefährlichen Situation. Wir können Sie beschützen.«

»Vielleicht später.«

Er holte tief Luft und setzte sich auf die Bettkante. »Sie können mir vertrauen, Darby.«

»Okay, ich vertraue Ihnen. Aber was ist mit diesen anderen Leuten? Das ist kein Kinderspiel, Gavin. Mein kleines Dossier hat irgend jemanden fürchterlich aufgeregt, meinen Sie nicht auch?«

»Hat er gelitten?«

Sie zögerte. »Nein, ich glaube nicht.« Die Stimme wurde brüchig.

»Können Sie mich in zwei Stunden wieder anrufen? Im Büro. Ich gebe Ihnen eine Geheimnummer.«

»Geben Sie mir die Nummer, und ich denke darüber nach.«

»Bitte, Darby. Sowie ich im Büro bin, gehe ich zum Direktor. Rufen Sie mich um acht an, Ihre Ortszeit.«

»Geben Sie mir die Nummer.«

Die Bombe war zu spät explodiert, um noch in die Donnerstagmorgen-Ausgabe der *Times-Picayune* zu gelangen. Darby blätterte sie in ihrem Hotelzimmer hastig durch. Nichts. Sie schaltete den Fernseher ein, und da war es. Eine Live-Aufnahme des ausgebrannten Porsche, der immer noch inmitten der Trümmer auf dem Parkplatz lag, säuberlich von gelbem Band umgeben, das überall ausgespannt worden war. Die Polizei ging von Mord aus. Keine Verdächtigen. Kein Kommentar. Dann der Name von Thomas Callahan,

fünfundvierzig Jahre alt, namhafter Juraprofessor in Tulane. Dann war plötzlich der Dekan da mit einem Mikrofon vor dem Gesicht und redete über Professor Callahan und den schweren Schock, den all das hinterlassen hatte.

Der Schock, die Erschöpfung, die Angst, der Schmerz, und Darby vergrub ihren Kopf im Kissen. Sie hasste es zu weinen, und es würde für eine Weile das letzte Mal sein. Trauern würde nur dazu führen, dass sie umgebracht wurde.

SECHZEHN

Obwohl es eine wundervolle Krise war, mit Punktgewinnen bei den Meinungsumfragen und Rosenberg tot, mit einem sauberen, aufpolierten Image und einem Amerika, dem wohl zumute war, weil er an der Spitze des Staates stand, mit den Demokraten, die nichts zu melden hatten, und mit der Wiederwahl im nächsten Jahr so gut wie in der Tasche, hatte er diese Krise und die damit verbundenen Zusammenkünfte im Morgengrauen satt. Er hatte F. Dentón Voyles satt, seine Selbstgefälligkeit und Arroganz und seine gedrungene kleine Gestalt, Voyles, der in einem zerknitterten Trenchcoat an der anderen Seite eines Schreibtisches saß und aus dem Fenster schaute, während er mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten sprach. Er würde in einer Minute hier sein, wieder eine Zusammenkunft vor dem Frühstück, wieder eine unerfreuliche Begegnung, bei der Voyles nur einen Bruchteil von dem berichten würde, was er wusste.

Er hatte es satt, im Dunkeln gelassen und nur mit den Krümeln gefüttert zu werden, die Voyles ihm vor die Füße zu werfen geruhte. Auch Gminski würde ihm ein paar Krümel zuwerfen, und damit sollte er genug haben und zufrieden sein. Verglichen mit ihnen wusste er überhaupt nichts. Immerhin hatte er Coal, der ihre Papiere durchpflügte und seinem Gedächtnis einverleibte und aufpasste, dass sie nicht logen.

Er hatte auch Coal satt. Seine Perfektion und sein Auskommen ohne Schlaf. Seine Brillanz. Seine Gewohnheit, jeden Tag zu beginnen, wenn die Sonne irgendwo über dem Atlantik stand, und jede verdammte Minute jeder verdammten Stunde zu planen, bis sie über dem Pazifik stand. Und dann griff sich Coal noch einen Karton mit dem ganzen Mist des Tages,

nahm ihn mit nach Hause, las ihn, entschlüsselte ihn, speicherte ihn und kam dann ein paar Stunden später wieder an und sprudelte den stinklangweiligen Mischmasch heraus, den er gerade verschlungen hatte. Wenn Coal müde war, schlief er fünf Stunden, aber das Normale waren drei oder vier. Er verließ sein Büro im Westflügel gegen elf Uhr abends, las während der ganzen Heimfahrt auf dem Rücksitz seiner Limousine, und ungefähr um die Zeit, zu der der Motor der Limousine abgekühlt war, wartete Coal bereits darauf, dass sie ihn ins Weiße Haus zurückbrachte. Er hielt es für eine Sünde, später als fünf Uhr morgens an seinem Schreibtisch einzutreffen. Und wenn er hundertzwanzig Stunden pro Woche arbeiten konnte, sollten alle anderen imstande sein, wenigstens achtzig zu leisten. Er verlangte achtzig. Nach drei Jahren konnte sich niemand in der Administration an all die Leute erinnern, die Fletcher Coal gefeuert hatte, weil sie keine achtzig Stunden in der Woche arbeiteten. Das passierte jeden Monat mindestens dreimal.

Coal war am glücklichsten in den Frühstunden, in denen Hochspannung herrschte und eine unerfreuliche Zusammenkunft anstand. In der vergangenen Woche hatte diese Sache mit Voyles bewirkt, dass er ununterbrochen lächelte. Er stand neben dem Schreibtisch und las ein paar Briefe, während der Präsident die *Post* überflog und zwei Sekretärinnen herumwieselten.

Der Präsident warf einen Blick auf ihn. Tadelloser schwarzer Anzug, weißes Hemd, rote Seidenkrawatte, ein bisschen zuviel Pomade im Haar über den Ohren. Er hatte ihn restlos satt, aber er würde darüber hinwegkommen, wenn die Krise vorüber war und er wieder zum Golfspielen zurückkehren und es Coal überlassen konnte, sich um die Details zu kümmern. Er redete sich ein, dass er, als er siebenunddreißig war, ebensoviel Energie und Ausdauer besessen hätte, aber er wusste es besser.

Coal schnippte mit den Fingern, funkelte die Sekretärinnen an, und sie waren froh, das Oval Office verlassen zu dürfen.

»Und er hat gesagt, er würde nicht kommen, wenn ich hier

bin. Das ist wirklich ein Witz.« Coal war offensichtlich erfreut.

»Ich glaube, er mag Sie nicht«, sagte der Präsident.

»Er mag nur Leute, die er über den Haufen rennen kann.«

»Ich nehme an, ich muss liebenswürdig zu ihm sein.«

»Tragen Sie dick auf, Chef. Er muss die Finger davon lassen. Diese Theorie ist so schwach, dass sie geradezu lächerlich ist, aber in seinen Händen könnte sie gefährlich werden.«

»Was ist mit der Studentin?«

»Wir überprüfen sie. Sie scheint harmlos zu sein.«

Der Präsident stand auf und streckte sich. Coal hantierte mit Papieren. Eine Sekretärin meldete über die Gegensprechanlage die Ankunft von Voyles.

»Ich verschwinde«, sagte Coal. Er würde hinter der nächsten Ecke zuhören und zusehen. Auf sein Betreiben waren im Oval Office drei Fernsehkameras installiert worden. Die Monitore standen in einem kleinen, verschlossenen Raum im Westflügel, zu dem nur er einen Schlüssel hatte. Sarge wusste von diesem Raum, hatte sich aber nicht die Mühe gemacht, ihn zu betreten. Noch nicht.

Dem Präsidenten war wohler zumute bei dem Gedanken, dass Coal zumindest zusehen würde. Er nahm Voyles an der Tür mit einem warmen Händedruck in Empfang und geleitete ihn zur Couch - ein herzliches, freundschaftliches Geplauder unter vier Augen. Voyles war nicht beeindruckt. Er wusste, dass Coal zuhörte. Und zusah.

Voyles zog seinen Trenchcoat aus und legte ihn ordentlich auf einen Stuhl. Er wollte keinen Kaffee.

Der Präsident schlug die Beine übereinander. Er trug die braune Strickjacke. Der Großvater.

»Dentón«, sagte er ernst, »ich möchte mich für Fletcher Coal entschuldigen. Er hat nicht viel Fingerspitzengefühl.«

Voyles nickte flüchtig. Du dämlicher Esel. In diesem Büro

gibt es genügend Drähte, um der Hälfte aller Bürokraten in Washington einen tödlichen Stromschlag beizubringen. Coal saß irgendwo im Keller und hörte von seinem Mangel an Fingerspitzengefühl. »Er kann eine Pest sein, nicht wahr?« knurrte Voyles.

»Ja, das kann er. Ich muss auf ihn aufpassen. Er ist sehr intelligent und arbeitet hart, aber gelegentlich neigt er dazu, es zu übertreiben.«

»Er ist ein Mistkerl, und das sage ich ihm ins Gesicht.« Voyles schaute zur Lüftungsklappe des Porträts von Thomas Jefferson empor, wo eine Kamera alles aufzeichnete, was darunter passierte.

»Also gut, ich werde dafür sorgen, dass er Ihnen nicht in die Quere kommt, bis die Sache erledigt ist.«

»Tun Sie das.«

Der Präsident trank langsam einen Schluck Kaffee und überlegte, was er als nächstes sagen sollte. Voyles war nicht für seine Plauderkunst berühmt.

»Sie müssen mir einen Gefallen tun.«

Voyles sah ihn an, ohne mit der Wimper zu zucken. »Ja, Sir?«

»Ich brauche Informationen über dieses Pelikan-Ding. Es ist an den Haaren herbeigezogen, aber schließlich kommt mein Name darin vor. Wie ernst nehmen Sie es?«

Oh, war das ein Spaß. Voyles unterdrückte ein Lächeln. Es funktionierte. Der Präsident und Mr. Coal waren wegen des Pelikan-Dossiers ins Schwitzen geraten. Sie hatten es am Dienstagabend erhalten, sich den ganzen Mittwoch darüber Sorgen gemacht, und jetzt, in den frühen Morgenstunden des Donnerstag, lagen sie auf den Knien und bettelten um etwas, das kaum mehr war als ein Studentenukl.

»Wir gehen der Sache nach, Mr. President.« Das war eine Lüge, aber woher sollte er das wissen? »Wir lassen keinen

Hinweis, keinen Verdächtigen außer acht. Ich hätte es Ihnen nicht zukommen lassen, wenn ich es nicht ernst nähme.« Die Falten auf der gebräunten Stirn schoben sich zusammen, und Voyles hätte am liebsten gelacht.

»Was haben Sie herausbekommen?«

»Nicht viel, aber wir haben gerade erst angefangen. Wir haben es vor nicht einmal achtundvierzig Stunden bekommen. Ich habe vierzehn Agenten in New Orleans angewiesen, nachzugraben. Es ist alles Routine.« Die Lügen kamen so gut an, dass er fast hören konnte, wie Coal nach Luft schnappte.

Vierzehn! Es versetzte ihm einen derartigen Schlag in die Magengrube, dass er sich aufsetzte und die Kaffeetasse auf den Tisch stellte. Vierzehn Fibbies, die herumliefen, ihre Marken vorzeigten, Fragen stellten, und es war nur eine Frage der Zeit, bis die Sache herauskam. »Vierzehn, sagen Sie. Hört sich an, als wäre es Ihnen ziemlich ernst.«

Voyles gab keinen Millimeter nach. »Es ist uns sehr ernst, Mr. President. Rosenberg und Jensen sind seit einer Woche tot, und die Spur wird immer kälter. Wir gehen Hinweisen nach, so schnell wir können. Meine Männer arbeiten rund um die Uhr.«

»Das alles leuchtet mir ein, aber wie ernst ist diese Pelikan-Theorie zu nehmen?«

War das ein Spaß! Die Akte musste erst noch nach New Orleans geschickt werden. Sie hatten sich noch nicht einmal mit New Orleans in Verbindung gesetzt. Er hatte Eric East angewiesen, eine Kopie an das dortige Büro zu schicken mit der Anweisung, unauffällig ein paar Fragen zu stellen. Es war eine Sackgasse, genau wie hundert andere Spuren, denen sie nachgingen.

»Ich glaube nicht, dass etwas dahintersteckt, Mr. President, aber wir müssen die Sache überprüfen.«

Die Falten entspannten sich, und es erschien der Anflug eines Lächelns. »Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, Dentón, wie

viel Schaden dieser Unsinn anrichten kann, wenn die Presse Wind davon bekommt.«

»Wir ziehen nicht die Presse zu Rate, wenn wir eine Untersuchung anstellen.«

»Ich weiß. Lassen wir das. Mir wäre es nur lieb, wenn Sie sich aus dieser Sache zurückziehen würden. Ich meine, schließlich ist es völlig absurd, und es könnte durchaus sein, dass mir etwas angelastet wird. Sie verstehen, was ich damit sagen will?«

Voyles war brutal. »Verlangen Sie von mir, dass ich einen Verdächtigen ignoriere, Mr. President?«

Coal lehnte sich dem Monitor entgegen. Nein, ich will, dass Sie dieses Pelikan-Dossier vergessen! Er hätte es beinahe laut gesagt. Er hätte es Voyles klipp und klar sagen und dann dem dicken kleinen Tropf eine reinhauen können, wenn er frech wurde. Aber er versteckte sich in einem verschlossenen Raum, weit von den handelnden Personen entfernt. Und er wusste, zum gegenwärtigen Zeitpunkt war das genau der Ort, an den er gehörte.

Der Präsident bewegte sich und schlug die Beine andersherum übereinander. »Sie wissen doch genau, worauf ich hinauswill, Dentón. Es gibt wesentlich größere Fische in diesem Teich. Die Presse verfolgt die Untersuchung, ist ganz wild darauf, herauszubekommen, wer verdächtigt wird. Sie wissen, wie die Leute sind. Und ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, dass ich bei der Presse keine Freunde habe. Sogar mein eigener Pressesprecher kann mich nicht leiden. Ha, ha, ha. Vergessen Sie es für eine Weile. Lassen Sie die Finger davon und konzentrieren Sie sich auf die wirklich Verdächtigen. Diese Sache ist ein Scherz, aber sie könnte für mich äußerst peinlich werden.«

Dentón musterte ihn scharf. Unerbittlich.

Der Präsident bewegte sich wieder. »Was ist mit dieser

Khamel-Angelegenheit? Hört sich doch recht gut an, oder?«

»Könnte sein.«

»Ja. Und da wir gerade von Zahlen sprechen - wie viele Männer haben Sie auf Khamel angesetzt?«

Voyles sagte »Fünfzehn« und hätte fast gelacht. Der Mund des Präsidenten klappte auf. Der heißeste Verdächtige in diesem Spiel bekommt fünfzehn, und dieses verdammte Pelikan-Ding bekommt vierzehn.

Coal lächelte und schüttelte den Kopf. Voyles hatte sich in seinen eigenen Lügen verfangen. Auf Seite vier des Mittwochsberichtes gaben Eric East und C. O. Lewis die Zahl mit dreißig an, nicht fünfzehn. Nicht nervös werden, Chef. Er spielt mit Ihnen.

Der Präsident war sehr nervös. »Großer Gott, Dentón. Weshalb nur fünfzehn? Ich dachte, das wäre ein überaus wichtiger Durchbruch.«

»Es können auch ein paar mehr sein. Ich bin es, der diese Untersuchung leitet, Mr. President.«

»Ich weiß. Und Sie leisten gute Arbeit. Ich will mich nicht einmischen. Ich möchte nur, dass Sie in Erwägung ziehen, Ihre Zeit anderen Dingen zu widmen. Das ist alles. Als ich diese Pelikan-Akte las, ist mir beinahe schlecht geworden. Wenn sie der Presse in die Hände fällt und sie der Sache nachgeht, werde ich gekreuzigt.«

»Sie wünschen also, dass wir uns aus der Sache zurückziehen?«

Der Präsident beugte sich vor und starrte Voyles wütend an. »Ich wünsche es nicht nur, Dentón. Ich *befehle* Ihnen, die Finger davon zu lassen. Ignorieren Sie sie für ein paar Wochen. Beschäftigen Sie sich mit anderen Dingen. Wenn die Sache wieder aufflackern sollte, können Sie meiner wegen wieder einen Blick darauf werfen. Vergessen Sie nicht, noch bin ich hier der

Boss.«

Voyles gab nach und brachte ein winziges Lächeln zustande. »Ich schlage Ihnen einen Handel vor. Ihr Messerstecher Coal hat mich bei der Presse reingeritten. Sie hat Kleinholz aus mir gemacht wegen dem Schutz, den wir Rosenberg und Jensen zuteil werden ließen.«

Der Präsident nickte ernst.

»Sie halten mir diesen Bullterrier vom Leibe, und ich vergesse die Pelikan-Theorie.«

»Ich lasse mich auf keinen Handel ein.«

Voyles grinste höhnisch, behielt aber einen klaren Kopf.

»Gut. Ich schicke morgen fünfzig Agenten nach New Orleans. Und übermorgen weitere fünfzig. Wir werden in der ganzen Stadt unsere Marken schwenken und unser Möglichstes tun, um Aufmerksamkeit zu erregen.«

Der Präsident stand auf und trat ans Fenster. Voyles saß regungslos da und wartete.

»Okay, okay, der Handel gilt. Ich kann Fletcher Coal unter Kontrolle halten.«

Voyles stand auf und ging langsam zum Schreibtisch. »Ich traue ihm nicht, und wenn ich ihn bei dieser Untersuchung nur noch ein einziges Mal rieche, ist der Handel hinfällig und wir gehen dem Pelikan-Dossier mit allen Mitteln nach, die mir zur Verfügung stehen.«

Der Präsident reckte die Hände hoch und lächelte herzlich. »Abgemacht.«

Voyles lächelte, und der Präsident lächelte, und in dem verschlossenen Raum lächelte Fletcher Coal den Bildschirm an. Messerstecher. Bullterrier. Großartig. Das waren die Worte, um die sich Legenden bildeten.

Er schaltete die Monitore aus und schloss die Tür hinter sich ab. Sie würden weitere zehn Minuten damit verbringen, sich

über die Kandidaten auf der Liste zu unterhalten, und er würde in seinem Büro zuhören, wo er eine Audio-, aber keine Videoanlage hatte. Um neun hatte er eine Personalversammlung. Um zehn eine Entlassung. Und er hatte etwas zu tippen. Die meisten Memos diktierte er einfach ins Gerät und übergab dann das Band einer Sekretärin. Aber hin und wieder hielt Coal ein Phantom-Memo für erforderlich. Diese Memos waren immer im ganzen Westflügel in Umlauf und immer überaus umstritten und wurden gewöhnlich der Presse zugespielt. Weil sie keinen Urheber hatten, lagen sie auf fast jedem Schreibtisch herum. Dann brüllte und tobte Coal. Er hatte schon Leute wegen Phantom-Memos entlassen, die auf seiner eigenen Schreibmaschine entstanden waren.

Es waren vier Absätze mit einfachem Zeilenabstand auf einer Seite, eine Zusammenfassung dessen, was er über Khamel und dessen kürzlichen Abflug aus Washington wusste. Und er gab vage Hinweise auf eine Verbindung zu den Libyern und den Palästinensern. Coal bewunderte sein Memo. Wie lange würde es dauern, bis es in der *Post* oder der *Times* stand? Er schloss kleine Wetten mit sich selbst ab, welche Zeitung es zuerst bringen würde.

Der Direktor war im Weißen Haus, und von dort aus würde er nach New York fliegen und erst morgen zurückkommen. Gavin ließ sich vor dem Büro von K. O. Lewis nieder, bis dieser einen Moment Zeit hatte. Er war drinnen.

Lewis war gereizt, aber immer noch Gentleman. »Sie sehen ziemlich mitgenommen aus.«

»Ich habe gerade meinen besten Freund verloren.«

Lewis wartete auf mehr.

»Sein Name war Thomas Callahan. Er ist der Mann aus Tulane, der mir das Pelikan-Dossier mitgebracht hat; es wurde herumgereicht und dann ins Weiße Haus und wer weiß wohin

sonst noch geschickt, und jetzt ist er tot. Gestern abend von einer Autobombe in New Orleans in Stücke zerfetzt. Ermordet, K. O.«

»Das tut mir leid.«

»Es geht nicht darum, ob es Ihnen leid tut oder nicht. Die Bombe war ganz offensichtlich für Callahan bestimmt und für die Studentin, die das Dossier geschrieben hat. Sie heißt Darby Shaw.«

»Ich habe ihren Namen auf dem Dossier gesehen.«

»Richtig. Sie waren zusammen aus und sollten eigentlich beide in dem Wagen sitzen, als er in die Luft ging. Aber sie hat überlebt, und heute morgen um fünf bekam ich einen Anruf von ihr. Zu Tode verängstigt.«

Lewis hörte zu, schob es aber bereits beiseite. »Sie sind nicht sicher, dass es eine Bombe war.«

»Sie hat gesagt, es wäre eine Bombe gewesen. Sie machte WUMM! und fetzte alles in Stücke. Ich bin sicher, dass er tot ist.«

»Und Sie glauben, es besteht ein Zusammenhang zwischen seinem Tod und dem Dossier?«

Gavin war Anwalt, untrainiert in der Kunst des Verhörs, und er wollte nicht leichtgläubig erscheinen. »Es wäre durchaus möglich. Ja, das glaube ich. Sie nicht?«

»Das spielt keine Rolle, Gavin. Ich habe gerade mit dem Direktor gesprochen. Pelikan steht nicht mehr auf unserer Liste. Ich weiß nicht einmal, ob es je draufgestanden hat, aber wir befassen uns nicht mehr damit.«

»Aber mein Freund wurde mit einer Autobombe ermordet.«

»Tut mir leid. Ich bin sicher, die dortigen Behörden gehen der Sache nach.«

»Hören Sie, K. O. Ich bitte Sie um einen Gefallen.«

»Hören Sie mir zu, Gavin. Ich habe keine Gefallen zu

vergeben. Wir jagen ohnehin schon genug Kaninchen hinterher, und wenn der Direktor Schluss sagt, dann machen wir Schluss. Es steht Ihnen frei, mit ihm zu reden. Aber ich würde es Ihnen nicht empfehlen.«

»Vielleicht habe ich die Sache falsch angefasst. Ich dachte, Sie würden mir zuhören und wenigstens so tun, als wären Sie interessiert.«

Lewis wanderte um seinen Schreibtisch herum. »Gavin, Sie sehen schlecht aus. Nehmen Sie sich den Tag frei.«

»Nein, ich gehe in mein Büro, warte dort eine Stunde, und dann komme ich wieder her und fange von vorn an. Können wir es in einer Stunde noch einmal versuchen?«

»Nein. Voyles hat sich klar und deutlich ausgedrückt.«

»Die Frau auch, K. O. Er wurde ermordet, und sie hat sich irgendwo in New Orleans versteckt, hat Angst vor ihrem eigenen Schatten, bittet uns um Hilfe, und wir sind zu beschäftigt.«

»Tut mir leid.«

»Nein, das tut es nicht. Es ist meine Schuld. Ich hätte das verdammte Ding in den Papierkorb werfen sollen.«

»Es hat einen wichtigen Zweck erfüllt, Gavin.« Lewis legte ihm die Hand auf die Schulter, als wäre seine Zeit um und er hätte genug von diesem Geschwätz. Gavin machte sich frei und ging auf die Tür zu.

»Ja, es hat euch etwas gegeben, womit ihr herumspielen konntet. Ich hätte es verbrennen sollen.«

»Zum Verbrennen ist es zu gut, Gavin.«

»Ich gebe nicht auf. Ich bin in einer Stunde wieder da, und dann fangen wir wieder von vorn an. Diesmal ist es nicht richtig gelaufen.« Verheek knallte die Tür hinter sich ins Schloss.

Sie betrat Rubinstein Brothers von der Canal Street her und verschwand zwischen den Gestellen mit Männerhemden.

Niemand folgte ihr in das Geschäft. Sie suchte sich schnell einen marineblauen Parka aus, kleinste Männergröße, eine geschlechtslose Fliegersonnenbrille und eine englische Fahrermütze, die gleichfalls für Männer gedacht war, ihr aber passte. Als der Verkäufer die Kreditkarte durchzog, machte sie die Preisschilder ab und zog den Parka an. Er war unförmig wie die Sachen, die sie zu den Vorlesungen trug. Sie stopfte ihr Haar unter den Kapuzenkragen. Der Verkäufer schaute ihr diskret zu. Sie verließ das Geschäft durch den Ausgang zur Magazine Street und tauchte in der Menge unter.

Wieder auf der Canal Street. Eine Busladung Touristen strömte ins Sheraton, und sie mischte sich unter sie. Sie ging zu der Wand mit den Telefonzellen, suchte die Nummer heraus und rief Mrs. Chen an, die Frau, die in dem Doppelhaus neben ihr wohnte. Hatte sie irgend jemanden gesehen oder gehört? Sehr früh hatte jemand an die Tür geklopft. Es war noch dunkel gewesen, und sie war davon aufgewacht. Sie hatte niemanden gesehen, nur das Klopfen gehört. Ihr Wagen stand nach wie vor auf der Straße. War alles in Ordnung? Ja, alles bestens. Vielen Dank.

Sie beobachtete die Touristen und wählte die Nummer, die Gavin Verheek ihr gegeben hatte. Es war eine interne Nummer, was bedeutete, dass nur wenig Umstand gemacht wurde, und nach drei Minuten, in denen sie sich weigerte, ihren Namen zu nennen, und den seinen wiederholte, war er am Apparat.

»Wo sind Sie?« fragte er.

»Eines möchte ich von vornherein klarstellen. Im Augenblick sage ich weder Ihnen noch sonst jemandem, wo ich bin. Also fragen Sie nicht.«

»Okay. Ich nehme an, dass Sie es sind, die die Regeln aufstellt.«

»Danke. Was hat Mr. Voyles gesagt?«

»Mr. Voyles war im Weißen Haus und nicht zu erreichen. Ich

will versuchen, später am Tage mit ihm zu reden.«

»Das ist ziemlich dürftig, Gavin. Sie sind seit fast vier Stunden im Büro, und Sie haben nichts. Ich hatte mehr erwartet.«

»Haben Sie Geduld, Darby.«

»Geduld bedeutet meinen Tod. Sie sind hinter mir her, stimmt's, Gavin?«

»Ich weiß es nicht.«

»Was würden Sie tun, wenn Sie wüssten, dass Sie eigentlich schon tot sein sollten, und dass die Leute, die versuchen, Sie umzubringen, bereits zwei Richter vom Obersten Bundesgericht ermordet und einen simplen Juraprofessor in die Luft gejagt haben und über Milliarden von Dollar verfügen, die sie ganz offensichtlich dazu verwenden, Leute aus dem Weg zu räumen? Was würden Sie tun, Gavin?«

»Mich ans FBI wenden.«

»Thomas hat sich ans FBI gewendet, und er ist tot.«

»Danke, Darby. Das ist nicht fair.«

»Mir geht es nicht um Fairness oder Gefühle. Mir geht es vielmehr darum, bis Mittag am Leben zu bleiben.«

»Gehen Sie nicht in Ihre Wohnung.«

»Ich bin doch nicht blöd. Sie sind schon dort gewesen. Und ich bin sicher, dass sie auch seine Wohnung beobachten.«

»Wo leben seine Angehörigen?«

»Seine Eltern leben in Naples, Florida. Ich nehme an, die Universität wird sich mit ihnen in Verbindung setzen. Er hat einen Bruder in Mobile, und ich habe daran gedacht, ihn anzurufen und ihm das alles zu erklären.«

Sie sah ein Gesicht. Er ging zwischen den Touristen an der Rezeption herum. Er hatte eine zusammengefaltete Zeitung in der Hand und versuchte, so auszusehen, als wäre er hier zu

Hause, nur ein Gast unter anderen, aber sein Gang war ein bisschen zögerlich, und seine Augen suchten. Das Gesicht war lang und schmal, mit einer runden Brille und glänzender Stirn.

»Hören Sie zu, Gavin. Notieren Sie das. Ich sehe einen Mann, den ich vor kurzem schon einmal gesehen habe. Vor ungefähr einer Stunde. Einsachtzig bis einsfünfundachtzig groß, schlank, dreißig Jahre alt, Brille, zurückweichendes dunkles Haar. Er ist weg. Er ist weg.«

»Wer zum Teufel ist es?«

»Er hat sich mir nicht vorgestellt.«

»Hat er Sie gesehen? Wo halten Sie sich auf?«

»In einer Hotelhalle. Ich weiß nicht, ob er mich gesehen hatte. Ich muss Schluss machen.«

»Darby, einen Moment noch. Was immer Sie tun, bleiben Sie mit mir in Verbindung, okay?«

»Ich werde es versuchen.«

Die Toiletten befanden sich gleich um die Ecke. Sie ging in die letzte Kabine, verriegelte die Tür und blieb eine Stunde darin.

SIEBZEHN

Der Fotograf hieß Croft. Er hatte sieben Jahre für die *Post* gearbeitet, bis seine dritte Drogen-Verurteilung ihn für neun Monate aus dem Verkehr zog. Auf Bewährung entlassen, mauserte er sich zum freiberuflichen Künstler und inserierte als solcher im Branchenbuch. Das Telefon läutete nur selten. Er machte ein bisschen Arbeit von der Art, bei der man herumschlich und Leute fotografierte, die nicht wussten, dass die Kamera auf sie gerichtet war. Die meisten seiner Kunden waren Scheidungsanwälte, die schmutzige Wäsche für ihre Prozesse brauchten. Nach zwei Jahren freiberuflichen Arbeitens hatte er etliche Tricks gelernt und hielt sich jetzt für einen gerissenen Privatdetektiv. Er berechnete vierzig Dollar pro Stunde, wenn er sie bekommen konnte.

Einer seiner Kunden war Gray Grantham, ein alter Freund aus seiner Zeit bei der Zeitung, der ihn anrief, wenn es Schmutzarbeit zu tun gab. Grantham war ein guter, gewissenhafter Reporter mit einem Anhauch von Skrupellosigkeit, und wenn er eine krumme Tour abzog, dann rief er an. Croft mochte Grantham, weil er ehrlich war, was seine Skrupellosigkeit anging. Die anderen waren so scheinheilig.

Er saß in Granthams Volvo, weil der ein Telefon hatte. Es war Mittagszeit. Er rauchte seinen Lunch und überlegte, ob der Geruch haften würde, obwohl alle Fenster geöffnet waren. Er arbeitete am besten, wenn er halb high war. Wenn man seinen Lebensunterhalt damit verdient, Motels zu beobachten, muss man high sein.

Von der Beifahrerseite drang ein frisches Lüftchen herein und wehte den Geruch hinaus auf die Pennsylvania. Er parkte

vorschriftswidrig, rauchte Gras und machte sich deshalb keine großen Sorgen. Er hatte weniger als eine Unze bei sich, und sein Bewährungshelfer rauchte es auch, also kein Grund zur Aufregung.

Die Telefonzelle war anderthalb Blocks entfernt, auf dem Gehsteig. Mit seinem Teleobjektiv konnte er fast das Telefonbuch lesen. Kleinigkeit. Eine dicke Frau war darin, füllte die Zelle aus und redete mit den Händen. Croft tat einen Zug und hielt im Spiegel Ausschau nach Polizisten. Dies war eine Zone, in der vorschriftswidrig parkende Wagen abgeschleppt wurden. Auf der Pennsylvania herrschte dichter Verkehr.

Zwanzig nach zwölf zwängte sich die Frau aus der Zelle heraus, und aus dem Nirgendwo erschien ein junger Mann in einem guten Anzug und machte die Tür hinter sich zu. Croft griff nach seiner Nikon und stützte das Objektiv aufs Lenkrad. Es war kühl und sonnig, und auf dem Gehsteig wimmelte es von Leuten, die zum Lunch gingen. Die Schultern und Köpfe bewegten sich rasch vorbei. Eine Lücke. Klick. Eine Lücke. Klick. Das Zielobjekt drückte Nummern und sah sich um. Das war ihr Mann.

Er redete dreißig Sekunden, und das Autotelefon läutete dreimal und verstummte dann. Das war das Signal von Grantham in der Redaktion der *Post*. Das war ihr Mann, und er redete mit ihm. Croft drückte immer wieder auf den Auslöser. Machen Sie so viele, wie Sie nur können, hatte Grantham gesagt. Eine Lücke. Klick. Klick. Köpfe und Schultern. Eine Lücke. Klick. Klick. Seine Augen schossen herum, während er redete, aber er wendete der Straße den Rücken zu. Das ganze Gesicht. Klick. Croft verknipste einen 36er-Film in zwei Minuten, dann griff er nach einer anderen Nikon. Er schraubte das Objektiv auf und wartete darauf, dass eine Gruppe von Leuten vorbeigezogen war.

Er tat den letzten Zug und warf die Kippe auf die Straße. Das war kinderleicht. Natürlich, man brauchte Talent, um im Atelier

ein gutes Bild zustandezubringen, aber diese Arbeit auf der Straße machte viel mehr Spaß. Es war etwas Kriminelles am Stehlen eines Gesichts mit einer verborgenen Kamera.

Das Zielobjekt war ein Mann, der nur wenige Worte machte. Er legte den Hörer auf, schaute sich um und kam auf Croft zu. Klick, klick, klick. Volles Gesicht, volle Figur, ging schneller, kam näher, wundervoll, wundervoll. Croft arbeitete fieberhaft und legte erst im allerletzten Moment die Nikon auf den Sitz und sah hinaus auf die Pennsylvania, als der Mann vorbeiging und dann in einer Gruppe von Sekretärinnen verschwand.

So ein Blödmann. Wenn man auf der Flucht ist, sollte man nie dieselbe Telefonzelle zweimal benutzen.

Garcia redete um den heißen Brei herum. Er hätte eine Frau und ein Kind, sagte er, und er hätte Angst. Vor ihm lag eine Karriere mit einer Masse Geld, und wenn er seinen Verpflichtungen nachkam und den Mund hielt, würde er ein reicher Mann werden. Aber er wollte reden. Er ließ sich darüber aus, wie viel ihm am Reden lag, er hatte etwas zu sagen und all das, aber er konnte sich einfach nicht entscheiden. Er traute niemandem.

Grantham drängte nicht. Er ließ ihn so lange reden, dass Croft seine Arbeit tun konnte. Irgendwann würde Garcia auspacken. Es verlangte ihn so sehr danach. Inzwischen hatte er dreimal angerufen und zu seinem neuen Freund Grantham Vertrauen gefasst, der dieses Spiel schon viele Male gespielt hatte und wusste, wie es lief. Der erste Schritt bestand darin, zu beruhigen und Zutrauen aufzubauen, Wärme und Respekt zu suggerieren, über Recht und Unrecht und moralische Verpflichtungen zu sprechen. Dann redeten sie gewöhnlich.

Die Bilder waren wundervoll. Croft war nicht seine erste Wahl. Er war meistens so high, dass man es seinen Fotos ansah. Aber Croft war skrupellos und diskret, er hatte einige

journalistische Erfahrung und war gerade verfügbar gewesen. Er hatte ein Dutzend ausgewählt und sie auf zwölf mal achtzehn vergrößert, und sie waren hervorragend. Rechtes Profil. Linkes Profil. Volles Gesicht zum Telefon. Volles Gesicht direkt in die Kamera. Volle Figur, weniger als sechs Meter entfernt. Kleinigkeit, sagte Croft.

Garcia war unter dreißig, ein sehr gut aussehender, gepflegter Anwalt. Dunkles, kurzes Haar. Vielleicht lateinamerikanischer Abstammung, aber die Haut war nicht dunkel. Die Kleidung war teuer. Marineblauer Anzug, vermutlich Wolle. Kein Muster oder Streifen. Weißes Hemd mit breitem Kragen und Seidenkrawatte. Elegante schwarze oder weinrote Schuhe, auf Hochglanz poliert. Das Fehlen eines Aktenkoffers war verwunderlich. Aber schließlich war es Lunchzeit gewesen, und er war vermutlich nur aus dem Büro geeilt, um anzurufen, und dann wieder zurück ins Büro. Das Justizministerium war nur einen Block weit entfernt.

Grantham betrachtete die Fotos und behielt die Tür im Auge. Sarge verspätete sich nie. Es war dunkel, und das Lokal füllte sich. Granthams Gesicht war das einzige weiße im Umkreis von drei Häuserblocks.

Unter den Zehntausenden von Regierungsanwälten in Washington hatte er einige gesehen, die sich gut zu kleiden wussten, aber nicht viele. Und schon gar nicht unter den Jüngeren. Sie fingen mit vierzigtausend im Jahr an, und Kleidung war nicht wichtig. Aber für Garcia war sie wichtig, und er war zu jung und zu gut angezogen, um ein Regierungsanwalt zu sein.

Also war er ein privater, seit etwa drei oder vier Jahren in einer Firma und mit einem Gehalt von schätzungsweise achtzig Tausend. Großartig. Das engte das Feld auf fünfzigtausend Anwälte ein, und vermutlich wurden es jede Minute mehr.

Die Tür ging auf, und ein Polizist kam herein. Durch den

Rauch und Dunst hindurch konnte er erkennen, dass es Cleve war. Dies war ein anständiges Lokal, ohne Glücksspiel oder Nuten, deshalb regte sich niemand über das Erscheinen eines Polizisten auf. Er ließ sich Grantham gegenüber in der Nische nieder.

»Haben Sie dieses Lokal ausgesucht?« fragte Grantham.

»Ja. Gefällt es Ihnen?«

»Drücken wir es so aus. Wir versuchen, nicht aufzufallen, stimmt's? Ich bin hier, um von einem Angestellten im Weißen Haus geheime Informationen zu erhalten. Dicke Hunde. Und nun sagen Sie mir, Cleve - bin ich unauffällig, wenn ich mit meiner weißen Haut hier sitze?«

»Ich sage es Ihnen nur ungern, Grantham, aber Sie sind bei weitem nicht so berühmt, wie Sie glauben. Sehen Sie diese Typen dort an der Bar?« Er wies auf die Theke, an der Bauarbeiter saßen. »Ich gebe Ihnen meinen Gehaltsscheck, wenn einer von den Typen dort je die *Washington Post* gelesen oder von Gray Grantham gehört hat oder sich auch nur im mindesten dafür interessiert, was im Weißen Haus passiert.«

»Okay, okay. Wo ist Sarge?«

»Sarge fühlt sich nicht wohl. Er hat mir eine Nachricht für Sie mitgegeben.«

Das ging nicht. Er konnte Sarge als ungenannten Informanten benutzen, aber nicht Sarges Sohn oder sonst jemanden, mit dem Sarge gesprochen hatte. »Was ist mit ihm?«

»Das Alter. Ihm war heute abend nicht danach zumute, mit Ihnen zu reden, aber er hat gesagt, es wäre dringend.«

Grantham hörte zu und wartete.

»Ich habe draußen in meinem Wagen einen Brief, fest zugeklebt und versiegelt. Sarge hat sich unmissverständlich ausgedrückt, als er ihn mir gab, und gesagt, ich dürfte ihn auf keinen Fall aufmachen. Übergib ihn Mr. Grantham. Scheint

etwas Wichtiges zu sein.«

»Gehen wir.«

Sie schoben sich durch die Menge zur Tür. Der Streifenwagen parkte am Bordstein. Cleve öffnete die Beifahrertür und holte den Umschlag aus dem Handschuhfach. »Das hat er im Westflügel mitgehen lassen.«

Grantham steckte ihn in die Tasche. Es war nicht Sarges Art, etwas zu stehlen, und seit sie miteinander in Verbindung standen, hatte er noch nie ein Dokument abgeliefert.

»Danke, Cleve.«

»Er wollte mir nicht sagen, was es ist - hat mir erklärt, ich müsste abwarten und es dann in der Zeitung lesen.«

»Sagen Sie Sarge, dass ich ihn liebe.«

»Darüber wird er bestimmt ganz aus dem Häuschen sein.«

Der Streifenwagen fuhr davon, und Grantham eilte zu seinem Volvo, der immer noch nach verbranntem Gras stank. Er verriegelte die Tür, schaltete die Deckenbeleuchtung ein und riss den Umschlag auf. Es war ganz eindeutig ein internes Memo aus dem Weißen Haus, und es ging um einen Killer namens Khamel.

Er raste durch die Stadt. Aus Brightwood heraus, auf die Sechzehnte und südwärts in Richtung Stadtzentrum. Es war fast halb acht, und wenn er es in einer Stunde zusammenbrachte, würde es noch in die Stadt-Spät Ausgabe kommen, die größte von einem halben Dutzend Ausgaben, die ab halb elf von den Druckmaschinen ausgespien wurden. Er dankte Gott für das kleine Yuppie-Autotelefon, das zu kaufen ihm so widerstrebt hatte. Er rief Smith Keen an, den für die Recherchen zuständigen Ressortchef, der sich noch in der Redaktion im fünften Stock aufhielt. Dann rief er einen Freund in der Auslandsabteilung an und bat ihn, alles über Khamel

herauszusuchen.

Das Memo kam ihm verdächtig vor. Die Worte waren zu heikel, um zu Papier gebracht zu werden und dann im Büro herumzuliegen wie die neueste Anweisung über Kaffee oder Mineralwasser oder Urlaub. Irgend jemand, vermutlich Fletcher Coal, wollte die Welt wissen lassen, dass Khamel als Verdächtiger aufgetaucht war, ausgerechnet ein Araber mit engen Beziehungen zu Libyen, dem Irak und dem Iran, Ländern, von hitzigen Idioten regiert, die Amerika hassten. Irgend jemand im Weißen Narrenhaus wollte, dass die Story auf der Titelseite erschien.

Aber es war eine tolle Story, und sie gehörte auf die Titelseite. Um neun waren er und Smith Keen damit fertig. Sie fanden zwei alte Fotos, von denen allgemein angenommen wurde, dass sie Khamel zeigten, obwohl sie so wenig Ähnlichkeit miteinander hatten, dass sie von zwei verschiedenen Personen zu stammen schienen. Keen sagte, bringt beide. Die Akte über Khamel war dünn. Ein Haufen Gerüchte und Legenden, aber wenig Handfestes. Grantham erwähnte den Papst, den britischen Diplomaten, den deutschen Bankier und den Hinterhalt für die israelischen Soldaten. Und jetzt stand Khamel, einer vertraulichen Quelle aus dem Weißen Haus zufolge, einer überaus verlässlichen und glaubhaften Quelle, in dem Verdacht, die Richter Rosenberg und Jensen ermordet zu haben.

Vierundzwanzig Stunden nach ihrem Untertauchen war sie immer noch am Leben. Wenn es bis zum Morgen dabei blieb, konnte sie einen neuen Tag beginnen und von neuem darüber nachdenken, was sie tun und wohin sie gehen sollte. Aber jetzt war sie müde. Sie war in einem Zimmer im fünfzehnten Stock des Marriott, bei verriegelter Tür und eingeschaltetem Licht, und auf dem Bett lag eine große Sprühdose mit Tränengas. Ihr dichtes, dunkelrotes Haar steckte in einer Papiertüte im Schrank. Als sie sich das letzte Mal das Haar abgeschnitten hatte, war sie

drei Jahre alt gewesen, und ihre Mutter hatte ihr den Hosenboden versohlt.

Es hatte sie zwei anstrengende Stunden mit einer stumpfen Schere gekostet, um es abzuschneiden und dennoch so etwas wie eine Frisur zustandezubringen. Sie würde es wer weiß wie lange unter einer Mütze oder einem Hut verstecken. Zwei weitere Stunden verbrachte sie damit, es schwarz zu färben. Sie hätte es bleichen können, aber das wäre zu offensichtlich gewesen. Sie ging davon aus, dass sie es mit Profis zu tun hatte, und aus irgendeinem unerklärlichen Grund war sie im Drugstore zu der Überzeugung gelangt, dass sie vielleicht damit rechneten, dass sie genau das tat und zur Blondine wurde. Und wenn schon. Das Zeug wurde in Flaschen verkauft, und wenn sie morgen früh aufwachte und unmöglich aussah, konnte sie es immer noch blond färben. Die Chamäleon-Strategie. Jeden Tag die Farbe ändern und sie wahnsinnig machen. Clairol bot mindestens fünfundachtzig Töne an.

Sie war todmüde, fürchtete sich aber vorm Schlafen. Sie hatte im Laufe des Tages ihren Freund vom Sheraton nicht wiedergesehen, aber je mehr sie umherstreifte, desto mehr Gesichter kamen ihr bekannt vor. Sie wusste, er war irgendwo da draußen. Und er hatte Freunde. Wenn sie Rosenberg und Jensen ermorden und Thomas Callahan in die Luft sprengen konnten, würden sie bei ihr leichtes Spiel haben.

Sie konnte es nicht riskieren, in die Nähe ihres Wagens zu kommen, und sie wollte keinen mieten. Mietfirmen führten Buch. Und sie lagen vermutlich auf der Lauer. Sie konnte fliegen, aber sie überwachten die Flughäfen. Oder einen Bus nehmen; aber sie hatte noch nie eine Fahrkarte gekauft oder das Innere eines Greyhound gesehen.

Und nachdem sie gemerkt hatten, dass sie verschwunden war, würden sie damit rechnen, dass sie sich aus dem Staube machte. Sie war nur ein Amateur, eine kleine Studentin mit gebrochenem Herzen, die hatte mit ansehen müssen, wie ihr

Freund in Stücke zerrissen wurde. Sie würde kopflos irgendwohin flüchten, die Stadt verlassen, und dann würden sie sie erwischen.

Im Augenblick fühlte sie sich in der Stadt am besten aufgehoben. Hier gab es eine Million Hotelzimmer, fast ebenso viele Gassen und Kneipen und kleine Lokale, und außerdem herrschte auf Bourbon, Chartres, Dauphine und Royal ständig ein reger Betrieb. Sie kannte sie gut, besonders das French Quarter, wo man alles zu Fuß erreichen konnte. Sie würde ein paar Tage lang von einem Hotel ins andere ziehen, bis wann? Sie wusste nicht, bis wann. Sie wusste nicht, warum. Unter den gegebenen Umständen kam ihr das Herumziehen einfach vernünftig vor. Sie würde sich vormittags von den Straßen fernhalten und versuchen zu schlafen. Sie würde Kleidung, Kopfbedeckungen und Sonnenbrillen wechseln. Sie würde anfangen zu rauchen und eine Zigarette im Gesicht haben. Sie würde herumziehen, bis sie das Herumziehen satt hatte, und dann würde sie die Stadt vielleicht verlassen. Es war völlig in Ordnung, Angst zu haben. Sie durfte nicht den Kopf verlieren. Sie würde überleben.

Sie dachte daran, sich an die Polizei zu wenden, aber jetzt noch nicht. Sie schrieben Namen auf und führten Buch, und sie konnten gefährlich sein. Sie dachte daran, Thomas' Bruder in Mobile anzurufen, aber es gab nicht das mindeste, womit der arme Mann ihr in diesem Moment hätte helfen können. Sie dachte daran, den Dekan anzurufen, aber wie sollte sie das Dossier erklären, Gavin Verheek, das FBI, die Autobombe, Rosenberg und Jensen und sie selber auf der Flucht, und erreichen, dass es glaubhaft klang? Den Dekan konnte sie vergessen. Sie mochte ihn ohnehin nicht. Sie dachte daran, ein paar Kommilitonen anzurufen, aber Leute reden und Leute hören mit, und sie konnten dort draußen sein und mithören, wie die Leute über Callahan redeten. Sie wollte mit Alice Stark reden, ihrer besten Freundin. Alice machte sich Sorgen, und

Alice würde zur Polizei gehen und melden, dass ihre Freundin Darby Shaw verschwunden war. Sie würde Alice morgen anrufen.

Sie wählte die Nummer des Zimmerservice und bestellte einen mexikanischen Salat und eine Flasche Rotwein. Sie würde den ganzen Wein trinken und dann mit dem Tränengas auf einem Stuhl sitzen und die Tür im Auge behalten, bis sie einschlief.

ACHTZEHN

Gminskis Limousine machte auf der Canal Street eine plötzliche Kehrtwendung, als gehörte die Straße ihr allein, und hielt dann vor dem Sheraton an. Beide Hintertüren flogen auf. Gminski war zuerst draußen, rasch gefolgt von drei Gehilfen, die mit Reisetaschen und Aktenkoffern hinter ihm hereilten.

Es war kurz vor zwei Uhr morgens, und der Direktor hatte es offensichtlich sehr eilig. Er blieb nicht an der Rezeption stehen, sondern steuerte direkt auf die Fahrstühle zu. Die Gehilfen rannten hinter ihm her und hielten ihm die Fahrstuhltür auf, und niemand sprach, als sie sechs Stockwerke hochfuhren.

In einem Eckzimmer warteten drei seiner Agenten. Einer von ihnen öffnete die Tür, und Gminski stürmte ohne ein Wort der Begrüßung hindurch. Die Gehilfen warfen das Gepäck auf eines der Betten. Der Direktor entledigte sich seines Jacketts und warf es auf einen Stuhl.

»Wo ist sie?« fuhr er einen Agenten namens Hooten an. Ein anderer, der Swank hieß, zog die Vorhänge auf, und Gminski trat ans Fenster.

Swank deutete auf das Marriott, einen Block entfernt auf der anderen Straßenseite. »Sie ist im fünfzehnten Stock, drittes Zimmer von der Straße aus, Licht noch an.«

Gminski starrte auf das Marriott. »Sind Sie sicher?«

»Ja. Wir sahen sie hineingehen, und sie hat mit einer Kreditkarte bezahlt.«

»Armes Kind«, sagte Gminski, als er sich vom Fenster zurückzog. »Wo war sie vorige Nacht?«

»Im Holiday Inn an der Royal. Hat mit einer Kreditkarte bezahlt.«

»Haben Sie jemanden gesehen, der ihr gefolgt ist?« fragte der Direktor.

»Nein.«

»Ich möchte ein bisschen Wasser«, sagte er zu einem der Gehilfen, der zum Eiskübel sprang und mit Würfeln klirrte.

Gminski setzte sich auf die Bettkante, verschränkte die Finger ineinander und ließ jeden nur möglichen Knöchel knacken. »Was meinen Sie?« fragte er Hooten, den ältesten der drei Agenten.

»Sie sind hinter ihr her. Sie drehen jeden Stein um. Sie benutzt Kreditkarten, und in achtundvierzig Stunden wird sie tot sein.«

»Ganz dumm ist sie nicht«, warf Swank ein. »Sie hat sich das Haar abgeschnitten und es schwarz gefärbt. Sie bleibt nie lange an einem Ort. Offensichtlich hat sie fürs erste nicht die Absicht, die Stadt zu verlassen. Ich gebe ihr zweiundsiebzig Stunden, bis sie sie gefunden haben.«

Gminski trank von seinem Wasser. »Das bedeutet, dass ihr kleines Dossier den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Und es bedeutet, dass unser Freund jetzt vor nichts mehr zurückschrecken wird. Wo ist er?«

Hooten antwortete schnell. »Wir haben keine Ahnung.«

»Wir müssen ihn finden.«

»Seit drei Wochen hat ihn niemand mehr gesehen.«

Gminski stellte das Glas auf den Schreibtisch und griff nach einem Zimmerschlüssel. »Also, was meinen Sie?«

»Holen wir sie?«

»Das wird nicht so einfach sein«, sagte Swank. »Sie könnte bewaffnet sein, und jemand könnte verletzt werden.«

»Sie ist total verängstigt«, sagte Gminski. »Außerdem ist sie eine Zivilperson und gehört keiner Organisation an. Wir können nicht herumlaufen und Zivilpersonen von der Straße auflesen.«

»Dann wird sie nicht lange überleben«, sagte Swank.

»Wie würden Sie vorgehen?« fragte Gminski.

»Es gibt verschiedene Möglichkeiten«, antwortete Hooten.

»Sie auf der Straße festnehmen. In ihr Zimmer gehen. Wenn ich sofort losginge, könnte ich in weniger als zehn Minuten in ihrem Zimmer sein. Das ist nicht schwierig. Sie ist kein Profi.«

Gminski wanderte langsam im Zimmer herum, und alle beobachteten ihn. Er sah auf die Uhr. »Ich bin nicht dafür, sie festzunehmen. Wir werden vier Stunden schlafen und uns um halb sieben wieder hier treffen. Wenn ihr mich dann überzeugen könnt, dass wir sie festnehmen sollten, sage ich, dass ihr es tun sollt. Okay?«

Sie nickten gehorsam.

Der Wein erfüllte seinen Zweck. Sie nickte auf dem Stuhl ein, dann legte sie sich ins Bett und schlief tief und fest. Das Telefon läutete. Die Decke hing auf den Boden herab, und ihre Füße lagen auf dem Kopfkissen. Das Telefon läutete. Ihre Lider waren verklebt. Ihr Verstand war gelähmt und in Träume versunken, aber irgendwo in den tiefsten Winkeln ihres Gehirns funktionierte etwas und sagte ihr, dass das Telefon läutete.

Die Augen gingen auf, sahen aber nur wenig. Die Sonne war aufgegangen, die Lichter brannten, und sie starrte auf das Telefon. Nein, sie hatte nicht darum gebeten, geweckt zu werden. Sie dachte eine Sekunde darüber nach, dann war sie sicher. Kein Weckanruf. Sie setzte sich auf die Bettkante und hörte dem Läuten zu. Fünfmal, zehn, fünfzehn, zwanzig. Es wollte nicht aufhören. Vielleicht hatte jemand die falsche Nummer gewählt, aber nach dem zwanzigsten Läuten würde er es aufgeben.

Es war keine falsche Nummer. Die Spinnweben lichteten sich, und sie bewegte sich näher an das Telefon heran. Außer dem Mann an der Rezeption und vielleicht seinem Chef und dem

Zimmerservice wusste keine lebendige Seele, dass sie sich in diesem Zimmer befand. Sie hatte Essen bestellt, aber sonst niemanden angerufen.

Es hörte auf zu läuten. Gut, falsche Nummer. Sie ging ins Badezimmer, und es läutete abermals. Sie zählte. Nach dem vierzehnten Läuten nahm sie den Hörer ab. »Hallo?«

»Darby, hier ist Gavin Verheek. Sind Sie okay?«

Sie setzte sich aufs Bett. »Woher haben Sie die Nummer?«

»Wir haben Möglichkeiten. Hören Sie, haben...«

»Einen Moment, Gavin. Eine Minute. Lassen Sie mich nachdenken. Die Kreditkarte, stimmt's?«

»Ja. Die Kreditkarte. Die Papierspur. Es ist das FBI, Darby. Wir haben Möglichkeiten. Das ist nicht sonderlich schwierig.«

»Dann könnten sie es auch schaffen.«

»Vermutlich. Halten Sie sich an die kleinen Hotels und zahlen Sie bar.«

In ihrem Magen war ein dicker Knoten, und sie streckte sich auf dem Bett aus. Einfach so. Nicht schwierig. Die Papierspur. Sie könnte längst tot sein. Auf der Papierspur umgebracht.

»Darby, sind Sie noch da?«

»Ja.« Sie warf einen Blick auf die Tür, um sich zu vergewissern, dass die Kette vorgelegt war. »Ja, ich bin noch da.«

»Sind Sie in Sicherheit?«

»Das hatte ich mir eingebildet.«

»Wir haben einige Informationen für Sie. Morgen nachmittag um drei findet auf dem Campus ein Gedenkgottesdienst statt und hinterher die Beisetzung in der Stadt. Ich habe mit seinem Bruder gesprochen, und die Familie möchte, dass ich den Sarg mit trage. Ich komme heute abend, und ich meine, wir sollten uns treffen.«

»Weshalb sollten wir das?«

»Sie müssen mir vertrauen, Darby. Ihr Leben ist in Gefahr, und Sie müssen sich anhören, was ich Ihnen zu sagen habe.«

»Was führt ihr im Schilde?«

Eine kleine Pause. »Wie meinen Sie das?«

»Was hat Direktor Voyles gesagt?«

»Ich habe nicht mit ihm gesprochen.«

»Ich dachte, Sie wären sein Rechtsberater, sozusagen. Was ist los, Gavin?«

»Im Augenblick unternehmen wir nichts.«

»Und was bedeutet das, Gavin? Reden Sie.«

»Deshalb müssen wir uns ja treffen. Ich kann darüber nicht am Telefon sprechen.«

»Das Telefon funktioniert bestens, und es ist alles, was Sie im Augenblick bekommen. Also reden Sie endlich, Gavin.«

»Weshalb trauen Sie mir nicht?« Er war verletzt.

»Ich lege jetzt auf. Das gefällt mir nicht. Wenn ihr wisst, wo ich bin, dann könnte jemand anders schon auf dem Flur auf mich warten.«

»Unsinn, Darby. Denken Sie doch ein bisschen nach. Ich habe Ihre Zimmernummer seit einer Stunde und nichts getan, als Sie anzurufen. Wir sind auf Ihrer Seite, ich schwöre es.«

Sie dachte darüber nach. Es klang einleuchtend, aber sie hatten sie so mühelos gefunden. »Ich höre zu. Sie haben nicht mit dem Direktor gesprochen, und das FBI unternimmt nichts. Weshalb nicht?«

»Das weiß ich nicht genau. Voyles hat gestern beschlossen, dass uns das Pelikan-Dossier nichts mehr angeht, und Anweisung gegeben, die Finger davon zu lassen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Das ist nicht gerade viel. Weiß er von Thomas? Weiß er,

dass ich eigentlich schon tot sein sollte, weil ich es geschrieben habe, und dass sie, wer immer sie sein mögen, achtundvierzig Stunden, nachdem Thomas es Ihnen, seinem alten Studienfreund, gegeben hatte, versucht haben, uns beide umzubringen? Weiß er das alles?«

»Ich glaube nicht.«

»Das heißt nein, nicht wahr?«

»Ja. Es heißt nein.«

»Okay, hören Sie zu. Glauben Sie, dass er um des Dossiers willen umgebracht wurde?«

»Vermutlich.«

»Das heißt ja, nicht wahr?«

»Ja.«

»Danke. Wenn Thomas um des Dossiers willen ermordet wurde, dann wissen wir, wer ihn umgebracht hat. Und wenn wir wissen, wer Thomas umgebracht hat, dann wissen wir auch, wer Rosenberg und Jensen umgebracht hat. Richtig?«

Verheek zögerte.

»Sagen Sie endlich ja, verdammt noch mal«, fuhr Darby ihn an.

»Ich würde sagen, vermutlich.«

»Fein. *Vermutlich* heißt bei einem Anwalt ja. Ich weiß, mehr können Sie nicht sagen. Es ist ein sehr starkes *Vermutlich*, und trotzdem erzählen Sie mir, dass das FBI in bezug auf meinen kleinen Verdächtigen nichts unternimmt.«

»Beruhigen Sie sich, Darby. Lassen Sie uns heute abend zusammenkommen und darüber reden. Ich könnte Ihnen das Leben retten.«

Sie legte den Hörer unter ein Kissen, ging ins Badezimmer, putzte sich die Zähne und bürstete das, was von ihrem Haar noch übrig war. Dann warf sie ihre Toilettensachen und eine

Garnitur Kleidung in eine neue Segeltuchtasche. Sie zog den Parka über, setzte die Mütze und die Sonnenbrille auf und machte leise die Tür hinter sich zu. Der Flur war leer. Sie ging zwei Stockwerke hinauf bis zum siebzehnten, fuhr dann mit dem Fahrstuhl in den zehnten, dann ging sie zu Fuß die zehn Treppen hinunter ins Foyer. Das Foyer schien leer zu sein. Die Treppenhaustür lag dicht neben den Waschräumen, und sie verschwand schnell in der Damentoilette. Sie betrat eine Kabine, verriegelte die Tür und wartete eine Weile.

Freitagmorgen im French Quarter. Die Luft war kühl und klar, ohne den sonst üblichen Geruch nach Essen und Sünde. Acht Uhr - zu früh, als dass schon Leute unterwegs gewesen wären.

Sie ging ein paar Blocks, um ihren Kopf klarzubekommen und den Tag zu planen. Auf der Dumaine fand sie in der Nähe des Jackson Square ein Café, das sie schon früher gesehen hatte. Es war fast leer, und hinten gab es einen Münzfernsprecher. Sie schenkte sich Kaffee ein und setzte sich an einen Tisch in der Nähe des Telefons. Hier konnte sie sprechen.

Verheek war in weniger als einer Minute am Apparat. »Ich höre«, sagte er.

»Wo wollen Sie übernachten?« fragte sie und beobachtete dabei die Eingangstür.

»Im Hilton, unten am Fluss.«

»Ich weiß, wo es liegt. Ich rufe am späten Abend oder morgen früh an. Spüren Sie mir nicht wieder nach. Ich bezahle von jetzt an bar. Kein Plastik mehr.«

»Gute Idee, Darby. Bleiben Sie in Bewegung.«

»Vielleicht bin ich schon tot, bevor Sie ankommen.«

»Nein, bestimmt nicht. Können Sie da unten eine *Washington Post* auftreiben?«

»Vielleicht. Weshalb?«

»Besorgen Sie sich eine. Die Morgenausgabe. Hübsche Story über Rosenberg und Jensen und den, der es vielleicht getan hat.«

»Ich kann's kaum erwarten. Ich rufe später wieder an.«

Der erste Zeitungsstand hatte die *Post* nicht. Sie wanderte im Zickzackkurs zur Canal, verwischte ihre Spur, achtete auf Verfolger, die St. Ann hinunter, an den Antiquitätengeschäften auf der Royal vorbei, zwischen den schäbigen Kneipen auf beiden Seiten der Bienville hindurch und schließlich über Decatur und North Peters zum French Market. Sie war flink, aber gelassen. Sie verhielt sich, als ginge sie irgendwelchen Geschäften nach, und hinter der Sonnenbrille schossen ihre Augen in alle Richtungen. Wenn sie irgendwo da hinten im Schatten waren und sie beobachteten und ihr folgten, dann waren sie gut.

Sie kaufte von einem Straßenhändler eine *Post* und eine *Times-Picayune* und fand einen Tisch in einer leeren Ecke des Café du Monde.

Titelseite. Unter Berufung auf eine vertrauliche Quelle berichtete die Story über die Legende Khamel und seine Verwicklung in die Morde. In jüngeren Jahren, hieß es, hatte er aus Überzeugung gemordet, aber jetzt tat er es nur noch für Geld. Massenhaft Geld, vermutete ein Geheimdienstexperte im Ruhestand, der zwar gestattet hatte, dass man ihn zitierte, aber keinesfalls beim Namen genannt werden wollte. Die Fotos waren verschwommen und undeutlich, aber nebeneinander gestellt äußerst dubios. Sie konnten nicht die gleiche Person darstellen. Aber schließlich, sagte der Experte, war er nicht zu identifizieren und seit mehr als einem Jahrzehnt nicht mehr fotografiert worden.

Endlich kam ein Kellner vorbei, und sie bestellte Kaffee und ein Croissant. Der Experte sagte, viele glaubten, er wäre tot. Interpol glaubte, er hätte noch vor sechs Monaten gemordet. Der Experte bezweifelte, dass er mit einer Linienmaschine fliegen

würde. Auf der Liste des FBI stand er an erster Stelle.

Sie schlug langsam die Zeitung aus New Orleans auf. Thomas stand nicht auf der Titelseite, aber auf Seite zwei fand sie sein Bild mit einer langen Story. Die Polizei ging von Mord aus, hatte aber nicht viel in der Hand. Eine weiße Frau war kurz vor der Explosion in der Nähe gesehen worden. Die juristische Fakultät stand unter Schock, sagte der Dekan. Die Polizei ließ wenig verlauten. Der Gedenkgottesdienst fand morgen auf dem Campus statt. Es handelte sich um einen grauenhaften Irrtum, sagte der Dekan. Wenn es Mord war, dann musste jemand die falsche Person umgebracht haben.

Ihre Augen waren feucht, und plötzlich hatte sie wieder Angst. Vielleicht war es wirklich ein Irrtum gewesen. Es war eine gewalttätige Stadt, in der es viele Verrückte gab, und vielleicht hatte jemand etwas durcheinandergebracht und sich den falschen Wagen ausgesucht. Vielleicht war überhaupt niemand draußen, der ihr folgte.

Sie setzte die Sonnenbrille auf und betrachtete sein Foto. Sie hatten es aus dem Jahrbuch der Fakultät, und auf seinem Gesicht lag das herablassende Grinsen, das er immer aufsetzte, wenn er der Professor war. Er war glattrasiert und sah so gut aus.

Granthams Khamef-Story versetzte Washington am Freitagmorgen in helle Aufregung. In ihr wurden weder das Memo noch das Weiße Haus erwähnt; deshalb war das hitzigste Spiel in der Stadt das Spekulieren über die Quelle, aus der sie stammte.

Besonders hitzig war das Spiel im Hoover Building. Im Büro des Direktors wanderten Eric East und K. O. Lewis nervös hin und her, während Voyles zum dritten Mal in zwei Stunden mit dem Präsidenten sprach. Voyles fluchte, nicht direkt auf den Präsidenten, aber auf alle in seiner Umgebung. Er verfluchte Coal, und als der Präsident zurückzufluchen begann, schlug

Voyles vor, den Lügendetektor aufzustellen, jeden einzelnen seiner Mitarbeiter, mit Coal angefangen, daraufzuschallen und auf diese Weise festzustellen, wer nicht dichtgehalten hatte. Ja, auch er selbst, Voyles, würde sich diesem Test unterwerfen, und überhaupt alle, die im Hoover Building arbeiteten. Und das Wüten ging weiter, hin und zurück. Voyles war rot und schwitzte, und die Tatsache, dass er in den Hörer schrie und dass es der Präsident war, der am anderen Ende der Leitung saß und sich das alles anhören musste, spielte nicht die geringste Rolle. Er wusste, dass Coal irgendwo mithörte.

Offensichtlich gelang es dem Präsidenten, bei dem Gespräch die Oberhand zu gewinnen, und er gab einen langatmigen Sermon von sich. Voyles wischte sich mit einem Taschentuch die Stirn, ließ sich auf seinem alten Lederdrehstuhl nieder und zwang sich zu kontrolliertem Atmen, um Blutdruck und Puls zu senken. Er hatte einen Herzinfarkt überlebt und musste mit einem zweiten rechnen, und er hatte K. O. Lewis oft genug erklärt, dass Fletcher Coal und sein Idiot von einem Boss eines Tages seinen Tod bedeuten würden. Aber das hatte er auch schon über die letzten drei Präsidenten gesagt. Er kniff sich in die dicken Falten auf seiner Stirn und ließ sich tiefer in seinen Stuhl sinken. »Das können wir tun, Mr. President.« Er war jetzt fast liebenswürdig. Er war ein Mann, der zu schnellen und radikalen Stimmungsumschwüngen imstande war, und plötzlich war er die Höflichkeit selbst. »Danke, Mr. President. Ich werde morgen da sein.«

Er legte sanft den Hörer auf und sprach mit geschlossenen Augen. »Er will, dass wir diesen Reporter von der *Post* überwachen. Sagt, dergleichen hätten wir schon früher getan, würden wir es also wieder tun? Ich habe ihm gesagt, wir würden.«

»Welche Art von Überwachung?« fragte K. O.

»Wir folgen ihm einfach durch die Stadt. Rund um die Uhr mit zwei Leuten. Stellen fest, wo er abends hingeht, mit wem er

schläft. Er ist ledig, stimmt's?«

»Wurde vor sieben Jahren geschieden«, antwortete Lewis.

»Passt genau auf, dass wir nicht erwischt werden. Nehmt Leute in Zivil und wechselt sie alle drei Tage aus.«

»Glaubt er wirklich, dass wir es waren, die nicht dichtgehalten haben?«

»Nein, das wohl nicht. Wenn er meinte, dass das Leck bei uns liegt, weshalb würde er dann verlangen, dass wir den Reporter beschatten? Ich glaube, er weiß, dass es seine eigenen Leute waren. Und er will wissen, wer dahintersteckt.«

»Es ist ein kleiner Gefallen, den wir ihm tun können«, erklärte Lewis hilfsbereit.

»Ja. Aber wir dürfen nicht dabei erwischt werden, okay?«

Das Büro von L. Matthew Barr lag versteckt im dritten Stock eines armseligen, verfallenden Bürohauses an der M Street in Georgetown. An den Türen hingen keine Hinweisschilder. Ein bewaffneter Wachmann mit Jackett und Krawatte hinderte Unbefugte am Verlassen des Fahrstuhls. Der Teppich war abgeschabt, das Mobiliar bunt zusammengewürfelt und verstaubt. Es war offensichtlich, dass die Einheit kein Geld für häusliche Zwecke ausgab.

Barr leitete die Einheit, bei der es sich um eine inoffizielle, geheime Nebenabteilung des Komitees zur Wiederwahl des Präsidenten handelte. Das Komitee verfügte über eine große, elegante Bürosuite jenseits des Flusses in Rosslyn. Dort gab es Fenster, die man öffnen konnte, und Sekretärinnen, die lächelten, und Frauen, die jeden Abend saubermachten. Aber nicht in diesem Loch.

Fletcher Coal trat aus dem Fahrstuhl und nickte dem Wachmann zu, der das Nicken erwiderte, ohne ein Wort zu sagen. Sie waren alte Bekannte. Er durchquerte das kleine

Labyrinth schäbiger Büros, hinter denen das von Barr lag. Coal bemühte sich immer, sich selbst gegenüber ehrlich zu sein, und ehrlicherweise sagte er sich, dass er in ganz Washington vor keinem Menschen Angst hatte, Matthew Barr vielleicht ausgenommen. Manchmal hatte er Angst vor ihm, manchmal nicht. Aber bewundern tat er ihn immer.

Barr war ein ehemaliger Marineinfanterist, ein ehemaliger CIA-Agent, ein ehemaliger Spion, der zweimal wegen Sicherheitsaffären verurteilt worden war, bei denen er Millionen beiseite geschafft und das Geld vergraben hatte. Er hatte ein paar Monate in einem der Country Clubs abgesessen, aber nicht sonderlich viele. Coal hatte Barr persönlich als Leiter der Einheit rekrutiert, die offiziell überhaupt nicht existierte. Sie hatte ein Jahresbudget von vier Millionen, alles bar aus verschiedenen Schmiergeldfonds, und Barr leitete eine kleine Gruppe hochqualifizierter Ganoven, die unauffällig die Arbeit der Einheit taten.

Barrs Tür war immer verschlossen. Er öffnete sie, und Coal trat ein. Die Unterredung würde kurz sein, wie gewöhnlich.

»Lassen Sie mich raten«, begann Barr. »Sie möchten die undichte Stelle finden.«

»Ja, in gewisser Weise. Ich möchte, dass Sie diesem Reporter Grantham folgen, rund um die Uhr, und herausfinden, mit wem er redet. Er bekommt manchmal verdammt gutes Material, und ich fürchte, es kommt von uns.«

»Ihr ganzes Büro besteht aus undichten Stellen.«

»Wir haben ein paar Probleme, aber die Khamef-Story war eine Falle. Ich habe sie selbst geschrieben.«

Barr lächelte. »Das dachte ich mir. Sie kam mir zu prompt und zu sauber vor.«

»Ist Ihnen Khamef jemals über den Weg gelaufen?«

»Nein. Vor zehn Jahren waren wir sicher, dass er tot war. So

etwas gefällt ihm. Er hat kein Ego, also wird er nie erwischt werden. Er kann sechs Monate in einem Wellblechschuppen in Sao Paulo von Wurzeln und Ratten leben, dann nach Rom fliegen, um einen Diplomaten umzubringen, dann für ein paar Monate in Singapur untertauchen. Er liest nicht, was die Zeitungen über ihn schreiben.«

»Wie alt ist er?«

»Wieso interessiert er Sie?«

»Er gibt mir zu denken. Ich glaube, ich weiß, wer ihn angeheuert hat, Rosenberg und Jensen umzubringen.«

»Ach, wirklich? Können Sie es mir verraten?«

»Nein. Noch nicht.«

»Er ist zwischen vierzig und fünfundvierzig, was nicht sonderlich alt ist, aber er hat schon mit fünfzehn einen libanesischen General umgebracht. Er hat also langjährige Berufserfahrung. Aber das sind alles Legenden. Er kann mit beiden Händen töten, mit beiden Füßen, mit einem Autoschlüssel, einem Bleistift oder was auch immer. Er ist ein hervorragender Schütze mit allen Waffen. Spricht zwölf Sprachen. All das haben Sie schon gehört, nicht wahr?«

»Ja, aber ich höre es gern noch einmal.«

»Okay. Er gilt als der tüchtigste und teuerste Killer der Welt. In seiner Jugend war er nur ein gewöhnlicher Terrorist, aber viel zu talentiert, um bloß Bomben zu werfen. Also wurde er ein Mietkiller. Jetzt ist er ein bisschen älter geworden und tötet nur noch für Geld.«

»Wie viel Geld?«

»Gute Frage. Er ist vermutlich in der Preislage von zehn bis zwanzig Millionen pro Job, und es gibt meines Wissens nur noch einen einzigen in dieser Klasse. Einer Theorie zufolge lässt er einen Teil des Geldes anderen Terroristengruppen zukommen. Aber Genaues weiß niemand. Lassen Sie mich raten

- Sie wollen, dass ich Khamel finde und ihn lebendig zurückhole.«

»Lassen Sie Khamel in Ruhe. Irgendwie gefällt mir die Arbeit, die er hier getan hat.«

»Er ist sehr talentiert.«

»Ich möchte, dass Sie Grantham folgen und feststellen, mit wem er redet.«

»Irgendwelche Ideen?«

»Mehrere. Da ist ein Schwarzer namens Milton Hardy, der als Hausmeister im Westflügel arbeitet.« Coal warf einen Umschlag auf den Schreibtisch. »Er ist schon sehr lange dort, halb blind, wie es heißt, aber ich glaube, dass er eine Menge sieht und hört. Lassen Sie ihn ein oder zwei Wochen lang beschatten. Jedermann nennt ihn Sarge. Machen Sie Pläne, ihn zu beseitigen.«

»Das ist großartig, Coal. Wir geben eine Menge Geld dafür aus, halbblinde Neger zu beschatten.«

»Tun Sie, was ich gesagt habe. Besser drei Wochen.« Coal erhob sich und ging zur Tür.

»Sie wissen also, wer den Killer angeheuert hat«, sagte Barr.

»Wir kommen der Sache näher.«

»Die Einheit würde Ihnen mit Freuden behilflich sein.«

»Das bezweifle ich nicht.«

NEUNZEHN

Mrs. Chen war die Besitzerin des Doppelhauses und vermietete seit fünfzehn Jahren die andere Hälfte an Jurastudentinnen. Sie war wählerisch, aber zurückhaltend; solange Ruhe herrschte, war ihre Devise leben und leben lassen. Das Haus lag sechs Blocks vom Campus entfernt.

Es war dunkel, als sie auf das Läuten hin an die Tür kam. Die Person, die davor stand, war eine hübsche junge Frau mit kurzem, dunklem Haar und einem nervösen Lächeln. Sehr nervös.

Mrs. Chen musterte sie argwöhnisch.

»Ich bin Alice Stark, eine Freundin von Darby. Darf ich hereinkommen?« Sie warf einen Blick über die Schulter. Die Straße war leer und still. Mrs. Chen lebte allein hinter fest verschlossenen Türen und Fenstern, aber Alice war eine hübsche Frau mit einem harmlosen Lächeln, und wenn sie eine Freundin von Darby war, konnte man ihr vertrauen. Sie öffnete die Tür, und Alice war drinnen.

»Irgend etwas stimmt nicht«, sagte Mrs. Chen.

»Ja. Darby steckt in einer Klemme, aber wir können nicht darüber reden. Hat sie heute nachmittag angerufen?«

»Ja. Sie sagte, eine junge Frau würde einen Blick in ihre Wohnung werfen.«

Alice holte tief Luft und versuchte, gelassen zu erscheinen. »Es dauert nur eine Minute. Sie hat gesagt, es gäbe eine Tür, die durch irgendeine Wand geht. Mir wäre es lieber, wenn ich nicht die Vorder- oder Hintertür benutzen müsste.« Mrs. Chen runzelte die Stirn und ihre Augen fragten: »Weshalb nicht?« Aber sie sagte nichts.

»Ist in den letzten zwei Tagen irgend jemand in der Wohnung gewesen?« fragte Alice. Sie folgte Mrs. Chen durch einen schmalen Korridor.

»Ich habe niemanden gesehen. Gestern morgen, vor Sonnenaufgang, hat jemand geklopft, aber ich habe nicht nachgesehen, wer es war.« Sie schob einen Tisch vor einer Tür beiseite, steckte einen Schlüssel ins Schloss und öffnete sie.

Alice trat vor sie. »Sie wollte, dass ich allein hineingehe, okay?« Mrs. Chen hätte selbst gern nachgesehen, aber sie nickte und machte die Tür hinter Alice zu. Sie führte auf einen winzigen Flur, in dem es stockfinster war. Links davon lag das Arbeitszimmer; da gab es einen Lichtschalter, den sie nicht benutzen durfte. Alice erstarrte in der Dunkelheit. Die Wohnung war dunkel und heiß und roch stickig nach altem Müll. Sie hatte damit gerechnet, allein zu sein, aber sie war schließlich eine Jurastudentin im zweiten Jahr und kein hartgesottener Privatdetektiv.

Nimm dich zusammen. Sie tastete in ihrer großen Handtasche herum und fand eine bleistiftdünne Stablampe. Sie hatte drei davon. Für alle Fälle. Welche Fälle? Sie wusste es nicht. Darby hatte sich unmissverständlich ausgedrückt. Durch die Fenster durfte kein Licht zu sehen sein. Es konnte sein, dass sie das Haus beobachteten.

Wer zum Teufel waren »sie«? Das hätte Alice gern gewusst. Darby wusste es auch nicht, sagte, sie würde es ihr später erklären, aber zuerst musste die Wohnung in Augenschein genommen werden.

Im Laufe des letzten Jahres war Alice Dutzende von Malen in der Wohnung gewesen, aber da durfte sie durch die Vordertür eintreten, und alle Lichter waren eingeschaltet gewesen. Sie kannte alle Zimmer und war zuversichtlich gewesen, dass sie sich auch im Dunkeln zurechtfinden würde. Jetzt war die Zuversicht verschwunden. Verfliegen. Und an ihre Stelle war

zitternde Angst getreten.

Nimm dich zusammen. Du bist allein. Sie würden sich hier nicht einnisten, nicht mit einer neugierigen Frau nebenan. Wenn sie wirklich hier gewesen waren, dann nur auf einen kurzen Besuch.

Sie drückte auf den Schalterknopf und stellte fest, dass die Stablampe funktionierte. Sie entwickelte die Helligkeit eines verlöschenden Streichholzes. Sie richtete sie auf den Boden und sah einen schwachen Lichtkreis von der Größe einer kleinen Apfelsine. Der Kreis zitterte.

Sie schlich auf Zehenspitzen um eine Ecke ins Arbeitszimmer. Darby hatte gesagt, dort stünde eine kleine Lampe auf dem Bücherregal neben dem Fernseher, die immer eingeschaltet war. Sie benutzte sie als Nachtlicht, und sie hätte eigentlich einen schwachen Lichtschein durch das Arbeitszimmer bis in die Küche werfen müssen. Entweder hatte Darby gelogen, oder die Birne war durchgebrannt. Oder jemand hatte sie herausgedreht. Aber das spielte in diesem Moment keine Rolle; das Arbeitszimmer und die Küche waren stockfinster.

Sie war auf dem Teppich in der Mitte des Arbeitszimmers und näherte sich vorsichtig dem Küchentisch, auf dem ein Computer stehen sollte. Sie stieß gegen die Kante des Couchtisches, und die Stablampe erlosch. Sie schüttelte sie. Nichts. Sie fand Nummer zwei in ihrer Handtasche.

In der Küche war der Geruch stärker. Der Computer stand auf dem Tisch, zusammen mit einer Kollektion leerer Aktenordner und einigen Nachschlagewerken. Sie untersuchte das Gerät mit Hilfe ihres jämmerlichen kleinen Lichtes. Der Schalter befand sich an der Vorderseite. Sie drückte darauf, und der Bildschirm des Monitors erwärmte sich langsam. Er gab ein grünliches Licht von sich, das den Tisch erhellte, aber nicht aus der Küche herausdrang.

Alice setzte sich vor die Tastatur und begann zu tippen. Sie fand das Menü, dann die Textverarbeitung, dann die Dokumente. Das Inhaltsverzeichnis erschien auf dem Bildschirm. Sie las es genau. Es sollten an die vierzig Dokumente vorhanden sein, aber sie sah nicht mehr als zehn. Der größte Teil des gespeicherten Materials war verschwunden. Sie schaltete den Laserdrucker ein, und Sekunden später hatte sie das Inhaltsverzeichnis auf dem Papier. Sie steckte das Blatt in ihre Handtasche.

Mit Hilfe der Taschenlampe inspizierte sie die Dinge, die um den Computer herumlagen. Darby hatte die Zahl ihrer Disketten auf zwanzig geschätzt, aber sie waren alle verschwunden. Keine einzige Diskette. Die Nachschlagewerke betrafen Verfassungsrecht und Ziviles Verfahrensrecht und waren so langweilig und speziell, dass niemand ein Interesse daran haben konnte. Die roten Aktendeckel waren säuberlich aufeinandergestapelt, aber leer.

Es war saubere, geduldige Arbeit. Jemand hatte ein paar Stunden mit Löschen und Einsammeln verbracht und dann die Wohnung mit nicht mehr als einem Aktenkoffer oder einer Tüte voller Material verlassen.

Im Arbeitszimmer schaute Alice durch das Fenster neben dem Fernseher. Der rote Accord stand noch da, kaum einen Meter vom Fenster entfernt. Er sah einwandfrei aus.

Sie drehte die Birne in dem Nachlicht fest und schaltete die Lampe dann schnell ein und wieder aus. Funktionierte einwandfrei. Sie lockerte sie wieder genauso, wie sie sie vorgefunden hatte.

Ihre Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt; jetzt konnte sie die Umrisse von Türen und Möbelstücken erkennen. Sie schaltete den Computer aus und ging vorsichtig durch das Arbeitszimmer in den Flur.

Mrs. Chen wartete genau da, wo sie sie zurückgelassen hatte.

»Okay?« fragte sie.

»Alles in bester Ordnung«, sagte Alice. »Aber passen Sie bitte genau auf. Ich rufe morgen oder übermorgen an, um mich zu erkundigen, ob jemand aufgetaucht ist. Und bitte, sagen Sie niemandem, dass ich hier war.«

Mrs. Chen hörte aufmerksam zu, während sie den Tisch wieder vor die Tür schob. »Was ist mit ihrem Wagen?«

»Der bleibt vorerst hier stehen. Behalten Sie ihn bitte im Auge.«

»Geht es ihr gut?«

Sie hatten fast die Haustür erreicht. »Es kommt alles wieder in Ordnung. Ich denke, in ein paar Tagen wird sie wieder hier sein. Vielen Dank, Mrs. Chen.«

Mrs. Chen verschloss und verriegelte die Tür und schaute dann durch das kleine Fenster. Die junge Frau war auf dem Gehsteig, dann verschwand sie in der Dunkelheit.

Alice ging drei Blocks zu ihrem Wagen.

Freitagabend im French Quarter! Morgen sollte Tulane im Dome spielen und am Sonntag die Saints, und die Fans waren zu Tausenden unterwegs, parkten überall, blockierten die Straßen, streiften in lärmenden Horden umher, tranken aus Pappbechern, drängten sich in den Lokalen, machten sich einen vergnügten Abend und genossen das Leben. Um neun war im Inner Quarter kein Durchkommen mehr.

Alice parkte auf der Poydras, weit weg von der Stelle, an der sie eigentlich hatte parken wollen, und erreichte mit einer Stunde Verspätung das überfüllte Austernrestaurant an der St. Peter mitten im Quarter. Es gab keine freien Tische. An der Bar standen sie in Dreierreihen. Sie zog sich in eine Ecke zurück, stellte sich neben den Zigarettensautomaten und ließ den Blick durch das Restaurant schweifen. Die meisten Gäste waren

Studenten, die der Spiele wegen in die Stadt gekommen waren.

Ein Kellner kam auf sie zu. »Suchen Sie eine andere Dame?« fragte er.

Sie zögerte. »Nun - ja.«

Er zeigte über die Bar hinweg. »Um die Ecke herum, erste Tür rechts, dort stehen ein paar kleine Tische. Ich glaube, Ihre Freundin ist da drin.«

Darby saß in einer winzigen Nische, über eine Bierflasche gebeugt, mit Sonnenbrille. Alice drückte ihre Hand. »Schön, dich zu sehen.« Sie betrachtete die Frisur und wunderte sich darüber. Darby nahm die Sonnenbrille ab. Ihre Augen waren gerötet und sahen müde aus.

»Ich wusste nicht, wen ich sonst hätte anrufen können.«

Alice hörte mit unbewegtem Gesicht zu, nicht imstande, sich eine passende Entgegnung einfallen zu lassen, und nicht imstande, den Blick von der Frisur abzuwenden. »Wer hat dir die Haare abgeschnitten?« fragte sie.

»Hübsch, nicht wahr? Die Art von Punk-Look, die sicher bald wieder groß in Mode sein wird. Sie wird bestimmt Eindruck machen, wenn ich losgehe und mich um einen Job bewerbe.«

»Weshalb?«

»Jemand hat versucht, mich umzubringen, Alice. Mein Name steht auf einer Liste, die einige sehr gefährliche Leute in der Hand halten. Ich glaube, sie verfolgen mich.«

»Umbringen? Hast du ›umbringen‹ gesagt, Darby? Wer sollte dich umbringen wollen?«

»Ich weiß es nicht genau. Was ist mit meiner Wohnung?«

Alice hörte auf, die Frisur zu betrachten, und gab Darby den Ausdruck des Inhaltsverzeichnisses. Darby studierte ihn. Es stimmte wirklich. Dies war kein Traum und auch kein Irrtum. Die Bombe hatte den richtigen Wagen gefunden. Rupert und der Cowboy waren ihr auf der Spur. Das Gesicht, das sie gesehen

hatte, hielt nach ihr Ausschau. Sie waren in ihrer Wohnung gewesen und hatten gelöscht, was sie löschen wollten. Sie waren irgendwo da draußen.

»Was ist mit den Disketten?«

»Nichts. Keine einzige. Die Aktendeckel auf dem Küchentisch waren fein säuberlich aufeinandergestapelt und fein säuberlich geleert. Alles andere scheint in Ordnung zu sein. Sie haben die Birne in dem Nachtlicht losgeschraubt, es herrschte also totale Finsternis. Ich habe es überprüft. Funktioniert einwandfrei. Es sind sehr gewissenhafte Leute.«

»Was ist mit Mrs. Chen?«

»Sie hat nichts gesehen.«

Darby steckte den Ausdruck in ihre Tasche. »Weißt du, Alice, ich bekomme es plötzlich mit der Angst zu tun. Man sollte dich nicht mit mir zusammen sehen. Vielleicht war das doch keine so gute Idee.«

»Wer sind diese Leute?«

»Ich weiß es nicht. Sie haben Thomas umgebracht, und sie haben versucht, mich umzubringen. Ich habe Glück gehabt, aber jetzt sind sie hinter mir her.«

»Aber weshalb, Darby?«

»Das solltest du nicht wissen, und ich werde es dir nicht sagen. Je mehr du weißt, desto größer ist die Gefahr, in der du dich befindest. Vertrau mir, Alice. Ich kann dir nicht sagen, was ich weiß.«

»Aber ich würde es nicht verraten. Ich schwöre es.«

»Und was ist, wenn sie dich zwingen?«

Alice sah sich um, als wäre alles in bester Ordnung. Sie musterte ihre Freundin. Sie standen sich seit den Einführungskursen für Studienanfänger nahe. Sie hatten stundenlang zusammen gelernt, Notizen verglichen, Examen durchgestanden, gemeinsam fiktive Prozesse ausgearbeitet, über

Männer geredet. Alice war vermutlich unter den Studenten die einzige, die über Darby und Callahan Bescheid wusste. »Ich möchte dir helfen, Darby. Ich habe keine Angst.«

Darby hatte das Bier nicht angerührt. Sie drehte langsam die Flasche. »Nun, ich habe entsetzliche Angst. Ich war dabei, als er starb, Alice. Die Erde hat gebebt. Er wurde in Stücke zerfetzt, und normalerweise hätte ich neben ihm gesessen. Die Bombe war für mich bestimmt.«

»Dann geh zur Polizei.«

»Noch nicht. Vielleicht später. Ich traue mich nicht. Thomas hat sich an das FBI gewendet, und zwei Tage später sollten wir beide tot sein.«

»Also ist das FBI hinter dir her?«

»Das glaube ich nicht. Irgend jemand beim FBI hat geredet, und jemand anders hat sehr genau zugehört, und es ist den falschen Leuten zu Ohren gekommen.«

»Worüber geredet? Komm schon, Darby. Ich bin deine beste Freundin. Hör auf, um den heißen Brei herumzureden.«

Darby nahm den ersten winzigen Schluck aus der Flasche. Blickkontakt wurde vermieden. Sie starrte auf den Tisch. »Bitte, Alice. Lass mich abwarten. Es ist sinnlos, dir etwas zu erzählen, was dich das Leben kosten könnte.« Eine lange Pause. »Wenn du mir helfen willst, dann geh morgen zum Gedenkgottesdienst. Lass dir nichts entgehen. Lass verlauten, dass ich dich von Denver aus anrufen habe, wo ich bei einer Tante wohne, deren Namen du nicht weißt, und dass ich dieses Semester sausen lasse, aber im Frühjahr zurückkommen werde. Sorge dafür, dass das Gerücht die Runde macht. Ich glaube, einige Leute werden aufmerksam zuhören.«

»Okay. In der Zeitung war von einer weißen Frau in der Nähe des Tatorts die Rede, als wäre sie eine Verdächtige oder sowas.«

»Oder sowas. Ich war dort, und ich sollte eines der Opfer sein.

Ich lese die Zeitungen mit der Lupe. Die Polizei tappt im dunkeln.«

»Okay, Darby. Du bist schlauer als ich. Du bist die schlaueste Person, die mir je begegnet ist. Also - was nun?«

»Zuerst gehst du zur Hintertür hinaus. Am Ende des Flurs, wo die Toiletten sind, findest du eine weiße Tür. Sie führt in einen Lagerraum und dann durch die Küche zum Hintereingang. Bleib nirgendwo stehen. Die Gasse führt auf die Royal. Nimm dir ein Taxi und lass dich zu deinem Wagen bringen. Pass auf, ob du verfolgt wirst.«

»Ist das dein Ernst?«

»Sieh dir meinen Kopf an, Alice? Würde ich mich so verunstalten, wenn das Ganze nur ein Spiel wäre?«

»Okay, okay. Und weiter?«

»Geh morgen zu dem Gottesdienst, bring das Gerücht in Umlauf, und ich rufe dich innerhalb der nächsten zwei Tage wieder an.«

»Wo wohnst du?«

»Hier und da. Ich ziehe oft um.«

Alice stand auf und küsste sie auf die Wange. Dann war sie verschwunden.

Zwei Stunden lang stapfte Verheek herum, nahm Zeitschriften zur Hand, warf sie wieder beiseite, rief den Zimmerservice an, packte aus, stapfte herum. Die nächsten beiden Stunden saß er auf der Bettkante, trank ein warmes Bier und starrte das Telefon an. Er würde bis Mitternacht warten, erklärte er sich selbst, und dann - ja, was dann?

Sie hatte gesagt, sie würde anrufen.

Er konnte ihr das Leben retten, wenn sie nur anrufen würde.

Um Mitternacht warf er eine weitere Zeitschrift beiseite und

verließ das Zimmer. Ein FBI-Agent in New Orleans hatte ihm ein bisschen geholfen und ihm ein paar von Jurastudenten frequentierte Lokale in der Nähe des Campus genannt. Er würde sie aufsuchen und sich unter die Leute mischen, ein Bier trinken und zuhören. Die Studenten waren zu dem Spiel in die Stadt gekommen. Sie würde nicht da sein, und das machte nichts, weil er sie noch nie gesehen hatte. Aber vielleicht würde er etwas aufschnappen, und er konnte seinen Namen erwähnen, eine Karte hinterlassen, sich mit jemandem anfreunden, der sie kannte oder vielleicht einen ihrer Freunde. Die Chancen waren ziemlich gering, aber das war immer noch sinnvoller, als herumzusitzen und das Telefon anzustarren.

Er fand einen Platz an der Bar in einem Lokal, das Barrister's hieß und nur drei Blocks vom Campus entfernt war. Es war auf sportlich getrimmt, mit Mannschaftsaufstellungen und Fotos von Footballspielern an den Wänden. Die Gäste waren laut und unter dreißig.

Der Barkeeper sah wie ein Student aus. Nach zwei Bier ging ein Teil der Gäste, und die Bar war halb leer. Gleich würde eine weitere Horde hereinkommen.

Verheek bestellte Nummer drei. Es war halb zwei. »Studieren Sie Jura?« fragte er den Barkeeper.

»Leider.«

»Ganz so schlimm ist es doch wohl nicht, oder?«

Er wischte um die Erdnüsse herum. »Es gibt Dinge, die mehr Spaß machen.«

Verheek sehnte sich nach den Barkeepern, die ihm während seiner Studentenzeit das Bier serviert hatten. Die wussten noch, wie man Konversation machte. Behandelten niemanden als Fremden. Redeten über alles mögliche.

»Ich bin Anwalt«, sagte Verheek leicht verzweifelt.

Sieh mal einer an, der Bursche ist Anwalt. Was für ein

seltener Vogel. Etwas ganz Besonderes. Der Junge verzog sich.

Kleiner Mistkerl. Ich hoffe, du fällst durch. Verheek nahm seine Flasche und drehte sich zu den Tischen um. Unter den jungen Leuten kam er sich vor wie ein Großvater. Obwohl er das Jurastudium und die Erinnerungen daran hasste, hatte es doch etliche lange Freitagnächte mit seinem Freund Callahan in den Bars von Georgetown gegeben. Das waren erfreuliche Erinnerungen.

»Auf welchem Gebiet?« Der Barkeeper war zurück. Gavin drehte sich zu ihm um und lächelte.

»Beratender Anwalt beim FBI.«

Er wischte immer noch. »Sie leben also in Washington.«

»Ja. Bin für das Spiel am Sonntag hergekommen. Ich bin ein Fan der Redskins.« Er hasste die Redskins und jede andere organisierte Football-Mannschaft. Er musste verhindern, dass der Junge nur noch von Football redete. »Wo studieren Sie?«

»Hier. Tulane. Im Mai werde ich fertig.«

»Und dann?«

»Wahrscheinlich Cincinnati für ein oder zwei Jahre Praktikum.«

»Sie müssen ein guter Student sein.«

Er tat es mit einem Achselzucken ab. »Wollen Sie noch ein Bier?«

»Nein. Haben Sie von Thomas Callahan gehört?«

»Klar. Kannten Sie ihn?«

»Wir haben zusammen in Georgetown studiert.« Verheek zog eine Visitenkarte aus der Tasche und gab sie dem Jungen. »Ich bin Gavin Verheek.« Der Junge betrachtete sie und legte sie dann anstandshalber neben das Eis. An der Bar herrschte Ruhe, und der Junge hatte das Geschwätz satt.

»Kennen Sie eine Studentin, die Darby Shaw heißt?«

Der Junge warf einen Blick auf die Tische. »Nein, ich kenne sie nicht persönlich, aber ich weiß, wer sie ist. Ich glaube, sie ist im zweiten Jahr.« Eine lange, ziemlich argwöhnische Pause. »Weshalb?«

»Wir müssen mit ihr reden.« Wir, wie FBI. Nicht einfach Ich, wie Gavin Verheek. Das »Wir« hörte sich wesentlich nachdrücklicher an. »Kommt sie öfters hierher?«

»Ich habe sie ein paar Mal gesehen. Sie ist ja auffallend genug.«

»Das habe ich gehört.« Gavin schaute zu den Tischen. »Glauben Sie, dass einer von den Leuten dort sie vielleicht kennt?«

»Das bezweifle ich. Sie sind alle im ersten Jahr. Hören Sie das nicht? Sie sitzen da und diskutieren über Eigentumsrechte und Durchsuchung und Pfändung.«

Ja, genauso war es damals gewesen. Gavin holte ein Dutzend Karten aus seiner Tasche und legte sie auf die Bar. »Ich wohne für ein paar Tage im Hilton. Wenn Sie sie sehen oder irgend etwas hören, geben Sie dem Betreffenden eine davon.«

»Klar. Gestern abend war ein Polizist hier und hat Fragen gestellt. Sie glauben doch nicht, dass sie etwas mit seinem Tod zu tun hat?«

»Nein, ganz bestimmt nicht. Wir müssen nur mit ihr reden.«

»Ich halte die Augen offen.«

Verheek bezahlte sein Bier, dankte dem Jungen noch einmal und war draußen auf der Straße. Er ging drei Blocks bis zum Half Shell. Es war fast zwei Uhr. Er war todmüde, halb betrunken, und im gleichen Augenblick, in dem er durch die Tür ging, legte eine Band los. Der Laden war dunkel, gedrängt voll, und an die fünfzig Studenten fingen sofort an, mit ihren Mädchen auf den Tischen zu tanzen. Er bahnte sich einen Weg durch das Chaos und konnte sich hinten, in der Nähe der Bar, in

Sicherheit bringen. Sie standen in Dreierreihe, Schulter an Schulter, und niemand trat beiseite. Er schob sich irgendwie hindurch, ließ sich ein Bier geben, um cool zu wirken; wieder wurde ihm bewusst, dass er hier bei weitem der Älteste war. Er zog sich in eine dunkle, aber gleichfalls überfüllte Ecke zurück. Es war hoffnungslos. Er konnte nicht einmal seine eigenen Gedanken hören, geschweige denn eine Unterhaltung führen.

Er beobachtete die Barkeeper: alle jung, alle Studenten. Der älteste sah aus, als wäre er Ende Zwanzig. Er tippte einen Bon nach dem anderen ein; offenbar machte er seine Abrechnung. Seine Bewegungen wirkten hastig, als wäre es Zeit, Feierabend zu machen. Gavin ließ ihn nicht aus den Augen.

Er nahm rasch seine Schürze ab, warf sie in eine Ecke, duckte sich unter dem Tresen hindurch und war verschwunden. Gavin bahnte sich mit den Ellenbogen einen Weg durch die Menge und holte ihn ein, als er gerade durch die Küchentür ging. Er hatte eine FBI-Karte in der Hand. »Entschuldigung. Ich bin vom FBI.« Er hielt ihm die Karte vor die Nase. »Wie heißen Sie?«

Der junge Mann erstarrte und musterte Verheek nervös. »Äh, Fountain. Jeff Fountain.«

»Also, Jeff. Kein Grund zur Aufregung. Ich habe nur ein paar Fragen.« Die Küche hatte schon vor Stunden Schluss gemacht, und sie waren allein. »Dauert nur eine Sekunde.«

»Okay. Was wollen Sie wissen?«

»Sie studieren Jura, stimmt's?« Bitte sag ja. Sein Freund hatte gesagt, die meisten Barkeeper wären Jurastudenten.

»Ja. In Loyola.«

Loyola! Pech! »Ja, das habe ich mir beinahe gedacht. Sie haben doch sicher von Professor Callahan von Tulane gehört. Die Beisetzung ist morgen.«

»Natürlich. Es stand in allen Zeitungen. Die meisten meiner Freunde studieren in Tulane.«

»Kennen Sie dort zufällig eine Studentin im zweiten Jahr, die Darby Shaw heißt? Eine überaus gutaussiehende Person.«

Fountain lächelte. »Ja, sie war im letzten Jahr mit einem Freund von mir liiert. Sie kommt gelegentlich her.«

»Wann war sie das letzte Mal hier?«

»Vor ein oder zwei Monaten. Weshalb?«

»Wir müssen mit ihr reden.« Er gab Fountain eine Handvoll Karten. »Behalten Sie die. Ich wohne für ein paar Tage im Hilton. Wenn Sie sie sehen oder irgend etwas hören, geben Sie dem Betreffenden eine davon.«

»Was sollte ich hören?«

»Irgend etwas über Callahan. Wir müssen unbedingt mit ihr Verbindung aufnehmen, okay?«

»Klar.« Er steckte die Karten in die Tasche.

Verheek dankte ihm und kehrte in das Chaos zurück. Er bahnte sich seinen Weg durch die Menge, versuchte, die Unterhaltungsversuche mitzuhören. Eine frische Horde drängte herein, und er boxte sich zur Tür durch. Er war zu alt für so etwas.

Sechs Blocks weiter parkte er vor einem Studentenwohnheim neben dem Campus. Seine letzte Station für diese Nacht würde eine dunkle, kleine Billardkneipe sein, die, jedenfalls im Moment, nicht überfüllt war. Es gab vier Billardtische, an denen kaum jemand spielte. Ein junger Mann mit einem T-Shirt trat an die Bar und bestellte ein Bier. Das Shirt war grün und grau, und auf der Vorderseite standen die Worte TULANE LAW SCHOOL und darunter etwas, was eine Kennziffer des Wohnheims zu sein schien.

Verheek kam sofort zur Sache. »Sie studieren Jura?«

Der junge Mann musterte ihn, während er in den Taschen seiner Jeans nach Geld fingerte. »Leider.«

»Haben Sie Thomas Callahan gekannt?«

»Wer sind Sie?«

»FBI. Callahan war ein Freund von mir.«

Der Student nippte an seinem Bier und war misstrauisch. »Ich habe bei ihm Verfassungsrecht gehört.«

Bingo! Darby auch. Verheek versuchte, uninteressiert zu wirken. »Kennen Sie Darby Shaw?«

»Warum wollen Sie das wissen?«

»Wir müssen mit ihr reden. Das ist alles.«

»Wer ist wir?« Der Student war jetzt noch misstrauischer. Er trat einen Schritt näher an Gavin heran, als wollte er ein paar klare und deutliche Antworten hören.

»FBI«, sagte Verheek lässig.

»Haben Sie eine Marke oder so etwas?«

»Natürlich«, sagte er und zog eine Karte aus der Tasche. Der Student betrachtete sie genau, dann gab er sie zurück. »Sie sind Anwalt, kein Agent.«

Das traf den Nagel auf den Kopf, und der Anwalt wusste, dass er seinen Job verlieren würde, wenn sein Boss erfuhr, dass er Fragen stellte und sich so verhielt, als wäre er ein Agent.

»Ja, ich bin Anwalt. Callahan und ich haben zusammen studiert.«

»Was wollen Sie dann von Darby Shaw?«

Der Barkeeper war näher herangekommen und hörte zu.

»Kennen Sie sie?«

»Weiß nicht«, sagte der Student, und es war offensichtlich, dass er sie tatsächlich kannte, aber nicht reden wollte. »Steckt sie in der Klemme?«

»Nein. Sie kennen Sie, nicht wahr?«

»Kann sein.«

»Hören Sie, wie heißen Sie?«

»Zeigen Sie mir eine Marke, dann sage ich Ihnen, wie ich heiße.«

Gavin tat einen langen Zug aus der Flasche und lächelte den Barkeeper an. »Ich muss mit ihr reden, okay? Es ist sehr wichtig. Ich wohne für ein paar Tage im Hilton. Wenn Sie sie sehen, sagen Sie ihr, sie soll mich anrufen.« Er bot dem Studenten die Karte an, der einen Blick darauf warf und dann davonging.

Um drei schloss er die Tür seines Zimmers auf und hörte den Anrufbeantworter ab. Keine Nachrichten. Wo immer Darby sein mochte, sie hatte immer noch nicht angerufen. Vorausgesetzt natürlich, dass sie noch am Leben war.

ZWANZIG

Garcia rief zum letzten Mal an. Grantham nahm den Anruf am Samstag vor Sonnenaufgang entgegen, knapp zwei Stunden, bevor sie sich zum ersten Mal treffen wollten. Er sagte, er würde aussteigen. Es war der falsche Zeitpunkt. Wenn die Story herauskam, dann würden einige sehr mächtige Anwälte und ihre sehr reichen Mandanten hart fallen, und diese Leute wären das Fallen nicht gewohnt und würden andere Leute mitziehen. Und Garcia konnte etwas passieren. Er hatte eine Frau und eine kleine Tochter. Er hatte einen Job, den er ertrug, weil die Bezahlung großartig war. Weshalb ein Risiko eingehen? Er hatte nichts Böses getan. Sein Gewissen war rein.

»Warum rufen Sie mich dann immer wieder an?« fragte Grantham.

»Ich glaube, ich weiß, weshalb sie umgebracht wurden. Ich bin nicht sicher, aber ich kann es mir sehr gut vorstellen. Ich habe etwas gesehen.«

»Über dieses Thema unterhalten wir uns jetzt seit einer Woche, Garcia. Sie haben etwas gesehen, oder Sie haben etwas in der Hand. Aber das hilft mir nicht weiter, solange Sie es mir nicht zeigen.« Grantham schlug eine Akte auf und zog eine der Vergrößerungen des Mannes am Telefon heraus. »Sie werden von einer Art Verantwortungsgefühl getrieben, Garcia. Deshalb möchten Sie gern reden.«

»Ja, aber es ist durchaus möglich, dass sie wissen, dass ich Bescheid weiß. Sie haben sich merkwürdig benommen, als wollten sie fragen, ob ich es gesehen habe. Aber sie können nicht fragen, weil sie nicht sicher sind.«

»Sie meinen die Leute in Ihrer Firma?«

»Ja. Nein. Einen Moment. Woher wissen Sie, dass ich in einer Firma arbeite? Ich habe es Ihnen nicht gesagt.«

»Ganz einfach. Um ein Regierungsanwalt zu sein, gehen Sie zu früh zur Arbeit. Sie stecken in einer dieser großen Firmen mit zweihundert oder mehr Anwälten, in denen man erwartet, dass die angestellten Anwälte und die jüngeren Partner hundert Stunden pro Woche arbeiten. Als Sie mich das erste Mal anriefen, sagten Sie, Sie wären auf dem Weg ins Büro, und da war es ungefähr fünf Uhr morgens.«

»Na schön. Was wissen Sie sonst noch?«

»Nicht viel. Wir reden um den heißen Brei herum, Garcia. Wenn Sie nicht reden wollen, dann legen Sie auf und lassen mich in Ruhe. Sie halten mich nur vom Schlafen ab.«

»Angenehme Träume.« Garcia legte auf. Grantham starrte den Hörer an.

In den vergangenen acht Jahren hatte er dreimal seine Telefonnummer aus dem Verzeichnis streichen lassen. Er lebte vom Telefon, und seine tollsten Storys kamen aus dem Nirgendwo über den Apparat. Aber nach jeder tollen Story hatte es an die tausend belanglose Anrufe gegeben von Leuten, die sich veranlasst fühlten, ihm mitten in der Nacht ihre heißen kleinen Informationen zukommen zu lassen. Er war bekannt als Reporter, der sich eher vor ein Erschießungskommando stellen lassen würde, als einen Informanten preiszugeben, also riefen immer wieder Leute an, bis er es endgültig satt hatte und sich eine neue, nicht eingetragene Nummer geben ließ. Dann kam eine Flaute, und er ließ sich schleunigst wieder ins Washingtoner Telefonbuch eintragen.

Im Moment stand er drin. Gray S. Grantham. Der einzige Teilnehmer dieses Namens. Sie konnten ihn zwölf Stunden am Tag in der Redaktion erreichen, aber es war wesentlich verschwiegener und intimer, ihn zu Hause anzurufen,

insbesondere mitten in der Nacht, wenn er zu schlafen versuchte.

Er ärgerte sich eine halbe Stunde über Garcia, dann schlief er wieder ein. Er war in einen Traum versunken und tot für die Welt, als es abermals läutete. Er fand den Hörer im Dunkeln. »Hallo.«

Es war nicht Garcia. Es war eine Frau. »Spreche ich mit Gray Grantham von der *Washington Post*?«

»Ja. Und wer sind Sie?«

»Arbeiten Sie noch an der Story über Rosenberg und Jensen?«

Er setzte sich in der Dunkelheit auf und warf einen Blick auf die Uhr. Halb sechs. »Es ist eine große Story. Eine Menge Leute arbeiten daran, aber ja, ich recherchiere.«

»Haben Sie von dem Pelikan-Dossier gehört?«

Er atmete tief ein und versuchte nachzudenken. »Dem Pelikan-Dossier? Nein. Was ist das?«

»Eine harmlose kleine Theorie über die Frage, wer sie ermordet hat. Es wurde letzten Sonntag nach Washington gebracht, von einem Mann namens Thomas Callahan, Juraprofessor in Tulane. Er gab es einem Freund beim FBI, und es wurde herumgereicht. Die Dinge kamen ins Rollen, und am Mittwochabend wurde Callahan in New Orleans mit einer Autobombe ermordet.«

Die Lampe war eingeschaltet, und er machte sich Notizen. »Von wo rufen Sie an?«

»Aus New Orleans. Aus einer Telefonzelle, also machen Sie sich keine Mühe.«

»Woher wissen Sie das alles?«

»Ich habe das Dossier geschrieben.«

Er war jetzt hellwach und atmete hastig. »Okay. Wenn Sie es geschrieben haben, erzählen Sie mir davon.«

»Das möchte ich nicht auf diese Art tun, denn selbst wenn Sie ein Exemplar hätten, könnten Sie die Story nicht bringen.«

»Weshalb nicht?«

»Sie könnten es nicht. Vorher wären gründliche Recherchen erforderlich.«

»Okay. Wir haben den Ku Klux Klan, den Terroristen Khamel, die Underground Army, die Arier, die...«

»Nichts da. Keiner von denen war es. Die wären zu naheliegend. In dem Dossier geht es um einen bisher nicht genannten Verdächtigen.«

Er wanderte mit dem Hörer in der Hand am Fußende des Bettes hin und her. »Weshalb können Sie mir nicht sagen, um wen es sich handelt?«

»Vielleicht später. Sie scheinen zu wissen, wie man an Material herankommt. Sehen wir zu, was Sie herausfinden.«

»Die Sache mit Callahan lässt sich leicht überprüfen. Dazu genügt ein Anruf. Geben Sie mir vierundzwanzig Stunden.«

»Ich werde versuchen, Montag früh wieder anzurufen. Wenn wir miteinander ins Geschäft kommen wollen, Mr. Grantham, dann müssen Sie etwas vorzuweisen haben. Wenn ich das nächste Mal anrufe, möchte ich etwas hören, das ich noch nicht weiß.«

Sie rief im Dunkeln von einer Telefonzelle aus an. »Sind Sie in Gefahr?« fragte er.

»Vermutlich. Aber im Augenblick bin ich okay.«

Sie hörte sich jung an, vielleicht Mitte Zwanzig. Sie hatte ein Dossier geschrieben. Sie kannte den Juraprofessor. »Sind Sie Anwältin?«

»Nein, und vergeuden Sie nicht Ihre Zeit damit, mir nachzuspionieren. Sie haben Arbeit vor sich, Mr. Grantham, sonst wende ich mich an jemand anderen.«

»Okay. Sie brauchen einen Namen.«

»Ich habe einen.«

»Ich meine einen Codenamen.«

»Sie meinen, wie Spione und solche Leute? Das wäre ein Spaß.«

»Entweder das, oder Sie nennen mir Ihren richtigen Namen.«

»Kommt nicht in Frage. Nennen Sie mich einfach Pelikan.«

Seine Eltern waren gute irische Katholiken, aber er war schon vor vielen Jahren gewissermaßen ausgestiegen. Sie waren ein gut aussehendes Paar, würdevoll in ihrer Trauer, sonnengebräunt und gut gekleidet. Hand in Hand betraten sie mit dem Rest der Familie die Rogers Chapel. Sein Bruder aus Mobile war kleiner und sah wesentlich älter aus. Thomas hatte gesagt, er hätte ein Alkoholproblem.

Eine halbe Stunde lang waren Studenten und Professoren in die kleine Kapelle geströmt. Am Abend sollte das Spiel stattfinden, und auf dem Campus hatten sich viele Leute versammelt. Auf der Straße parkte ein Übertragungswagen des Fernsehens. Ein Kameramann wahrte respektvollen Abstand und filmte die Vorderseite der Kapelle. Ein Campus-Polizist beobachtete ihn aufmerksam und sorgte dafür, dass er nicht zu nahe herankam.

Es war schon ein merkwürdiger Anblick, diese Jurastudenten in Kleidern und mit hohen Absätzen beziehungsweise in Anzügen und mit Krawatten. Darby saß in einem dunklen Zimmer im dritten Stock von Newcomb Hall am Fenster und beobachtete die Studenten, die unten herumwanderten, sich leise unterhielten und ihre Zigaretten aufrauchten. Unter ihrem Stuhl lagen vier Zeitungen, bereits gelesen und weggeworfen. Sie war schon seit zwei Stunden dort, hatte gelesen, solange die Sonne schien, und auf den Gottesdienst gewartet. Für sie gab es keinen anderen Platz. Sie zweifelte nicht daran, dass die bösen Buben in den Büschen rund um die Kapelle lauerten, aber sie lernte,

geduldig zu sein. Sie war früh gekommen, würde später wieder verschwinden und sich im Schatten halten. Wenn sie sie fanden, dann würden sie es vielleicht schnell tun, und dann war alles vorbei.

Sie griff nach einem zerknüllten Papierhandtuch und trocknete ihre Augen. Jetzt war es in Ordnung, dass sie weinte, aber es musste das letzte Mal sein. Die Leute waren alle drinnen, und der Übertragungswagen fuhr ab. In der Zeitung hatte gestanden, es wäre ein Gedenkgottesdienst, dem später die private Beisetzung folgen sollte. Es war kein Sarg in der Kapelle.

Sie hatte sich diesen Augenblick ausgesucht, um zu verschwinden, einen Wagen zu mieten und nach Baton Rouge zu fahren, dann in die erste Maschine zu steigen, die irgendwohin flog, weg von New Orleans. Sie würde das Land verlassen, vielleicht Montreal oder Calgary. Sie würde dort für ein Jahr untertauchen und hoffen, dass die Verbrechen aufgeklärt und die bösen Buben eingelocht wurden.

Aber es war ein Traum. Der schnellste Weg zur Gerechtigkeit führte schnurstracks über sie. Sie wusste mehr als irgend jemand sonst. Die Fibbies waren nahe daran gewesen, dann hatten sie sich zurückgezogen und jagten jetzt hinter Werweißwem her. Verheek hatte nichts erreicht, dabei stand er dem Direktor nahe. Sie würde das Puzzle selbst zusammensetzen müssen. Ihr kleines Dossier hatte Thomas das Leben gekostet, und jetzt waren sie hinter ihr her. Sie kannte die Identität des Mannes, der hinter den Morden an Rosenberg und Jensen und Callahan steckte, und dieses Wissen isolierte sie.

Plötzlich lehnte sie sich vor. Die Tränen trockneten auf ihren Wangen. Da war er! Der dünne Mann mit dem schmalen Gesicht! Er hatte einen Anzug an und trug eine angemessene Trauermiene zur Schau, während er schnell auf die Kapelle zuzug. Er war es! Der Mann, den sie zuletzt im Foyer des Sheraton gesehen hatte. Wann war das gewesen?

Donnerstagmorgen. Sie hatte gerade mit Verheek gesprochen, als er dort aufgetaucht war und sich umgesehen hatte.

Er blieb an der Tür stehen, blickte nervös über die Schulter er war wirklich ein Dämlack, sich so zu verraten. Eine Sekunde lang starrte er drei Wagen an, die harmlos auf der Straße parkten, keine fünfzig Meter entfernt. Er öffnete die Tür und verschwand in der Kapelle. Wundervoll. Die Schweine hatten ihn umgebracht, und nun gesellten sie sich zu seiner Familie und seinen Freunden, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Ihre Nase berührte die Fensterscheibe. Die Wagen waren zu weit weg, aber sie war sicher, dass auch dort ein Mann war, der nach ihr Ausschau hielt. Bestimmt wussten sie, dass sie nicht so dumm und ihr Herz nicht so gebrochen war, dass sie auftauchen und ihren toten Geliebten betrauern würde. Das wussten sie. Sie war ihnen zweieinhalb Tage entkommen. Die Tränen waren versiegt.

Zehn Minuten später kam der dünne Mann allein wieder heraus, zündete sich eine Zigarette an und schlenderte mit tief in den Taschen vergrabenen Händen auf die drei Wagen zu. Und mit einer Trauermiene. Verdammter Kerl.

Er ging an den Wagen vorbei, blieb aber nicht stehen. Als er außer Sicht war, ging eine Tür auf, und dem mittleren Wagen entstieg ein Mann in einem grünen Tulane-Sweatshirt. Er ging hinter dem Dünnen her die Straße entlang. Er war nicht dünn. Er war klein, untersetzt und kräftig. Ein Stummel.

Er verschwand auf dem Gehsteig hinter dem Dünnen, hinter der Kapelle. Darby lehnte sich so weit vor, dass sie auf der Kante des Klappstuhls saß. Binnen einer Minute kamen sie hinter dem Gebäude wieder zum Vorschein. Jetzt waren sie zusammen und flüsterten etwas, aber nur einen Moment lang; dann trennte sich der Dünne von dem Kräftigen und verschwand die Straße hinunter. Stummel ging schnell zu seinem Wagen und stieg ein. Er saß einfach da, wartete darauf, dass der

Gottesdienst zu Ende ging und er noch einen letzten Blick auf die Trauergäste werfen konnte für den unwahrscheinlichen Fall, dass sie wirklich so dämlich gewesen war, daran teilzunehmen.

Der Dünne hatte keine zehn Minuten gebraucht, um sich hineinzuschleichen, die Versammlung von schätzungsweise zweihundert Leuten zu mustern und zu dem Schluss zu gelangen, dass sie nicht da war. Vielleicht hatte er nach dem roten Haar Ausschau gehalten. Oder nach blond gebleichtem. Nein, es war eher zu vermuten, dass sie Leute hatten, die bereits drinnen waren, die andächtig und mit Trauermiene dasaßen und nach ihr suchten oder nach jemandem, der vielleicht so ähnlich aussah wie sie. Sie hätten den Dünnen mit einem Nicken oder Kopfschütteln oder Blinzeln informieren können. An diesem Ort wimmelte es von ihnen.

Havanna war der ideale Zufluchtsort. Es spielte keine Rolle, ob zehn oder auch hundert Länder eine Prämie auf seinen Kopf ausgesetzt hatten. Fidel war ein Bewunderer und gelegentlicher Klient. Sie tranken zusammen, teilten sich Frauen und rauchten Zigarren. Er hatte alles, was das Herz begehrte: eine hübsche kleine Wohnung an der Calle de Torre in der Altstadt, einen Wagen mit Fahrer, einen Banker, der ein Genie im blitzschnellen Überweisen von Geld in der ganzen Welt war, jedes Boot, das er haben wollte, ein Militärflugzeug, wenn er eines brauchte, und massenhaft junge Frauen. Er sprach die Landessprache, und seine Haut war nicht blass. Er fühlte sich wohl in der Stadt.

Er hatte sich einmal bereiterklärt, Fidel umzubringen, schaffte es aber nicht. Er war an Ort und Stelle, und es waren nur noch zwei Stunden bis zur Tat, aber er brachte es einfach nicht fertig. Die Bewunderung war zu groß. Das war damals in der alten Zeit, als er noch nicht ausschließlich für Geld mordete. Er spielte ein doppeltes Spiel und informierte Fidel. Sie täuschten einen Hinterhalt vor, und anschließend wurde das Gerücht

ausgestreut, der große Khamel wäre auf den Straßen von Havanna niedergeschossen worden.

Nie wieder würde er mit einer Linienmaschine fliegen. Die Fotografen in Paris waren eine Schande für einen Profi wie ihn. Er hatte einen Fehler gemacht, war nach so vielen Jahren Berufserfahrung leichtsinnig gewesen. In Amerika war sein Foto auf den Titelseiten erschienen. Äußerst unerfreulich. Seinem Klienten hatte das nicht gefallen.

Das Boot war ein zwölf Meter langer Schoner mit zwei Mann Besatzung und einer jungen Frau, sämtlich Kubanern. Sie war unten in der Kabine. Ein paar Minuten, bevor sie die Lichter von Biloxi sahen, war er mit ihr fertig geworden. Jetzt war er voll und ganz bei der Arbeit, inspizierte sein Schlauchboot, packte seine Tasche, sprach kein Wort. Die Besatzungsmitglieder hockten auf dem Deck und hielten sich von ihm fern.

Um genau neun Uhr ließen sie das Schlauchboot zu Wasser. Er warf seine Tasche hinein und sprang hinterher. Sie hörten den tuckernden Motor, als er in der Dunkelheit des Sundes verschwand. Sie sollten bis Tagesanbruch vor Anker liegen und dann nach Havanna zurückkehren. Sie hatten einwandfreie Papiere, die auswiesen, dass sie Amerikaner waren - für den Fall, dass sie entdeckt wurden und irgendjemand anfang, Fragen zu stellen.

Er glitt geduldig durch das ruhige Wasser, wich Leuchtbojen aus und machte einen großen Bogen um vereinzelte kleine Wasserfahrzeuge. Auch er hatte einwandfreie Papiere und drei Waffen in seiner Tasche.

Es war Jahre her, dass er in einem Monat zweimal zugeschlagen hatte. Nachdem er angeblich in Kuba niedergeschossen worden war, hatte es eine fünfjährige Trockenzeit gegeben. Geduld war seine Stärke. Sein Durchschnitt war ein Auftrag pro Jahr.

Und dieses kleine Opfer würde kein Aufsehen erregen.

Niemand würde ihn verdächtigen. Es war eine Kleinigkeit, aber sein Klient bestand darauf, und er war zufällig in der Gegend und die Bezahlung stimmte, und deshalb saß er wieder in einem kleinen Schlauchboot auf dem Weg zur Küste und hoffte, dass sein Kumpel Luke diesmal nicht als Farmer gekleidet war, sondern als Fischer.

Dies würde für lange Zeit das letzte Mal sein, vielleicht für immer. Er hatte mehr Geld, als er ausgeben oder verschenken konnte. Und er hatte angefangen, kleine Fehler zu machen.

In der Ferne sah er die Mole und bewegte sich von ihr fort. Er musste noch eine halbe Stunde warten. Er fuhr eine Viertelmeile an der Küste entlang, dann hielt er auf sie zu. Zweihundert Meter von ihr entfernt schaltete er den tuckernden Motor aus, hakte ihn los und ließ ihn ins Wasser fallen. Er lag ausgestreckt in dem Boot, arbeitete, wenn es erforderlich war, mit einem Plastikriemen und dirigierte sich unhörbar zu einer dunklen Stelle hinter eine Reihe von billigen, zehn Meter vom Strand entfernten Ziegelsteingebäuden. Er stand in halbmertertiefem Wasser und stach mit einem kleinen Taschenmesser Löcher in das Schlauchboot. Es sank und verschwand. Der Strand war menschenleer.

Luke saß allein am Ende der Mole. Es war genau elf Uhr, und er war mit einer Angelrute an Ort und Stelle. Er trug eine weiße Mütze, und ihr Schirm bewegte sich langsam vor und zurück, während er das Wasser nach dem Schlauchboot absuchte. Er sah auf die Uhr.

Plötzlich stand ein Mann neben ihm, aus dem Nirgendwo aufgetaucht wie ein Engel. »Luke?« sagte der Mann.

Das war nicht der Code. Luke fuhr zusammen. Er hatte eine Waffe in dem Kasten neben seinen Füßen, aber keine Möglichkeit, schnell genug an sie heranzukommen. »Sam?« fragte er. Vielleicht war ihm etwas entgangen. Vielleicht hatte Khamel von dem Schlauchboot aus die Mole nicht finden

können.

»Ja, Luke, ich bin's. Tut mir leid, dass ich abgekommen bin. Probleme mit dem Boot.«

Lukes Herz beruhigte sich, und er atmete erleichtert aus.

»Wo ist der Wagen?« fragte Khamel.

Luke warf einen ganz schnellen Blick auf ihn. Ja, es war Khamel, und er starrte hinter einer dunklen Brille aufs Meer hinaus.

Luke deutete mit einem Kopfnicken auf ein Gebäude. »Roter Pontiac neben dem Schnapsladen.«

»Wie weit ist es bis New Orleans?«

»Halbe Stunde«, sagte Luke, während er die Schnur einholte.

Khamel trat zurück und versetzte ihm zwei Schläge ins Genick. Mit jeder Hand einen. Die Wirbel brachen und zerrissen das Rückenmark. Luke stürzte hart und stöhnte einmal. Khamel sah zu, wie er starb, dann zog er ihm die Schlüssel aus der Tasche und beförderte die Leiche mit einem Fußtritt ins Wasser.

Edwin Sneller, oder wie immer er heißen mochte, öffnete nicht die Tür, sondern schob lautlos den Schlüssel darunter durch. Khamel hob ihn auf und schloss die Tür zum Nebenzimmer auf. Er trat ein und ging schnell zum Bett, wo er seine Tasche absetzte, dann ans Fenster, dessen Vorhänge offen waren, so dass er den fernen Fluss sehen konnte. Er zog die Vorhänge zu und trat vom Fenster zurück.

Er ging ans Telefon und wählte Snellers Nummer.

»Erzählen Sie mir von ihr«, sagte Khamel leise zum Fußboden.

»Im Aktenkoffer sind zwei Fotos.«

Khamel öffnete ihn und holte die Fotos heraus. »Ich habe sie.«

»Sie sind mit Eins und Zwei nummeriert. Das eine haben wir aus einem Jahrbuch der Juristischen Fakultät. Es ist ungefähr ein Jahr alt und das neueste, das wir bekommen konnten. Es ist eine Vergrößerung von einem winzigen Foto, es sind also eine Menge Details verlorengegangen. Das andere ist zwei Jahre alt und stammt aus einem Jahrbuch der Arizona State University.«

Khamel betrachtete beide Fotos. »Eine schöne Frau.«

»Ja. Sehr ansehnlich. Aber dieses hübsche Haar ist verschwunden. Donnerstagabend hat sie für ein Hotelzimmer mit einer Kreditkarte gezahlt. Freitagmorgen hätten wir sie fast erwischt. Wir fanden lange Haarsträhnen auf dem Boden und einen kleinen Rest von etwas, von dem wir inzwischen wissen, dass es schwarze Haarfarbe ist. Sehr schwarz.«

»Was für ein Jammer.«

»Seit Mittwochabend haben wir sie nicht mehr zu Gesicht bekommen. Sie hat es offenbar geschafft, uns zu entweichen: Kreditkarte für ein Zimmer am Mittwoch, Kreditkarte in einem anderen Hotel am Donnerstag, dann nichts seit der letzten Nacht. Am Freitagnachmittag hat sie fünftausend in bar von ihrem Konto abgeboben. Die Spur ist also kalt geworden.«

»Vielleicht hat sie sich abgesetzt.«

»Kann sein, aber ich glaube es nicht. Gestern abend war jemand in ihrer Wohnung. Wir hatten die Bude verdrahtet, kamen aber zwei Minuten zu spät.«

»Dir seid nicht gerade die Schnellsten, wie?«

»Es ist eine große Stadt. Wir überwachen den Flughafen und die Bahnhöfe. Und das Haus ihrer Mutter in Idaho. Nichts. Ich glaube, sie ist noch hier.«

»Und wo könnte sie sein?«

»Wandert herum, wechselt die Hotels, benutzt Münzfernsprecher, hält sich fern von den üblichen Orten. Die Polizei von New Orleans sucht nach ihr. Sie hat nach der Bombe

am Mittwoch mit ihr gesprochen und sie dann aus den Augen verloren. Wir suchen nach ihr, sie suchen nach ihr. Irgendwann wird sie auftauchen.«

»Was ist mit der Bombe passiert?«

»Ganz einfach. Sie ist nicht in den Wagen gestiegen.«

»Wer hat die Bombe gemacht?«

Sneller zögerte. »Kann ich nicht sagen.«

Khamel lächelte ein wenig, als er einige Straßenkarten aus dem Aktenkoffer holte. »Was ist mit den Karten?«

»Oh, nur ein paar Punkte in der Stadt, die von Interesse sein könnten. Ihre Wohnung, seine Wohnung, die Juristische Fakultät, die Hotels, in denen sie übernachtet hat, die Stelle, an der die Bombe explodierte, ein paar kleine Studentenlokale, in denen sie öfters gewesen ist.«

»Bisher ist sie im Quarter geblieben.«

»Sie ist schlau. Da gibt es eine Million Orte, an denen sie sich verstecken kann.«

Khamel nahm das neueste Foto zur Hand und setzte sich auf das andere Bett. Ihm gefiel das Gesicht. Selbst mit kurzem, dunklem Haar würde es ein faszinierendes Gesicht sein. Er konnte es auslöschen, aber es würde nicht angenehm sein.

»Es ist ein Jammer, nicht wahr?« sagte er, fast zu sich selbst.

»Ja. Es ist ein Jammer.«

EINUNDZWANZIG

Gavin Verheek war ein müder alter Mann gewesen, als er in New Orleans eintraf, und nach zwei in allen möglichen Lokalen verbrachten Nächten war er erschöpft und ausgelaugt. Er hatte das erste Lokal nur kurze Zeit nach der Beisetzung betreten und anschließend sieben Stunden lang mit den Jungen und Rastlosen Bier getrunken und sich mit ihnen über Straftaten, Verträge, Wall-Street-Kanzleien und andere Dinge unterhalten, die ihm zuwider waren. Er wusste, dass er Fremden gegenüber nicht behaupten durfte, er gehörte zum FBI. Er hatte keine Dienstmarke.

Am Samstagabend besuchte er fünf oder sechs Lokale. Tulane hatte abermals verloren, und nach dem Spiel füllten sich die Lokale mit Schlachtenbummlern. An Unterhaltungen war nicht mehr zu denken, und um Mitternacht gab er es auf.

Er schlief tief und fest mit den Schuhen an den Füßen, als das Telefon läutete. Er stürzte sich darauf. »Hallo? Hallo?«

»Gavin?« fragte sie.

»Darby! Sind Sie das?«

»Wer sonst?«

»Weshalb haben Sie nicht schon früher angerufen?«

»Bitte, stellen Sie keine dämlichen Fragen. Ich rufe von einer Telefonzelle aus an, also keine krummen Touren.«

»Sie können mir vertrauen, Darby. Ich schwöre es.«

»Okay, ich vertraue Ihnen. Was nun?«

Er sah auf die Uhr und begann, seine Schnürsenkel zu lösen. »Das müssen Sie mir sagen. Wie geht es weiter? Wie lange wollen Sie sich in New Orleans verstecken?«

»Woher wissen Sie, dass ich in New Orleans bin?«

Er schwieg eine Sekunde.

»Ich bin in New Orleans«, sagte sie. »Und ich nehme an, Sie möchten, dass ich zu Ihnen komme und wir gute Freunde werden und ich mich dann in die Hände des FBI begeben und mich darauf verlasse, dass mich Ihre Leute für alle Zeit beschützen.«

»So ist es. Wenn Sie es nicht tun, ist es nur eine Sache von Tagen, bis Sie tot sind.«

»Sie machen keine Umschweife, stimmt's?«

»Nein. Sie spielen ein gefährliches Spiel, und Sie wissen nicht, was Sie tun.«

»Wer ist hinter mir her, Gavin?«

»Könnten verschiedene Leute sein.«

»Wer ist es?«

»Ich weiß es nicht.«

»Jetzt sind Sie es, der spielt. Wie kann ich Ihnen vertrauen, wenn Sie nicht reden wollen?«

»Okay. Ich denke, ich kann guten Gewissens sagen, dass Ihr kleines Dossier jemandem einen Schlag versetzt hat. Sie haben richtig vermutet - die falschen Leute haben von dem Dossier gehört, und jetzt ist Thomas tot. Und sie werden Sie in dem Augenblick umbringen, in dem sie Sie finden.«

»Wir wissen, wer Rosenberg und Jensen umgebracht hat, stimmt's, Gavin?«

»Ich denke schon.«

»Weshalb unternimmt das FBI dann nichts?«

»Es könnte sein, dass da ein Vertuschungsversuch läuft.«

»Danke, dass Sie das gesagt haben.«

»Es könnte mich den Job kosten.«

»Wem sollte ich davon erzählen, Gavin? Wer vertuscht was?«

»Ich weiß es nicht genau. Wir waren sehr an Ihrem Dossier interessiert, bis das Weiße Haus Druck machte; jetzt haben wir es *ad acta* gelegt.«

»Das kann ich verstehen. Weshalb glauben sie, die Sache wäre erledigt, wenn sie mich umbringen?«

»Diese Frage kann ich nicht beantworten. Vielleicht sind sie überzeugt, dass Sie mehr wissen.«

»Soll ich Ihnen was erzählen? Kurz nach der Explosion der Bombe, während Thomas in dem brennenden Wagen war und ich halb bewusstlos, brachte mich ein Polizist mit Namen Rupert zu seinem Wagen und setzte mich hinein. Ein anderer Polizist in Jeans und Cowboystiefeln fing an, mir Fragen zu stellen. Mir war schlecht, und ich stand unter Schock. Sie verschwanden, Rupert und sein Cowboy, und wurden nicht mehr gesehen. Sie waren keine Polizisten, Gavin. Sie beobachteten die Explosion, und da ich nicht in dem Wagen saß, gingen sie zu Plan B über. Ich wusste es nicht, aber vermutlich hätte ich ein oder zwei Minuten später eine Kugel in den Kopf bekommen.«

Verheek hörte mit geschlossenen Augen zu. »Was ist mit den beiden passiert?«

»Ich weiß es nicht. Ich nehme an, sie bekamen es mit der Angst zu tun, als die echten Polizisten erschienen. Sie verschwanden. Ich saß in ihrem Wagen, Gavin. Sie hatten mich.«

»Sie müssen zum FBI kommen, Darby. Bitte, hören Sie auf mich.«

»Erinnern Sie sich an unser Telefongespräch am Donnerstagmorgen, wo ich plötzlich ein Gesicht sah, das mir bekannt vorkam, und ich es Ihnen beschrieben habe?«

»Natürlich.«

»Dieses Gesicht war gestern bei dem Gedenkgottesdienst, zusammen mit ein paar Freunden.«

»Wo waren Sie?«

»Gut versteckt. Er ging ein paar Minuten nach den anderen hinein, blieb zehn Minuten drinnen, schlich sich dann wieder hinaus und traf sich mit Stummel.«

»Stummel?«

»Ja, das ist auch einer von der Bande. Stummel, Rupert, Cowboy und der dünne Mann. Tolle Typen. Ich bin sicher, dass da noch mehr sind, aber denen bin ich noch nicht begegnet.«

»Die nächste Begegnung wird die letzte sein, Darby. Sie haben noch ungefähr achtundvierzig Stunden zu leben.«

»Wir werden sehen. Wie lange wollen Sie hier bleiben?«

»Ein paar Tage. Ich wollte auf alle Fälle bleiben, bis ich Sie gefunden hatte.«

»Hier bin ich. Vielleicht rufe ich morgen wieder an.« Verheek holte tief Luft. »Okay, Darby. Wie Sie wollen. Aber seien Sie vorsichtig.«

Sie legte auf. Er warf das Telefon durchs Zimmer und verfluchte es.

Zwei Blocks entfernt und fünfzehn Stockwerke hoch schaute Khamel auf den Fernseher und murmelte rasch vor sich hin. Es war ein Film über Leute in einer Großstadt. Sie sprachen Englisch, seine dritte Sprache, und er wiederholte jedes Wort in seiner besten amerikanischen Aussprache. Das tat er stundenlang. Er hatte sich die Sprache angeeignet, während er sich in Belfast versteckte, und in den letzten zwanzig Jahren hatte er sich Tausende von amerikanischen Filmen angesehen. Sein Lieblingsfilm war *Three Days of the Condor*. Er schaute ihn sich viermal an, bis er begriffen hatte, wer wen umbrachte und weshalb. Er hätte Redford ermorden können.

Er wiederholte jedes Wort laut. Er hatte sich sagen lassen, dass sein Englisch als das eines Amerikaners durchgehen

konnte, aber ein Patzer, ein Fehler, und sie würde weg sein.

Der Volvo stand auf einem Parkplatz, anderthalb Blocks von der Wohnung seines Besitzers entfernt, der hundert Dollar im Monat für den Platz bezahlte und für etwas, was er für eine sichere Bewachung hielt. Sie schlichen durch das Tor, das eigentlich verschlossen sein sollte.

Es war ein 1986er GL ohne Alarmanlage, und binnen Sekunden war die Fahrertür offen. Einer setzte sich auf den Kofferraum und zündete sich eine Zigarette an. Es war Sonntagmorgen, kurz vor vier Uhr.

Der andere öffnete einen kleinen Werkzeugkasten, den er in der Tasche hatte, und machte sich an dem Yuppie-Autotelefon zu schaffen, das Grantham sich so widerwillig zugelegt hatte. Die Innenbeleuchtung reichte aus, und er arbeitete schnell. Ein Kinderspiel. Sobald die Hörmuschel offen war, setzte er einen winzigen Sender ein und klebte ihn fest. Eine Minute später verließ er den Wagen und hockte sich vor die hintere Stoßstange. Der mit der Zigarette reichte ihm eine kleine schwarze Röhre, die er hinter dem Benzintank an einem Gitterrost befestigte. Es war ein Magnetsender, und er würde sechs Tage lang Signale aussenden, bevor er aufhörte und durch einen neuen ersetzt werden musste.

Nach weniger als sieben Minuten waren sie wieder verschwunden. Montag, sobald er das Gebäude der *Post* an der Fünfzehnten betreten hatte, würden sie sich Zutritt zu seiner Wohnung verschaffen und auch dort sein Telefon anzapfen.

ZWEIUNDZWANZIG

Ihre zweite Nacht in der kleinen Pension war besser als die erste. Sie schlief bis in den Vormittag hinein. Vielleicht hatte sie sich inzwischen daran gewöhnt. Sie starrte auf die Vorhänge an dem winzigen Fenster und kam zu dem Schluss, dass es keine Alpträume gegeben hatte, keine Bewegungen im Dunkeln mit Pistolen und Messern, die zum Vorschein kamen und sie angriffen. Es war ein tiefer, schwerer Schlaf gewesen, und sie betrachtete eine ganze Weile die Vorhänge, während ihr Gehirn aufwachte.

Sie versuchte, methodisch zu denken. Dies war ihr vierter Tag als Pelikan, und um Nummer Fünf zu erleben, würde sie denken müssen wie ein Killer, der nichts außer acht ließ. Es war Tag Nummer Vier ihres restlichen Lebens. Eigentlich sollte sie bereits tot sein.

Aber nachdem sie die Augen geöffnet und begriffen hatte, dass sie tatsächlich am Leben und in Sicherheit war und die Tür nicht quietschte und die Dielen nicht knarrten und kein Revolvermann im Schrank lauerte, galt ihr erster Gedanke wie immer Thomas. Der Schock seines Todes ließ nach, und es fiel ihr jetzt leichter, die Geräusche der Explosion und des prasselnden Feuers zu verdrängen. Sie wusste, dass er in Stücke zerrissen worden und sofort tot gewesen war. Sie wusste, dass er nicht hatte leiden müssen.

Also dachte sie an andere Dinge, zum Beispiel an das Gefühl, wenn er neben ihr lag, und an sein Flüstern und Kichern, wenn sie im Bett waren und den Sex hinter sich hatten und er schmusen wollte. Er war ein Schmuser, und nachdem sie sich geliebt hatten, wollte er spielen und küssen und streicheln. Und kichern. Er liebte sie sehr, es hatte ihn schwer getroffen. Und

zum ersten Mal in seinem Leben konnte er mit einer Frau herumalbern. Es war oft vorgekommen, dass sie mitten in einer seiner Vorlesungen an das Gurren und Kichern gedacht hatte und sich auf die Lippe beißen musste, um nicht zu lächeln.

Sie hatte ihn auch geliebt. Und es tat so weh. Sie wäre am liebsten im Bett geblieben und hätte eine Woche lang geweint. Am Tag nach der Beisetzung ihres Vaters hatte ihr ein Psychiater erklärt, dass die Seele eine kurze, sehr intensive Periode des Trauerns braucht und dann zur nächsten Phase übergeht. Aber der Schmerz muss sein; sie muss rückhaltlos leiden, bevor es weitergehen kann. Sie hatte seinen Rat befolgt und sich zwei Wochen lang mutlos der Trauer hingegeben, dann hatte sie genug und ging zum nächsten Stadium über. Es funktionierte.

Aber bei Thomas funktionierte es nicht. Sie konnte nicht schreien und mit Gegenständen werfen, wie sie es gern getan hätte. Rupert und der dünne Mann und die anderen erlaubten ihr kein gesundes Trauern.

Nach ein paar Minuten mit Thomas dachte sie als nächstes an sie. Wo würden sie heute sein? Wohin konnte sie gehen, ohne gesehen zu werden? Sollte sie sich nach zwei Nächten in diesem Zimmer eine andere Unterkunft suchen? Ja, das würde sie tun. Nach Einbruch der Dunkelheit. Sie würde anrufen und in einer anderen winzigen Pension ein Zimmer buchen. Wo wohnten sie? Patrouillierten sie auf den Straßen, in der Hoffnung, einfach irgendwo auf sie zu stoßen? Wussten sie, wo sie sich in diesem Augenblick aufhielt? Nein. Dann wäre sie schon tot. Wussten sie, dass sie jetzt eine Blondine war?

Das Haar brachte sie aus dem Bett. Sie trat vor den Spiegel über dem Waschbecken und betrachtete sich. Es war jetzt noch kürzer und sehr weiß. Gar nicht so schlecht. Sie hatte gestern abend drei Stunden lang daran gearbeitet. Wenn sie zwei weitere Tage am Leben blieb, würde sie noch ein bisschen mehr abschneiden und zu Schwarz zurückkehren. Wenn sie noch eine

weitere Woche lebte, würde sie wahrscheinlich kahl sein.

Ihr Magen knurrte, und eine Sekunde lang dachte sie an Essen. Sie hatte in der letzten Zeit kaum etwas zu sich genommen, und das musste sich ändern. Es war fast zehn Uhr. In dieser Pension gab es sonntags kein Frühstück. Sie musste sich hinauswagen und etwas essen und sich die Sonntagsausgabe der *Post* besorgen und es einfach darauf ankommen lassen, ob sie sie jetzt, da ihr Haar blond und ganz kurz war, erwischen würden.

Sie duschte rasch, und das Frisieren dauerte weniger als eine Minute. Kein Makeup. Sie zog eine neue Drillichhose an und eine neue Bomberjacke und war zur Schlacht bereit. Die Augen verbarg sie hinter einer Fliegersonnenbrille.

Obwohl sie ein paar Mal irgendwo hineingegangen war, hatte sie seit vier Tagen kein Gebäude durch die Vordertür verlassen. Sie schlich durch die dunkle Küche, schloss die Hintertür auf und trat in die Gasse hinter der kleinen Pension. Es war so kühl, dass sie die Bomberjacke tragen konnte, ohne Aufsehen zu erregen. Albern, dachte sie; im French Quarter würde sie selbst dann kein Aufsehen erregen, wenn sie das Fell und den Kopf eines Eisbären trug. Sie ging flott durch die Gasse mit den Händen tief in den Taschen der Drillichhose, während ihre Augen hinter der Sonnenbrille ständig in alle Richtungen Ausschau hielten.

Er sah sie, als sie in der Burgundy Street auf den Gehsteig trat. Das Haar unter der Mütze war anders, aber sie war immer noch einssiebzig groß, und daran konnte sie nichts ändern. Die Beine waren immer noch lang, und sie ging auf eine bestimmte Weise, und nach vier Tagen konnte er sie aus jeder Menge herauspicken, wie immer ihr Gesicht und ihr Haar auch aussehen mochten. Die Cowboystiefel - Schlangenleder mit spitzen Kappen - traten auf den Gehsteig und machten sich an die Verfolgung.

Sie war tüchtig, bog an jeder Ecke in eine andere Straße ein, ging flott, aber nicht zu schnell. Er vermutete, dass sie zum Jackson Square unterwegs war, wo sonntags immer viel Betrieb herrschte. Dort konnte sie in der Menge untertauchen, mit den Touristen und den Einheimischen umherschlendern, vielleicht einen Bissen essen, die Sonne genießen, eine Zeitung kaufen.

Darby zündete sich eine Zigarette an und paffte im Gehen. Sie inhalierte nicht. Das hatte sie vor drei Tagen versucht, und da war ihr schwindlig geworden. Was für eine schlechte Angewohnheit. Was für eine Ironie würde es sein, wenn sie das alles überlebte, nur um dann an Lungenkrebs zu sterben. Bitte, lass mich an Krebs sterben.

Er saß an einem Tisch in einem belebten Straßencafé an der Ecke von St. Peter und Chartres, und er war keine drei Meter entfernt, als sie ihn sah. Den Bruchteil einer Sekunde später sah er sie, und wahrscheinlich hätte sie es geschafft, wenn sie nicht einen Schritt lang gezögert und heftig geschluckt hätte, als sie ihn sah. Er sah sie, und wahrscheinlich wäre er nur argwöhnisch gewesen, aber das leichte Zögern und der merkwürdige Blick verrieten sie. Sie ging weiter, aber jetzt schneller.

Es war Stummel. Er war auf den Beinen und bahnte sich seinen Weg zwischen den Tischen hindurch, wo sie ihn aus den Augen verlor. Zu ebener Erde war er alles andere als rundlich. Er wirkte muskulös und behende. Auf Chartres konnte sie ihn eine Sekunde lang abhängen, als sie zwischen den Bogen der St.-Louis-Kathedrale in Deckung ging. Die Kirche war offen, und sie dachte einen Moment daran, hineinzugehen, als wäre es eine Freistadt, in der er sie nicht töten würde. Aber er würde sie drinnen töten oder auf der Straße oder in einer Menschenmenge, wo immer er ihrer habhaft werden konnte. Er war hinter ihr her, und Darby wollte wissen, wie rasch er sich näherte. Ging er nur mit schnellen Schritten und versuchte, den Gelassenen zu spielen? Tat er so, als ob er joggte? Oder kam er angerannt, bereit, sich auf sie zu stürzen, sobald er ihrer ansichtig wurde?

Sie blieb in Bewegung.

Sie bog nach links in die St. Ann ab, überquerte die Straße und war fast auf der Royal, als sie einen schnellen Blick hinter sich warf. Er kam. Er war auf der anderen Straßenseite, aber immer noch hinter ihr her.

Der nervöse Blick über die Schulter verriet sie, und jetzt joggte er.

Du musst zusehen, dass du zur Bourbon Street kommst, dachte sie. Bis zum Anpfiff waren es noch vier Stunden, und Fans der Saints waren in Massen unterwegs, um schon vor dem Spiel zu feiern, weil es hinterher nicht viel zu feiern geben würde. Sie bog in die Royal ein und rannte ein paar Schritte, dann verlangsamte sie zu einem schnellen Gehen. Er bog gleichfalls in die Royal ein, und er joggte in einer Haltung, die es ihm erlaubte, jeden Moment loszurennen. Darby bewegte sich in die Mitte der Straße, wo eine Gruppe von Football-Fans herumstand und die Zeit totschlug. Sie bog nach links auf die Dumaine ab und begann zu rennen. Bourbon Street lag vor ihr, und dort wimmelte es von Leuten.

Jetzt konnte sie ihn hören. Sie brauchte sich nicht mehr umzusehen. Er war hinter ihr, rannte und holte auf. Als sie in die Bourbon einbog, war Mr. Stummel fünfzehn Meter hinter ihr, und das Rennen war vorüber. Sie sah ihre Engel, als sie lärmend ein Lokal verließen. Drei massige, übergewichtige junge Männer, angetan mit allen möglichen Bestandteilen der schwarzgoldenen Saints-Ausrüstung, traten genau in dem Augenblick auf die Straße, als Darby auf sie zurannte.

»Hilfe!« schrie sie hektisch und deutete auf Stummel. »Helft mir! Dieser Mann ist hinter mir her! Er versucht, mich zu vergewaltigen!«

Auf den Straßen von New Orleans ist Sex durchaus nichts Ungewöhnliches, aber sie wollten verdammt sein, wenn sie es zuließen, dass diese Frau missbraucht wurde.

»Bitte helft mir!« rief sie noch einmal. Plötzlich herrschte Stille auf der Straße. Alle erstarrten, auch Stummel, der ein oder zwei Schritte verhielt und dann vorwärts stürmte. Die drei Saints stellten sich ihm mit verschränkten Armen und funkelnden Augen in den Weg. Es dauerte nur Sekunden. Stummel benutzte beide Hände gleichzeitig: eine Rechte gegen die Kehle des ersten und ein gemeiner Schlag auf den Mund des zweiten. Sie schrieten auf und stürzten zu Boden. Aber Nummer drei dachte nicht ans Fortlaufen. Seine beiden Kumpel waren verletzt, und das machte ihn wütend. Er wäre für Stummel eine Kleinigkeit gewesen, aber Nummer eins fiel auf Stummels rechten Fuß, und das lenkte ihn ab. Als er seinen Fuß wegzog, versetzte ihm Mr. Benjamin Chop aus Thibodaux, Louisiana, Nummer drei, einen Tritt zwischen die Beine, und Stummel gehörte der Geschichte an. Während Darby wieder in der Menge untertauchte, hörte sie, wie er vor Schmerzen heulte.

Als er fiel, trat Mr. Chop ihm in die Rippen. Nummer Zwei stürzte sich mit blutüberströmtem Gesicht auf Stummel, und das Massaker konnte losgehen. Er konnte seine Hände nicht benutzen, weil sie seine stark beschädigten Hoden hielten, und sie traten und beschimpften ihn erbarmungslos, bis jemand »Polizei« rief. Das rettete ihm das Leben. Mr. Chop und Nummer zwei halfen Nummer eins auf die Beine, und das letzte, was man von den Saints sah, war, dass sie in einem Lokal verschwanden. Stummel schaffte es, hochzukommen, und dann kroch er davon wie ein Hund, der unter einen Lastwagen gekommen ist, aber noch lebt und entschlossen ist, zu Hause zu sterben.

Sie versteckte sich in einem Lokal an der Decatur in einer dunklen Ecke, trank Kaffee, dann ein Bier, wieder Kaffee und noch ein Bier. Ihre Hände zitterten, und ihr Magen schlug Purzelbäume. Die Pfannkuchen dufteten köstlich, aber sie konnte nichts essen. Nach drei Bier in drei Stunden bestellte sie einen Teller mit gekochten Garnelen und ging zu Mineralwasser

über.

Der Alkohol hatte sie beruhigt, und die Garnelen besorgten den Rest. Hier drinnen bin ich sicher, dachte sie, weshalb sehe ich mir nicht das Spiel an und bleibe einfach sitzen, vielleicht bis der Laden zumacht.

Als der Anpfiff erfolgte, war das Lokal gedrängt voll. Sie schauten auf den großen Bildschirm über der Bar und betranken sich. Sie war jetzt ein Fan der Saints. Sie hoffte, dass ihren drei Rettern nichts Ernstliches passiert war und sie das Spiel genossen. Die Menge brüllte und beschimpfte die Redskins.

Darby blieb in ihrer kleinen Ecke, bis das Spiel lange vorbei war, dann glitt sie hinaus in die Dunkelheit.

Irgendwann während des letzten Viertels, als die Saints mit vier Punkten im Rückstand waren, legte Edwin Sneller den Hörer auf und schaltete den Fernseher aus. Er streckte die Beine, dann kehrte er zum Telefon zurück und rief Khamel im Nebenzimmer an.

»Hören Sie sich mein Englisch an«, sagte der Killer. »Sagen Sie mir, ob Sie auch nur eine Spur von einem Akzent hören.«

»Okay. Sie ist hier«, sagte Sneller. »Einer unserer Leute hat sie heute morgen am Jackson Square gesehen. Er ist ihr drei Blocks gefolgt, dann hat er sie verloren.«

»Wie konnte er sie verlieren?«

»Das tut nichts zur Sache. Sie ist entkommen, aber sie ist hier. Ihr Haar ist jetzt ganz kurz und fast weiß.«

»Weiß?«

Sneller hasste es, sich wiederholen zu müssen, insbesondere bei diesem Bastard.

»Er hat gesagt, es wäre nicht blond, sondern weiß, und sie trug eine grüne Drillichhose und eine braune Bomberjacke. Irgendwie hat sie ihn erkannt und ist abgehauen.«

»Wie konnte sie ihn erkennen? Hatte sie ihn schon vorher gesehen?«

Diese idiotischen Fragen. Kaum zu glauben, dass er für eine Art Superman gehalten wurde. »Das kann ich nicht beantworten.«

»Wie ist mein Englisch?«

»Einwandfrei. An Ihrer Tür liegt eine kleine Karte. Die müssen Sie sich ansehen.«

Khamel legte den Hörer auf ein Kissen und ging zur Tür. Eine Sekunde später war er wieder am Apparat. »Wer ist das?«

»Er heißt Verheek. Holländischer Name, aber er ist Amerikaner. Arbeitet in Washington für das FBI. Callahan und er waren befreundet. Sie haben zusammen in Georgetown studiert, und bei der Beisetzung gestern war Verheek einer der Sargträger. Gestern abend hat er sich in einem Lokal in der Nähe des Campus herumgetrieben und Fragen über die Frau gestellt. Vor zwei Stunden war einer unserer Leute in dem Lokal. Er hat sich als FBI-Agent ausgegeben und sich mit dem Barkeeper unterhalten, der, wie sich herausstellte, Jura studiert und die Frau kennt. Sie sahen sich das Spiel an und redeten eine Weile, dann gab ihm der junge Mann diese Karte. Schauen Sie auf die Rückseite. Er wohnt im Hilton. Zimmer 1909.«

»Das ist nur fünf Minuten von hier.« Die Stadtpläne lagen auf dem Bett.

»Ja. Wir haben ein paar Leute in Washington angerufen. Er ist kein Agent, nur ein Anwalt. Er kannte Callahan, und vielleicht kennt er auch die Frau. Er versucht ganz offensichtlich, sie zu finden.«

»Mit ihm würde sie reden, nicht wahr?«

»Vermutlich.«

»Wie ist mein Englisch?«

»Einwandfrei.«

Khamel wartete eine Stunde, dann verließ er das Hotel. Mit Anzug und Krawatte war er ein Mann unter vielen, die in der Abenddämmerung auf dem Weg zum Fluss die Canal Street entlang schlenderten. Er hatte eine große Sporttasche bei sich und rauchte eine Zigarette, und fünf Minuten später betrat er das Foyer des Hilton. Er bahnte sich seinen Weg durch die Menge der Fans, die aus dem Dome zurückgekehrt waren. Der Fahrstuhl hielt im zwanzigsten Stock, und er ging eine Etage hinunter in den neunzehnten.

In 1909 meldete sich niemand. Wenn die Tür bei vorgelegter Kette geöffnet worden wäre, hätte er sich entschuldigt und behauptet, sich in der Zimmernummer geirrt zu haben. Wenn die Tür ohne Kette geöffnet worden wäre und mit einem Gesicht im Türspalt, dann hätte er sie aufgetreten und wäre drinnen gewesen. Aber sie wurde nicht geöffnet.

Sein neuer Freund Verheek trieb sich wahrscheinlich in irgendeinem Lokal herum, verteilte seine Karten, versuchte junge Männer dazu zu bringen, dass sie ihm etwas über Darby Shaw erzählten. Was für ein Spinner.

Er klopfte abermals, und während er wartete, schob er ein fünfzehn Zentimeter langes Plastiklineal zwischen Tür und Rahmen und hantierte behutsam damit, bis das Schloss klickte. Schlösser stellten für Khamel kein großes Hindernis dar. Auch ohne Schlüssel konnte er in weniger als dreißig Sekunden einen verschlossenen Wagen knacken und den Motor anlassen.

Drinnen schloss er die Tür hinter sich wieder ab und legte seine Tasche aufs Bett. Wie ein Chirurg holte er die Handschuhe aus einer Tasche und streifte sie über. Er legte eine .22er und einen Schalldämpfer auf den Tisch.

Das Telefon war schnell erledigt. Er stöpselte das Bandgerät in die Dose unter dem Bett, wo es wochenlang bleiben konnte, bevor jemand es bemerkte. Er rief zweimal das Wetteramt an,

um das Bandgerät zu testen. Einwandfrei.

Sein neuer Freund Verheek war ein Schludrian. Die meisten der Kleidungsstücke im Zimmer waren schmutzig und einfach in die Richtung des auf einem Tisch stehenden Koffers geworfen worden. Er hatte nicht ausgepackt. Im Schrank hing ein billiger Kleidersack mit einem einzigen Hemd.

Khamel beseitigte alle Spuren seiner Anwesenheit und ließ sich im Kleiderschrank nieder. Er war ein geduldiger Mann, und er konnte stundenlang warten. Er hielt die .22er in der Hand, nur für den Fall, dass dieser Clown zufällig den Schrank öffnete und er ihn erschießen musste. Wenn nicht, würde er einfach nur zuhören.

DREIUNDZWANZIG

Am Sonntag gab Verheek die Runde durch die Lokale auf. Es brachte nichts ein. Sie hatte angerufen, und sie besuchte diese Orte nicht, also zum Teufel damit. Er trank zuviel und aß zuviel, und er hatte New Orleans satt. Er hatte bereits für den späten Montagnachmittag seinen Rückflug gebucht, und wenn sie sich nicht wieder meldete, war mit dem Detektivspielen Schluss.

Er konnte sie nicht finden, und das war nicht seine Schuld. Nicht einmal Taxifahrer fanden sich in dieser Stadt zurecht. Bis es Mittag geworden war, würde Voyles herumschreien. Er hatte getan, was in seinen Kräften stand.

Er lag auf dem Bett, nur mit Boxershorts bekleidet, blätterte eine Zeitschrift durch und ignorierte den Fernseher. Es war fast elf Uhr. Er würde bis zwölf warten und dann zu schlafen versuchen.

Es läutete genau um elf. Er drückte auf einen Knopf der Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus. »Hallo?«

Sie war es. »Ich bin's, Gavin.«

»Sie leben also noch.«

»Gerade eben.«

Er setzte sich auf die Bettkante. »Was ist passiert?«

»Sie haben mich heute gesehen, und einer von ihnen, mein Freund Stummel, hat mich durchs Quarter verfolgt. Sie sind Stummel noch nicht begegnet, aber er ist einer von denen, die Sie und alle anderen beim Betreten der Kapelle beobachtet haben.«

»Aber Sie sind davongekommen.«

»Ja. Ein kleines Wunder, aber ich bin davongekommen.«

»Was ist mit Stummel passiert?«

»Den hat's schwer erwischt. Vermutlich liegt er jetzt irgendwo in einem Bett mit Eiswürfeln in seinen Shorts. Er war nur wenige Schritte von mir entfernt, als er sich auf einen Streit mit den falschen Leuten einließ. Ich habe Angst, Gavin.«

»Ist er Ihnen von irgendwoher gefolgt?«

»Nein. Wir sind uns gewissermaßen zufällig begegnet.«

Verheek schwieg eine Sekunde. Ihre Stimme bebte, aber sie hatte sie unter Kontrolle. Sie verlor ihre Gelassenheit. »Hören Sie, Darby. Ich habe für morgen nachmittag einen Flug gebucht. Schließlich habe ich diesen kleinen Job, und mein Boss erwartet, dass ich in meinem Büro sitze. Ich kann also nicht den ganzen nächsten Monat in New Orleans verbringen und darauf hoffen, dass man Sie nicht umbringt und dass Sie zur Vernunft kommen und mir vertrauen. Ich fliege morgen ab, und ich meine, Sie sollten mitkommen.«

»Wohin?«

»Nach Washington. In mein Haus. Fort von dem Ort, an dem Sie sich jetzt befinden.«

»Und was passiert dann?«

»Nun, zum einen bleiben Sie am Leben. Ich rede mit dem Direktor, und ich verspreche Ihnen, Sie werden in Sicherheit gebracht. Irgendwas werden wir unternehmen. Alles ist besser als das.«

»Wie kommen Sie auf die Idee, dass wir einfach von hier abfliegen könnten?«

»Weil drei FBI-Agenten da sein werden, die Sie beschützen. Weil ich kein kompletter Idiot bin. Hören Sie, Darby, sagen Sie mir, wo wir uns gleich jetzt treffen können, und binnen einer Viertelstunde hole ich Sie mit drei Agenten ab. Die Burschen sind bewaffnet und haben keine Angst vor Ihrem kleinen Stummel und seinen Freunden. Wir bringen Sie noch heute

nacht aus der Stadt, und morgen fliegen wir nach Washington. Ich verspreche Ihnen, dass Sie meinen Boss, den ehrenwerten F. Dentón Voyles, persönlich kennenlernen werden, und danach sehen wir weiter.«

»Sagten Sie nicht, das FBI wäre unbeteiligt?«

»Es ist unbeteiligt, aber das kann sich ändern.«

»Woher kommen dann die drei Agenten?«

»Ich habe Freunde.«

Sie dachte einen Moment nach, und ihre Stimme war plötzlich kräftiger. »Hinter Ihrem Hotel liegt etwas, das Riverwalk heißt. Es ist ein Einkaufszentrum mit Restaurants und...«

»Ich habe heute nachmittag zwei Stunden dort verbracht.«

»Gut. Im zweiten Stock ist ein Bekleidungsgeschäft, das Frenchmen's Bend heißt.«

»Das habe ich gesehen.«

»Ich möchte, dass Sie morgen mittag Punkt zwölf am Eingang stehen und dort fünf Minuten warten.«

»Morgen mittag um zwölf werden Sie nicht mehr am Leben sein. Machen Sie endlich Schluss mit diesem Katz- und Mausspiel, Darby.«

»Tun Sie, was ich Ihnen sage. Wir sind uns bisher nicht begegnet, ich habe also keine Ahnung, wie Sie aussehen. Tragen Sie ein schwarzes Hemd und eine rote Baseballmütze.«

»Und wo soll ich so etwas finden?«

»Das ist Ihr Problem.«

»Okay, okay. Ich werde mir die Sachen besorgen. Vermutlich wollen Sie, dass ich mir mit einer Schaufel oder so etwas in der Nase bohre. Das ist doch albern.«

»Mir ist nicht nach Albernheiten zumute, und wenn Sie nicht mit diesem Blödsinn aufhören, dann lassen wir es eben.«

»Es geht um Ihren Hals.«

»Bitte, Gavin.«

»Entschuldigung. Ich werde tun, was Sie wollen. An dieser Stelle herrscht ein ziemlicher Betrieb.«

»Ja. Ich fühle mich sicherer an Orten, wo viele Menschen sind. Bleiben Sie ungefähr fünf Minuten am Eingang stehen, mit einer zusammengefalteten Zeitung in der Hand. Ich werde aufpassen. Nach fünf Minuten gehen Sie in den Laden hinein, und zwar in die rechte hintere Ecke. Da ist ein Gestell mit Safarijacken. Beschäftigen Sie sich da eine Weile, und ich werde Sie finden.«

»Und was werden Sie anhaben?«

»Meinetwegen brauchen Sie sich nicht den Kopf zu zerbrechen.«

»Also gut. Und wie geht es dann weiter?«

»Sie und ich, und nur Sie und ich verlassen die Stadt. Ich will nicht, dass irgend jemand sonst davon weiß. Können Sie das verstehen?«

»Nein, das kann ich nicht verstehen. Ich kann dafür sorgen, dass Sie geschützt werden.«

»Nein, Gavin. Ich bin der Boss, okay? Niemand sonst. Vergessen Sie Ihre drei Agentenfreunde. Einverstanden?«

»Einverstanden. Und wie gedenken Sie mit mir die Stadt zu verlassen?«

»Auch dafür habe ich einen Plan.«

»Mir gefallen Ihre Pläne nicht, Darby. Diese Ganoven sitzen Ihnen im Genick, und jetzt ziehen Sie mich mit in diese Sache hinein. Es wäre wesentlich sicherer, wenn wir es auf meine Art tun würden. Sicherer für Sie, und sicherer für mich.«

»Aber Sie werden um zwölf da sein, ja?«

Er stand neben dem Bett und sprach mit geschlossenen Augen. »Ja, ich werde da sein. Ich hoffe nur, dass Sie auch da sein werden.«

»Wie groß sind Sie?«

»Einsfünfundsiebzig.«

»Wieviel wiegen Sie?«

»Vor dieser Frage habe ich mich gefürchtet. Normalerweise lüge ich. Hundert Kilo, aber ich habe vor, abzunehmen. Ich schwöre es.«

»Wir sehen uns morgen, Gavin.«

»Ich hoffe es.«

Sie hatte aufgelegt. Er warf den Hörer auf die Gabel. »Verdammtes Luder!« brüllte er die Wände an. »Verdammtes Luder!« Er wanderte ein paar Mal am Fußende des Bettes entlang, dann ging er ins Badezimmer, wo er die Tür hinter sich zumachte und die Dusche aufdrehte.

Er verfluchte sie zehn Minuten lang, während er unter der Dusche stand, dann drehte er den Hahn zu und trocknete sich ab. Es waren eher hundertacht Kilo, und das meiste davon befand sich an den falschen Stellen seiner einsfünfundsiebzig großen Gestalt. Es war ein unerfreulicher Anblick. Hier war er, im Begriff, diese wundervolle Frau zu treffen, die ihm ihr Leben anvertraute, und was war er für ein Fettwanst.

Er öffnete die Tür. Im Zimmer war es dunkel. Dunkel? Er hatte doch das Licht angelassen. Und wenn schon. Er strebte auf den Schalter neben der Kommode zu.

Der erste Schlag zerschmetterte seinen Kehlkopf. Es war ein gekonnter Schlag, der von der Seite kam, von irgendwo nahe der Wand. Er stöhnte schmerzgepeinigt und sank auf ein Knie, was den zweiten Schlag so einfach machte, wie den einer Axt auf einen dicken Baumstamm. Er traf ihn wie ein Stein auf die Schädelbasis, und Gavin war tot.

Khamel schaltete das Licht ein und betrachtete die erbärmliche nackte Gestalt auf dem Boden. Er gehörte nicht zu den Leuten, die ihre Arbeit bewundern. Er wollte keine

Brandstellen auf dem Teppich, also lud er sich die fette Leiche auf die Schultern und legte sie quer übers Bett. Schnell arbeitend und ohne jede überflüssige Bewegung schaltete Khamel den Fernseher wieder ein und stellte ihn auf volle Lautstärke, öffnete den Reißverschluss seiner Tasche, holte eine billige .25er Automatik heraus und setzte sie an die rechte Schläfe des verstorbenen Gavin Verheek. Er bedeckte die Waffe und den Kopf mit zwei Kissen und drückte ab. Jetzt das Wichtigste: er nahm eines der Kissen und legte es unter den Kopf, warf das andere auf den Boden, bog die Finger der rechten Hand sorgfältig um den Griff der Pistole und legte sie dreißig Zentimeter vom Kopf entfernt hin. Er holte das Bandgerät unter dem Bett vor und stöpselte den Telefondraht wieder in die Wand. Er drückte auf einen Knopf, lauschte, und da war sie. Er schaltete den Fernseher aus. Jeder Job war anders. Einmal hatte er in Mexico City eines seiner Opfer drei Wochen lang verfolgt und dann mit zwei Prostituierten im Bett erwischt. Das war ein dummer Fehler gewesen. Während seiner langen Karriere hatten ihm zahlreiche dumme Fehler der Gegenseite die Arbeit erleichtert. In diesem Fall war der ganze Kerl ein dummer Fehler, ein dämlicher Anwalt, der umherzog, große Reden schwang und Karten mit seiner Zimmernummer auf der Rückseite verteilte. Er hatte die Nase in die Welt des Oberliga-Killers gesteckt, und das hatte er nun davon.

Mit ein bisschen Glück würden sich die Polizisten das Zimmer ein paar Minuten lang anschauen und zu dem Schluss kommen, dass hier ein schlichter Selbstmord vorlag. Sie würden ihres Amtes walten und sich ein paar Fragen stellen, die sie nicht beantworten konnten, aber ein paar Fragen tauchten immer auf. Und weil er ein bedeutender FBI-Anwalt gewesen war, würde in ein oder zwei Tage eine Autopsie vorgenommen werden, und am Dienstag würde ein Gerichtsmediziner plötzlich feststellen, dass es kein Selbstmord war.

Am Dienstag würde die Frau tot sein und er in Managua.

VIERUNDZWANZIG

Seine üblichen offiziellen Quellen im Weißen Haus leugneten jede Kenntnis des Pelikan-Dossiers. Sarge hatte nie davon gehört. Auf gut Glück geführte Anrufe beim FBI förderten nichts zutage. Ein Freund im Justizministerium bestritt, je davon gehört zu haben. Er bohrte das ganze Wochenende über, ohne jeden Erfolg. Die Story über Callahan war verifiziert, als er ein Exemplar der Zeitung von New Orleans gefunden hatte. Als sie am Montag in der Redaktion anrief, hatte er nichts Neues zu berichten. Aber wenigstens rief sie an.

Sie sagte, sie wäre in einer Telefonzelle, er könnte sich also die Mühe des Nachforschens sparen.

»Ich bin immer noch auf der Suche«, sagte er. »Wenn überhaupt ein solches Dossier in der Stadt ist, dann wird es streng geheimgehalten.«

»Ich versichere Ihnen, dass es da ist, und mir ist klar, weshalb es geheimgehalten wird.«

»Sie können mir bestimmt mehr erzählen.«

»Viel mehr. Das Dossier hat mich gestern beinahe das Leben gekostet. Es kann also sein, dass ich früher zum Reden bereit sein werde, als ich ursprünglich vorhatte. Ich muss mit der Sprache herausrücken, solange ich noch am Leben bin.«

»Wer versucht, Sie umzubringen?«

»Dieselben Leute, die Rosenberg und Jensen und Thomas Callahan umgebracht haben.«

»Kennen Sie ihre Namen?«

»Nein, aber seit Mittwoch habe ich mindestens vier von ihnen gesehen. Sie sind hier in New Orleans, schnüffeln herum und hoffen, dass ich irgend etwas Dummes tue und sie mich

umbringen können.«

»Wie viele Leute wissen von dem Pelikan-Dossier?«

»Gute Frage. Callahan brachte es zum FBI, und ich glaube, von dort aus gelangte es ins Weiße Haus, wo es anscheinend für eine Menge Aufregung gesorgt hat, und von dort - wer weiß? Zwei Tage, nachdem er es dem FBI gegeben hatte, war Callahan tot. Und ich sollte natürlich mit ihm sterben.«

»Waren Sie zusammen?«

»Ich war ganz in der Nähe, aber nicht nahe genug.«

»Also sind Sie die unbekannte Frau am Tatort?«

»So wurde ich in der Zeitung bezeichnet.«

»Dann kennt die Polizei Ihren Namen?«

»Mein Name ist Darby Shaw. Ich bin Jurastudentin im zweiten Jahr in Tulane. Thomas Callahan war mein Professor. Ich schrieb das Dossier, gab es ihm, und den Rest kennen Sie. Haben Sie alles mitbekommen?«

Grantham machte sich hastig Notizen. »Ja. Ich höre.«

»Ich habe das French Quarter ziemlich satt, und ich habe vor, heute die Stadt zu verlassen. Morgen rufe ich Sie von irgendwo anders aus an. Haben Sie Zugang zu den Aufstellungen der Wahlkampfspenden?«

»Das sind öffentliche Unterlagen.«

»Das weiß ich. Aber wie schnell können Sie sich die Information beschaffen?«

»Welche Information?«

»Eine Liste aller Leute, die zum letzten Wahlkampf des Präsidenten große Beträge beigesteuert haben.«

»Das ist nicht schwierig. Die kann ich mir bis heute nachmittag besorgen.«

»Tun Sie das. Ich rufe Sie morgen früh wieder an.«

»Okay. Haben Sie eine Kopie des Dossiers?«

Sie zögerte. »Nein, aber ich kenne es auswendig.«

»Und Sie wissen, wer für die Morde verantwortlich ist?«

»Ja, und sobald ich es Ihnen gesagt habe, steht auch Ihr Name auf der Abschussliste.«

»Sagen Sie es mir jetzt.«

»Lassen wir's langsam angehen. Ich rufe morgen wieder an.«

Grantham ließ sich kein Wort entgehen, dann legte er auf. Er nahm seinen Notizblock und bahnte sich seinen Weg durch das Labyrinth von Schreibtischen und Leuten zum gläsernen Büro seines Ressortchefs Smith Keen. Keen war ein gesunder und munterer Typ mit einer Politik der offenen Tür, die Chaos in seinem Büro gewährleistete. Er beendete gerade ein Telefongespräch, als Grantham hereinstürmte und die Tür hinter sich zumachte.

»Diese Tür bleibt offen«, sagte Keen scharf.

»Wir müssen reden, Smith.«

»Wir reden bei offener Tür. Machen Sie die verdammte Tür auf.«

»Ich mache sie in einer Sekunde auf.« Grantham sprach mit erhobenen Händen; beide Handflächen waren dem Redakteur zugewandt. Ja, es war ernst. »Lassen Sie uns reden.«

»Okay. Worum geht es?«

»Es ist eine große Sache, Smith.«

»Ich weiß, dass sie groß ist. Sie haben die verdammte Tür zugemacht, also weiß ich, dass sie groß ist.«

»Ich habe gerade mein zweites Telefongespräch mit einer jungen Dame namens Darby Shaw beendet, die weiß, wer Rosenberg und Jensen umgebracht hat.«

Keen richtete sich langsam auf und musterte Grantham. »Ja, mein Sohn, das ist eine große Sache. Aber woher wissen Sie das? Woher weiß sie es? Was können Sie beweisen?«

»Ich habe noch keine Story, Smith, aber sie redet mit mir. Lesen Sie das.« Grantham gab ihm eine Kopie des Zeitungsberichts über Callahans Tod. Keen las ihn langsam.

»Okay. Wer ist Callahan?«

»Heute vor einer Woche hat er ein kleines Papier, das jetzt das Pelikan-Dossier genannt wird, dem FBI übergeben. Wie es scheint, wird in diesem Dossier irgendeine obskure Person mit den Morden in Verbindung gebracht. Das Dossier wird herumgereicht, gelangt ins Weiße Haus und von dort aus weiter zu Leuten, die niemand kennt. Zwei Tage später startet Callahan seinen Porsche zum letzten Mal. Darby Shaw behauptet, sie wäre die unidentifizierte Frau, die in dem Artikel erwähnt wird. Sie war mit Callahan zusammen und sollte eigentlich mit ihm sterben.«

»Weshalb sollte sie sterben?«

»Sie hat das Dossier geschrieben. Jedenfalls behauptet sie das.«

Keen versank tiefer in seinem Sessel und legte die Füße auf den Schreibtisch. Er betrachtete das Foto von Callahan. »Wo ist dieses Dossier?«

»Ich weiß es nicht.«

»Was steht drin?«

»Auch das weiß ich nicht.«

»Also wissen wir überhaupt nichts, oder?«

»Bisher nicht. Aber wenn sie mir alles erzählt, was darin steht?«

»Und wann wird sie das tun?«

Grantham zögerte einen Moment. »Bald, glaube ich. Ziemlich bald.«

Keen schüttelte den Kopf und warf den Zeitungsausschnitt auf den Schreibtisch. »Wenn wir das Dossier hätten, wäre das eine grandiose Story, Gray, aber wir könnten sie nicht bringen. Bevor

wir sie bringen können, muss alles gründlich, einwandfrei und bis ins letzte Detail verifiziert sein.«

»Aber ich habe grünes Licht?«

»Ja, aber ich will stündlich informiert werden. Sie schreiben kein Wort, bevor wir miteinander gesprochen haben.«

Grantham lächelte und öffnete die Tür.

Das war keine Arbeit, die ihm vierzig Dollar pro Stunde einbrachte. Nicht einmal dreißig oder zwanzig. Croft wusste, dass er Glück hatte, wenn er aus Gray für diese verdammte Suche nach der Nadel im Heuhaufen fünfzehn herausschinden konnte. Wenn er andere Arbeit gehabt hätte, dann hätte er Grantham gesagt, er solle sich jemand anderen suchen oder, besser noch, sie selbst tun.

Aber die Geschäfte gingen schlecht, und fünfzehn Dollar pro Stunde waren besser als gar nichts. Er rauchte seinen Joint in der hintersten Kabine zu Ende, spülte den Stummel weg und öffnete die Tür. Er setzte sich die dunkle Sonnenbrille auf die Nase und trat hinaus auf den Flur, der zu einer Vorhalle führte, von der aus vier Fahrstühle tausend Anwälte in ihre kleinen Büros hinaufbeförderten, wo sie ihre Tage damit verbrachten, anderen Leuten die Hölle heiß zu machen. Er hatte sich Garcias Aussehen genau eingeprägt. Er träumte sogar von diesem jungen Mann mit dem intelligenten Gesicht und dem schlanken, mit einem teuren Anzug bekleideten Körper. Er würde ihn wiedererkennen, wenn er ihn sah.

Er stand an einer Säule, hielt eine Zeitung in den Händen und versuchte, alle Leute durch seine dunkle Brille zu mustern. Anwälte überall, eilig auf dem Weg nach oben mit ihren schmucken kleinen Gesichtern und ihren schmucken kleinen Aktenkoffern. Mann, wie er diese Anwälte hasste! Weshalb waren sie alle gleich gekleidet? Dunkle Anzüge. Dunkle Schuhe. Dunkle Gesichter. Hin und wieder ein Nonkonformist mit einer kühnen Fliege. Wo kamen die alle her? Die ersten

Anwälte direkt nach seiner Verhaftung wegen Drogenbesitzes waren eine Horde von wütenden, von der *Post* angeheuerten Sprachrohren gewesen. Dann hatte er sich selbst einen Anwalt genommen, einen unverschämt teuren Idioten, der den Gerichtssaal nicht finden konnte. Und der Ankläger war natürlich auch ein Anwalt gewesen. Anwälte, Anwälte.

Zwei Stunden am Morgen, zwei Stunden in der Lunchpause, zwei Stunden am Abend, und dann würde Grantham ein anderes Gebäude haben, das er überwachen sollte. Neunzig Dollar am Tag waren lausig, und er würde Schluss machen, sobald er etwas Besseres hatte. Er hatte Grantham gesagt, dass das ganze aussichtslos war, nichts als ein Schuss ins Blaue. Grantham hatte es zugegeben, aber gesagt, er sollte trotzdem weitermachen. Es war alles, was sie tun konnten. Er hatte gesagt, Garcia hätte Angst und würde nicht mehr anrufen. Sie mussten ihn finden.

In seiner Tasche steckten für alle Fälle zwei der Fotos, und aus dem Branchenverzeichnis hatte er sich eine Liste der in dem Gebäude ansässigen Firmen herausgeschrieben. Es war eine lange Liste. Das Gebäude hatte zwölf Stockwerke, in denen fast ausschließlich Firmen saßen, in denen diese geschniegelten Westentaschengentlemen arbeiteten. Eine Schlangengrube.

Halb zehn war der Hauptansturm vorbei, und einige der Gesichter kamen ihm bekannt vor, als sie in einem der Fahrstühle wieder unten einschwebten, zweifellos auf dem Weg zum Gericht oder zu einer Behörde oder einem Mandanten. Croft schob sich durch die Drehtür und wischte sich die Füße auf dem Gehsteig ab.

Vier Blocks entfernt wanderte Fletcher Coal vor dem Schreibtisch des Präsidenten hin und her und lauschte intensiv in den Telefonhörer an seinem Ohr. Er runzelte die Stirn und schloss die Augen; dann schaute er den Präsidenten an, als wollte er sagen: »Schlimme Neuigkeiten, Chef. Wirklich

schlimme.« Der Präsident hielt einen Brief in der Hand und musterte Coal über seine Lesebrille hinweg. Dass Coal auf diese Weise herumwanderte, als wäre er der Führer, irritierte ihn, und er nahm sich vor, das gelegentlich zur Sprache zu bringen.

Coal knallte den Hörer auf die Gabel.

»Knallen Sie nicht mit den verdammt Telefonen herum!« sagte der Präsident.

Coal zuckte mit keiner Wimper. »Entschuldigung. Das war Zikman. Vor einer halben Stunde hat Gray Grantham bei ihm angerufen und ihn gefragt, ob er irgend etwas über die Pelikan-Akte wusste.«

»Wundervoll. Grandios. Wie ist er an eine Kopie davon gekommen?«

Coal wanderte immer noch hin und her. »Zikman weiß nichts davon, seine Unwissenheit war also echt.«

»Seine Unwissenheit ist immer echt. Er ist der blödeste Kerl in meinem Stab, Fletcher, und ich will, dass er verschwindet.«

»Wie Sie wünschen.« Coal ließ sich in einem Sessel vor dem Schreibtisch nieder und legte die Fingerspitzen unter dem Kinn gegeneinander. Er war tief in Gedanken versunken, und der Präsident versuchte, ihn zu ignorieren. Beide dachten einen Moment lang nach.

»Hat Voyles es durchsickern lassen?« fragte der Präsident schließlich.

»Vielleicht, wenn überhaupt etwas durchgesickert ist. Grantham ist dafür bekannt, dass er gern blufft. Wir können nicht sicher sein, dass er die Akte gesehen hat. Vielleicht hat er nur davon gehört und versucht jetzt, mehr zu erfahren.«

»Vielleicht, vielleicht. Was ist, wenn sie irgendeine verrückte Story über dieses verdammt Ding bringen? Was dann?« Der Präsident stemmte die Hände auf den Schreibtisch und stand auf. »Was dann, Fletcher? Diese Zeitung hasst mich!« Er starrte

zum Fenster hinaus.

»Sie können sie nicht bringen ohne eine andere Quelle, und eine andere Quelle kann es nicht geben, weil nichts dahintersteckt. Es ist nichts als eine verrückte Idee, der wesentlich mehr Beachtung geschenkt wird, als sie verdient.«

Der Präsident gab sich eine Weile seiner schlechten Laune hin und starrte durch das Glas. »Wie hat Grantham überhaupt davon erfahren?«

Coal stand auf und wanderte wieder herum, aber jetzt wesentlich langsamer. Er dachte immer noch angestrengt nach. »Keine Ahnung. Außer Ihnen und mir weiß hier niemand darüber Bescheid. Wir bekamen ein Exemplar, und das ist in meinem Büro eingeschlossen. Ich habe eigenhändig eine Kopie gemacht und sie Gminski gegeben. Ich habe ihn zur Geheimhaltung verpflichtet.«

Der Präsident schnaubte das Fenster an.

Coal fuhr fort. »Okay, Sie haben recht. Inzwischen könnten tausend Kopien im Umlauf sein. Aber es ist harmlos, es sei denn, unser Freund hätte diese schmutzigen Dinge tatsächlich getan, dann...«

»Dann sitze ich ganz tief in der Tinte.«

»Ja. Ich würde sagen, dann sitzen wir beide ganz tief in der Tinte.«

»Wieviel Geld haben wir genommen?«

»Millionen, direkt und indirekt.« Und legal und illegal. Der Präsident hatte kaum eine Ahnung von diesen Transaktionen, und Coal zog es vor, ihn im Ungewissen zu lassen.

Der Präsident ging langsam zur Couch. »Weshalb rufen Sie Grantham nicht an? Versuchen Sie herauszubekommen, was er weiß. Wenn er blufft, ist die Sache klar. Was meinen Sie?«

»Ich weiß nicht recht.«

»Sie haben doch schon öfters mit ihm gesprochen. Jeder kennt

Grantham.«

Jetzt wanderte Coal hinter der Couch herum. »Ja. Ich habe schon öfters mit ihm gesprochen. Aber wenn ich jetzt plötzlich aus dem Nirgendwo anrufe, wird das seinen Argwohn erregen.«

»Ja, da könnten Sie recht haben.« Der Präsident stand an einem Ende der Couch, Coal am anderen.

»Was ist die Kehrseite der Medaille?« fragte der Präsident schließlich.

»Unser Freund könnte dahinterstecken. Sie haben Voyles aufgefordert, die Finger von unserem Freund zu lassen. Unser Freund könnte von der Presse bloßgestellt werden. Voyles könnte sich aus der Affäre ziehen und erklären, Sie hätten ihn aufgefordert, anderen Verdächtigen nachzujagen und unseren Freund zu ignorieren. Die *Post* könnte sich mit einem weiteren Vertuschungsskandal überschlagen. Und die Wiederwahl könnten wir vergessen.«

»Sonst noch was?«

Coal dachte einen Augenblick nach. »Ja. Das ist alles an den Haaren herbeigezogen. Die Akte ist ein Phantasiegebilde. Grantham wird nichts finden, und ich komme zu spät zu einer Besprechung.« Er ging zur Tür. »In der Lunchpause spiele ich Squash. Um eins bin ich wieder hier.«

Der Präsident sah zu, wie die Tür geschlossen wurde, und atmete leichter. Am Nachmittag hatte er vor, achtzehn Löcher zu spielen. Also vergessen wir dieses Pelikan-Ding. Wenn Coal sich keine Sorgen machte, brauchte er sich auch keine zu machen.

Er tippte eine Nummer in sein Telefon ein, wartete geduldig und hatte schließlich Bob Gminski am Apparat. Der Direktor der CIA war ein grauenhafter Golfer, einer der wenigen, die der Präsident demütigen konnte, und er lud ihn ein, am Nachmittag mit ihm zu spielen. Gern, sagte Gminski, ein Mann, der tausend andere Dinge zu tun hatte, aber nun ja, er war der Präsident, es

würde ihm also ein Vergnügen sein, mit ihm zu spielen.

»Übrigens, Bob, was ist mit diesem Pelikan-Ding in New Orleans?«

Gminski räusperte sich und versuchte, seine Stimme ganz beiläufig klingen zu lassen. »Also, Chef, ich habe Fletcher Coal am Freitag gesagt, dass es sehr einfallsreich ist und eine hübsche Geschichte. Ich meine, die Verfasserin sollte das Jurastudium aufgeben und statt dessen Romane schreiben. Ha, ha, ha.«

»Großartig, Bob. Es steckt also nichts dahinter?«

»Wir graben weiter.«

»Wir sehen uns um drei.« Der Präsident legte auf und steuerte auf seinen Golfschläger zu.

FÜNFUNDZWANZIG

Riverwalk zieht sich vierhundert Meter am Wasser entlang und ist immer belebt. Das Einkaufszentrum besteht aus mindestens zweihundert Geschäften, Cafés und Restaurants auf mehreren Ebenen, von denen sich die meisten unter dem gleichen Dach befinden und einige Türen haben, die auf die Promenade am Flussufer hinausführen. Es liegt am Ende der Poydras Street, nur einen Steinwurf vom Quarter entfernt.

Sie kam um elf, trank im Hintergrund eines winzigen Bistros einen Espresso und versuchte, die Zeitung zu lesen und einen gelassenen Eindruck zu machen. Frenchmen's Bend lag eine Etage tiefer um eine Ecke herum. Sie war nervös, und der Espresso half auch nicht gerade.

In der Tasche hatte sie eine Liste der Dinge, die zu tun waren, bestimmte Schritte in bestimmten Momenten, sogar Wörter und Sätze, die sie sich für den Fall eingeprägt hatte, dass irgend etwas schiefging und Verheek außer Kontrolle geriet. Sie hatte zwei Stunden geschlafen und den Rest der Nacht skizzierend und notierend mit einem Block verbracht. Wenn sie starb, dann nicht wegen mangelhafter Vorbereitung.

Sie konnte Gavin Verheek nicht trauen. Er war bei einer Polizeiorganisation beschäftigt, die gelegentlich nach eigenen Regeln vorging. Er nahm Befehle entgegen von einem Mann, der berüchtigt war für seine schmutzigen Tricks. Sein Boss erstattete einem Präsidenten Bericht, der an der Spitze einer Administration von Schwachköpfen stand. Der Präsident hatte reiche, skrupellose Freunde, die ihm Unmengen von Geld zukommen ließen.

Aber in diesem Moment gab es sonst niemanden, dem sie hätte trauen können. Nach fünf Tagen und zweimaligem

Davonkommen um Haaresbreite warf sie jetzt das Handtuch. New Orleans hatte seinen Reiz verloren. Sie brauchte Hilfe, und wenn sie schon Polizisten trauen musste, dann waren die Fibbies nicht die schlechtesten.

Viertel vor zwölf. Sie zahlte für den Espresso, wartete auf ein dichtes Gedränge und schloss sich einer Gruppe von einkaufenden Leuten an. Als sie den Eingang von Frenchmen's Bend passierte, wo ihr Freund in ungefähr zehn Minuten sein sollte, sah sie, dass sich in dem Geschäft ungefähr ein Dutzend Leute aufhielten. Sie ging zwei Türen weiter in eine Buchhandlung. In der näheren Umgebung gab es mindestens drei Geschäfte, in denen sie sich aufhalten und verstecken und die Eingangstür von Frenchmen's Bend im Auge behalten konnte. Sie entschied sich für die Buchhandlung, weil die Verkäufer nicht aufdringlich und darauf eingestellt waren, dass die Kunden hier ihre Zeit totschlügen. Sie betrachtete zuerst die Zeitschriften, und drei Minuten vor zwölf trat sie zwischen zwei Regale mit Kochbüchern und hielt nach Gavin Ausschau.

Thomas hatte gesagt, er wäre nie pünktlich. Eine Stunde Verspätung wäre für ihn zeitig, aber sie hatte vor, ihm eine Viertelstunde zu geben und dann zu verschwinden.

Sie rechnete damit, dass er genau um zwölf auftauchen würde, und da war er. Schwarzes Sweatshirt, rote Baseballmütze, zusammengefaltete Zeitung. Er war ein wenig schlanker, als sie erwartet hatte, aber er konnte gut und gerne ein paar Kilo abnehmen. Ihr Herz hämmerte. Ruhig bleiben, Mädchen. Ganz ruhig bleiben.

Sie hielt sich ein Kochbuch vor die Augen und lugte darüber hinweg. Er hatte graues Haar und eine dunkle Haut. Die Augen waren hinter einer Sonnenbrille versteckt. Er zappelte und wirkte gereizt, so, wie er sich am Telefon angehört hatte. Er ließ die Zeitung von einer Hand in die andere wandern, trat von einem Fuß auf den anderen und schaute sich nervös um.

Er war okay. Ihr gefiel, was sie sah. Er hatte etwas Verletzliches, Nicht-Profihaftes an sich, das darauf hindeutete, dass auch er Angst hatte.

Nach fünf Minuten ging er, wie sie es verlangt hatte, durch die Tür und begab sich in die rechte hintere Ecke des Geschäfts.

Khamel war darauf trainiert, den Tod willkommen zu heißen. Er war ihm viele Male sehr nahe gewesen, hatte sich aber nie vor ihm gefürchtet. Und nach dreißig Jahren, in denen er ihn ständig erwartet hatte, gab es nichts, absolut nichts, das ihn nervös machen konnte. Beim Sex geriet er in eine gewisse Erregung, aber das war auch alles. Das Zappeln war eine Schau. Die unruhigen kleinen Bewegungen waren gewollt. Er hatte Konfrontationen mit Männern überlebt, die fast so talentiert gewesen waren wie er, und dieses kleine Rendezvous mit einem verzweiferten Kind würde bestimmt ein Kinderspiel sein. Er schaute sich die Safarijacken an und versuchte, nervös zu wirken.

Er hatte ein Taschentuch bei sich, weil er sich plötzlich so stark erkältet hatte, dass seine Stimme ein bisschen dumpf und rau klang. Er hatte sich die Aufzeichnung hundertmal angehört, und er war sicher, dass er den Tonfall und den Rhythmus und den leichten Akzent des Mittelwestens hatte. Aber Verheeks Stimme war etwas nasaler, deshalb das Taschentuch für die Erkältung.

Es fiel ihm schwer, zuzulassen, dass jemand sich ihm von hinten näherte, aber er wusste, dass er es tun musste. Sie war hinter ihm, aber ganz nahe, als sie »Gavin« sagte.

Er fuhr schnell herum. Sie hatte einen weißen Panamahut in der Hand und sprach zu ihm. »Darby«, sagte er und zog das Taschentuch für ein vorgetäushtes Niesen. Ihr Haar war goldfarben und kürzer als seines. Er nieste und hustete. »Wir sollten von hier verschwinden«, sagte er. »Diese Idee gefällt mir

nicht.«

Darby gefiel sie auch nicht. Es war Montag, und ihre Kommilitonen büffelten oder saßen in ihren Vorlesungen, und sie war hier, getarnt bis zum Gehnichts, und spielte eine Mantel- und Degenkomödie mit einem Mann, der sie das Leben kosten konnte. »Tun Sie einfach, was ich sage, okay. Wo haben Sie sich so erkältet?«

Er nieste in sein Taschentuch und sprach so leise wie möglich. Es hörte sich gequält an. »Gestern abend. Habe die Klimaanlage zu kühl eingestellt. Lassen Sie uns von hier verschwinden.«

»Folgen Sie mir.« Sie verließen das Geschäft. Darby nahm seine Hand, und sie gingen rasch eine Treppe hinunter, die zur Promenade führte.

»Haben Sie sie gesehen?« fragte er.

»Nein. Bisher noch nicht. Aber ich bin sicher, dass sie in der Nähe sind.«

»Wohin zum Teufel gehen wir?« Die Stimme war kratzig.

Sie waren auf der Promenade, fast joggend, und redeten, ohne sich anzusehen. »Kommen Sie einfach mit.«

»Sie laufen zu schnell, Darby. Wir fallen auf. Langsamer. Das ist doch verrückt. Lassen Sie mich einen Anruf machen, dann kann uns nichts mehr passieren. In zehn Minuten kann ich drei Agenten hier haben.« Er hörte sich gut an. Es funktionierte. Sie hielten sich an den Händen und rannten um ihr Leben.

»Nein.« Sie wurde langsamer. Die Promenade wimmelte von Leuten, und am Laufsteg der *Bayou Queen*, einem Raddampfer, hatte sich eine Schlange gebildet. Sie hielten am Ende der Schlange an.

»Was zum Teufel soll das?« fragte er.

»Müssen Sie über alles und jedes nörgeln?« flüsterte sie beinahe.

»Ja. Vor allem über Blödsinn, und das hier ist ausgemachter

Blödsinn. Wollen wir auf dieses Schiff?«

»Ja.«

»Weshalb?« Er nieste wieder, dann hustete er heftig. Er hätte sie gleich jetzt mit einer Hand erledigen können, aber überall waren Leute. Leute vor ihnen, Leute hinter ihnen. Er legte großen Wert auf saubere Arbeit, und an diesem Ort würde es ein schmutziges Geschäft sein. Geh mit ihr an Bord, spiel noch ein paar Minuten lang mit, sieh zu, was passiert. Er würde dafür sorgen, dass sie mit aufs Oberdeck kam, sie umbringen, in den Fluss werfen und dann losschreien. Schon wieder so ein grauenhafter Unfall. Das konnte funktionieren. Wenn nicht, würde er sich eben gedulden. In einer Stunde würde sie auf alle Fälle tot sein. Gavin war ein Nörgler, also nörgelte er weiter.

»Weil ich einen Wagen auf einem Parkplatz habe, eine Meile flussaufwärts, wo wir in einer halben Stunde anlegen werden«, erklärte sie mit leiser Stimme. »Wir verlassen das Schiff, steigen in den Wagen und verschwinden.«

Jetzt bewegte sich die Schlange. »Ich hasse Schiffe. Ich werde seekrank. Das ist gefährlich, Darby.« Er hustete und sah sich um wie ein Mann, der verfolgt wird.

»Ganz ruhig, Gavin. Es wird klappen.«

Khamel zupfte an seiner Hose. Sie hatte eine Taillenweite von neunzig Zentimetern und verdeckte acht Lagen Unter- und Turnhosen. Das Sweatshirt hatte die Größe XL, und obwohl er fünfundsiebzig Kilo wog, konnte er für fünfundneunzig durchgehen. Oder was auch immer. Es schien zu funktionieren.

Sie waren fast auf der Laufplanke der *Bayou Queen*. »Das gefällt mir nicht«, murmelte er gerade so laut, dass sie es hören konnte.

»Halten Sie endlich die Klappe«, sagte sie.

Der Mann mit der Waffe rannte ans Ende der Schlange und bahnte sich mit den Ellenbogen seinen Weg zwischen den

Leuten mit ihren Taschen und Kameras hindurch. Die Touristen standen dicht gedrängt beieinander, als wäre eine Fahrt auf dem Flusssdampfer die großartigste Sache von der Welt. Er hatte schon früher getötet, aber noch nie an einem derart öffentlichen Ort. Durch die Menge hindurch war ihr Hinterkopf zu sehen. Er boxte sich verzweifelt durch die Schlange. Ein paar Leute beschimpften ihn, aber das kümmerte ihn nicht. Die Waffe steckte in seiner Tasche, aber als er sich der jungen Frau näherte, zog er sie heraus und hielt sie neben dem rechten Bein. Sie war fast auf der Laufplanke, fast auf dem Schiff. Er drängelte heftiger und schob Leute aus dem Weg. Sie protestierten wütend, bis sie die Waffe sahen, dann begannen sie zu schreien. Sie hielt den Mann bei der Hand, der ununterbrochen redete. Sie war im Begriff, auf das Deck zu treten, als er die letzte Person aus dem Weg drängte und dem Mann die Waffe blitzschnell unmittelbar unter der roten Baseballmütze aufs Genick setzte. Er drückte ab, und die Leute kreischten und ließen sich zu Boden fallen.

Gavin stürzte schwer auf die Laufplanke. Darby schrie und wich entsetzt zurück. Ihre Ohren dröhnten von dem Schuss, Stimmen kreischten und Leute zeigten mit den Fingern. Der Mann mit der Waffe rannte auf eine Reihe von Geschäften und eine Menschenmenge zu. Ein schwerer Mann mit einer Kamera brüllte hinter ihm her, und Darby sah ihn noch eine Sekunde, bevor er verschwand. Vielleicht hatte sie ihn schon früher einmal gesehen, aber im Augenblick konnte sie nicht denken. Sie schrie und konnte nicht aufhören.

»Er hat eine Waffe!« schrie eine Frau in der Nähe des Schiffes, und die Menge wich vor Gavin zurück, der jetzt auf allen Vieren kauerte und eine Pistole in der rechten Hand hielt. Er schwankte unsicher hin und her wie ein Kind, das zu krabbeln versucht. Blut strömte von seinem Kinn herab und sammelte sich in einer Pfütze unter seinem Gesicht. Sein Kopf hing fast bis auf die Planke. Seine Augen waren geschlossen. Er

bewegte sich ein paar Zentimeter vorwärts; nun waren seine Knie in der dunkelroten Pfütze.

Die Menge wich noch weiter zurück, entsetzt über den Anblick dieses Verletzten, der gegen den Tod ankämpfte. Er schwankte und rutschte wieder vorwärts, ohne Ziel, wollte sich nur bewegen, leben. Er begann zu schreien, laute, schmerzgepeinigzte Worte in einer Sprache, die Darby unbekannt war.

Das Blut strömte, sprudelte aus der Nase und vom Kinn. Er heulte in dieser unbekannten Sprache. Zwei Angehörige der Schiffsbesatzung standen auf der Laufplanke, getrauten sich aber nicht, näher heranzukommen. Sie hatten Angst vor der Pistole.

Eine Frau schrie, dann noch eine. Darby wich weiter zurück. »Er ist ein Ägypter«, sagte eine kleine dunkle Frau. Diese Feststellung hatte keine Bedeutung für die Menge, die jetzt gebannt zuschaute.

Er ruckte vorwärts, der Kante der Promenade entgegen. Die Pistole fiel ins Wasser. Er sackte zusammen, landete mit überhängendem Kopf auf dem Bauch, und das Blut tropfte in den Fluss. Rufe kamen aus dem Hintergrund, und zwei Polizisten stürmten auf ihn zu.

Jetzt drängten an die hundert Leute vorwärts, um den Toten zu sehen. Darby schob sich in den Hintergrund und verließ den Ort des Geschehens. Die Polizisten würden Fragen stellen, und da sie keine Antworten hatte, zog sie es vor, nicht zu reden. Im Riverwalk gab es ein Austernlokal. Jetzt, zur Lunchzeit, war es bis auf den letzten Platz besetzt, und sie fand den Waschraum im Hintergrund. Sie verriegelte die Tür und setzte sich auf eine der Toiletten.

Kurz nach Anbruch der Dunkelheit verließ sie das Riverwalk. Das Westin Hotel war zwei Blocks entfernt, und sie hoffte, dass

sie es vielleicht bis dorthin schaffen würde, ohne unterwegs niedergeschossen zu werden. Ihre Kleidung war anders und unter einem neuen schwarzen Trenchcoat verborgen. Auch die Sonnenbrille und der Hut waren neu. Sie hatte es satt, gutes Geld für Wegwerfkleidung zu verschwenden. Sie hatte eine Menge Dinge satt.

Sie schaffte es, das Westin heil und ganz zu erreichen. Es war kein Zimmer frei, und sie saß eine Stunde in der gut beleuchteten Lounge und trank Kaffee. Es war Zeit, sich aus dem Staub zu machen, aber sie durfte nicht unvorsichtig werden. Sie musste nachdenken.

Vielleicht dachte sie viel zu viel nach. Vielleicht hielten sie sie jetzt für eine Denkerin und planten dementsprechend.

Sie verließ das Westin und ging zur Poydras, wo sie ein Taxi herbeiwinkte. Am Steuer saß ein älthlicher Schwarzer.

»Ich muss nach Baton Rouge«, sagte sie.

»Himmel, Lady, das ist aber eine verdammt lange Fahrt.«

»Wieviel?« fragte sie rasch.

Er dachte eine Sekunde lang nach. »Hundertfünfzig.«

Sie ließ sich auf den Rücksitz fallen und warf zwei Scheine über die Lehne. »Hier sind zweihundert. Bringen Sie mich hin, so schnell Sie können, und schauen Sie in den Rückspiegel. Es kann sein, dass uns jemand folgt.«

Er schaltete den Taxameter aus und steckte das Geld in seine Hemdentasche. Darby legte sich auf den Rücksitz und machte die Augen zu. Das war kein intelligenter Schachzug, aber ständiges Abwägen des Risikos brachte sie nicht weiter. Der alte Mann war ein guter Fahrer, und binnen Minuten waren sie auf der Schnellstraße.

Das Dröhnen in ihren Ohren hatte sich gegeben, aber sie hörte immer noch den Schuss und sah ihn auf allen Vieren, wie er vorwärts und rückwärts schwankte und versuchte, einen

Augenblick länger am Leben zu bleiben. Thomas hatte einmal von ihm als von Dutch Verheek gesprochen, aber gesagt, sie hätten den Spitznamen nicht mehr benutzt, als sie mit dem Studium fertig waren und ernsthaft an ihre spätere Laufbahn dachten. Dutch Verheek war kein Ägypter.

Sie hatte nur einen ganz flüchtigen Blick auf den Killer werfen können, als er davonrannte. Irgend etwas an ihm war unbekannt vorgekommen. Er hatte im Laufen einen schnellen Blick nach rechts geworfen, und irgend etwas hatte geklickt. Aber sie war hysterisch gewesen und hatte geschrien, und es war verschwommen.

Alles verschwamm. Auf halbem Wege nach Baton Rouge sank sie in tiefen Schlaf.

SECHSUNDZWANZIG

Direktor Voyles stand hinter seinem Schreibtischsessel. Er hatte das Jackett ausgezogen, und der größte Teil der Knöpfe seines schmutzligen, zerknitterten Hemds stand offen. Es war neun Uhr abends, und dem Hemd nach zu urteilen hatte er mindestens die letzten fünfzehn Stunden in seinem Büro verbracht. Ohne ans Heimgehen zu denken.

Den Hörer am Ohr, murmelte er ein paar Anweisungen und legte dann auf. K. O. Lewis saß auf der anderen Seite des Schreibtisches. Die Tür stand offen, alle Lichter waren eingeschaltet; niemand war gegangen. Die Stimmung war düster, gelegentlich wurde leise geflüstert.

»Das war Eric East«, sagte Voyles und ließ sich auf seinem Sessel nieder. »Er ist seit ungefähr zwei Stunden dort, und sie sind gerade mit der Autopsie fertig geworden. Er hat zugesehen. Es war seine erste. Ein Schuss in die rechte Schläfe, aber der Tod war schon früher eingetreten, durch einen einzigen Schlag auf C-2 und C-3. Die Wirbel waren völlig zerschmettert. Keine Pulverspuren an seiner Hand. Ein weiterer Schlag verletzte seinen Kehlkopf schwer, war aber nicht die Todesursache. Er war nackt. Geschätzte Todeszeit: gestern abend zwischen zehn und elf.«

»Wer hat ihn gefunden?« fragte Lewis.

»Die Mädchen, die heute vormittag gegen elf ins Zimmer kamen. Werden Sie es seiner Frau beibringen?«

»Ja, natürlich«, sagte K. O. »Wann wird er überführt?«

»East sagte, die Leiche wird bald freigegeben und sollte heute nacht gegen zwei Uhr hier sein. Sagen Sie ihr, wir werden tun, was immer sie möchte. Ich schicke morgen hundert Agenten los,

die die Stadt durchkämmen sollen. Sagen Sie ihr, wir werden den Mörder finden und so weiter und so weiter.«

»Irgendwelche Spuren?«

»Anscheinend nicht. East sagte, das Hotelzimmer stünde ihnen seit drei Uhr zur Verfügung, und es schiene sich um einen sehr sauberen Job zu handeln. Kein gewaltsames Eindringen. Keine Gegenwehr. Nichts, das uns irgendwie weiterhelfen könnte. Aber wir stehen noch am Anfang.« Voyles rieb sich die geröteten Augen und dachte eine Weile nach.

»Wie ist es möglich, dass er zu einer Beerdigung fuhr und dann ermordet wurde?« fragte Lewis.

»Er hat in dieser Pelikan-Sache rumgeschnüffelt. Einer unserer Agenten, ein Mann namens Carlton, hat East berichtet, dass Gavin versuchte, die Frau zu finden, und dass die Frau ihn angerufen hat. Er hätte gesagt, dass er vielleicht Hilfe brauchen würde, um sie in Sicherheit zu bringen. Carlton hat ein paar Mal mit ihm gesprochen und ihm die Namen von ein paar Studentenlokalen in der Stadt genannt. Das war alles, behauptet er jedenfalls. Carlton sagt, dass er, Carlton, sich ein bisschen Sorgen machte, dass Gavin den großen FBI-Mann herauskehren könnte. Das wäre ihm durchaus zuzutrauen.«

»Hat irgend jemand die Frau gesehen?«

»Sie ist vermutlich tot. Ich habe New Orleans angewiesen, sie zu finden, wenn es möglich ist.«

»Wegen ihrem kleinen Dossier haben schon mehrere Leute dran glauben müssen. Wann nehmen wir es ernst?«

Voyles deutete mit einem Kopfnicken auf die Tür, und Lewis stand auf und machte sie zu. Der Direktor war wieder auf den Beinen, ließ seine Knöchel knacken und dachte laut nach. »Wir müssen verdammt vorsichtig sein. Ich meine, wir sollten mindestens zweihundert Agenten auf Pelikan ansetzen, aber höllisch aufpassen, dass nichts durchsickert. Da steckt etwas dahinter, K. O., etwas ganz Übles. Andererseits habe ich dem

Präsidenten versprochen, dass wir uns aus der Sache zurückziehen würden. Sie erinnern sich - er selbst hat mir die Anweisung erteilt, wir sollten uns nicht mehr um das Pelikan-Dossier kümmern, und ich habe zugestimmt, zum Teil deshalb, weil wir dachten, es wäre ein Witz.« Voyles brachte ein bitteres Lächeln zustande. »Jedenfalls habe ich unsere kleine Unterhaltung aufgenommen, als er verlangte, dass wir uns zurückziehen. Ich bin ziemlich sicher, dass er und Coal alles im Umkreis von einer halben Meile ums Weiße Haus aufnehmen, weshalb sollte ich es dann nicht auch tun? Ich hatte mein bestes Taschenmikrofon dabei, und ich habe mir das Band angehört. Alles ganz klar und deutlich.«

»Ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen.«

»Ganz einfach. Wir machen uns an die Arbeit und untersuchen alles und jeden. Wenn das hier die Antwort ist, dann lösen wir den Fall, bringen die Leute vor Gericht, und jedermann ist glücklich. Aber es wird verdammt schwierig sein, das schnell durchzuziehen. Währenddessen haben der Schwachkopf und Coal da drüben keine Ahnung von der Untersuchung. Wenn die Presse davon Wind bekommt, und wenn das Pelikan-Dossier sich als stichhaltig erweist, dann werde ich dafür sorgen, dass das ganze Land erfährt, dass der Präsident uns angewiesen hat, die Finger davon zu lassen, weil es um einen seiner Freunde geht.«

Lewis lächelte. »Das wird ihm den Rest geben.«

»Ja! Coal wird Blut spucken, und der Präsident wird sich nie davon erholen. Nächstes Jahr sind Wahlen, K. O.«

»Das gefällt mir, Dentón, aber zuerst einmal müssen wir den Fall lösen.«

Voyles trat langsam hinter seinen Schreibtisch und streifte die Schuhe ab. »Wir werden jeden Stein umdrehen, K. O., aber es wird nicht einfach sein. Wenn es Mattiece ist, dann haben wir einen sehr reichen Mann mit einem ausgeklügelten Plan, bei

dem er sich höchst talentierter Killer bedient, um zwei Richter aus dem Weg zu räumen. Solche Leute reden nicht, sie hinterlassen auch keine Spuren. Nehmen Sie nur unseren Freund Gavin. Wir werden zweitausend Stunden damit verbringen, um dieses Hotel herum nachzuforschen, und ich wette, wir werden nicht ein Fetzen nützliches Beweismaterial finden. Genau wie bei Rosenberg und Jensen.«

»Und Callahan.«

»Und Callahan. Und wahrscheinlich bei der Frau, falls wir jemals ihre Leiche finden.«

»Irgendwie bin ich dafür verantwortlich, Dentón. Gavin kam am Donnerstagmorgen zu mir, nachdem er von Callahans Tod erfahren hatte, und ich habe ihm nicht zugehört. Ich wusste, dass er nach New Orleans wollte, aber ich habe ihm nicht zugehört.«

»Es tut mir leid, dass er tot ist. Er war ein guter Anwalt und mir gegenüber immer loyal. Ich weiß das zu würdigen. Ich habe Gavin vertraut. Aber er hat sich seinen Tod selbst zuzuschreiben, weil er seine Befugnisse überschritten hat. Es war nicht seine Sache, den Agenten zu spielen und zu versuchen, die Frau zu finden.«

Lewis stand auf und streckte sich. »Ich mache mich auf den Weg zu Mrs. Verheek. Wieviel soll ich ihr erzählen?«

»Sagen Sie, es sähe aus wie ein Einbruch, die Polizei da unten ist sich noch nicht sicher, die Nachforschungen dauern an, morgen werden wir mehr wissen, und so weiter. Sagen Sie ihr, es hätte mich schwer getroffen, und wir würden tun, was immer sie wünscht.«

Coals Limousine hielt am Bordstein, damit ein Krankenwagen vorbeijagen konnte. Die Limousine kreuzte ziellos durch die Stadt, was nicht ungewöhnlich war, wenn Coal und Matthew Barr über wirklich schmutzige Geschäfte zu reden hatten. Sie saßen im Fond und nippten an ihren Drinks. Coal trank

Mineralwasser, Barr hatte sich in einem kleinen Supermarkt eine Dose Budweiser gekauft.

Sie ignorierten den Krankenwagen.

»Ich muss wissen, was Grantham weiß«, sagte Coal. »Heute hat er Zikman angerufen, dann Zikmans Sekretär Trandell und Nelson De Van, einen meiner früheren Mitarbeiter, der jetzt im Komitee für die Wiederwahl arbeitet. Und das sind nur die, von denen ich weiß. Alles an einem Tag. Er ist ganz wild auf diese Pelikan-Akte.«

»Sie glauben, er hat sie gelesen?« Die Limousine hatte sich wieder in Bewegung gesetzt.

»Nein. Bestimmt nicht. Wenn er wüsste, was darin steht, würde er nicht herumtelefonieren. Aber er weiß offenbar von ihrer Existenz.«

»Er ist gut. Ich beobachte ihn seit Jahren. Er scheint sich im Schatten herumzudrücken und hält Kontakt mit allen möglichen Informanten. Er hat ein paar verrückte Stories geschrieben, aber gewöhnlich hat alles Hand und Fuß.«

»Genau das beunruhigt mich. Er ist hartnäckig, und bei dieser Sache riecht er Blut.«

Barr nahm einen Schluck aus seiner Dose. »Natürlich wäre es Ihnen nicht recht, wenn ich Sie fragen würde, um was es in dieser Akte geht.«

»Fragen Sie nicht. Es ist so verdammt geheim, dass es geradezu beängstigend ist.«

»Wieso weiß Grantham dann davon?«

»Das ist die Frage. Und genau das, was ich wissen möchte. Wie hat er davon erfahren, und wie viel weiß er? Wer sind seine Informanten?«

»Wir haben sein Autotelefon angezapft, aber in seiner Wohnung waren wir noch nicht.«

»Warum nicht?«

»Heute morgen wären wir beinahe von seiner Putzfrau erwischt worden. Wir versuchen es morgen noch einmal.«

»Sie dürfen sich nicht erwischen lassen, Barr. Denken Sie an Watergate.«

»Das waren Idioten, Fletcher. Wir dagegen sind ziemlich begabte Leute.«

»Stimmt. Und nun sagen Sie mir, können Sie und Ihre ziemlich begabten Leute Granthams Telefon in der *Post* anzapfen?«

Barr drehte den Kopf und starrte Coal an. »Haben Sie den Verstand verloren? Unmöglich. Da herrscht Tag und Nacht Betrieb. Sie haben Wachmänner und alles, was sonst noch dazugehört.«

»Es ließe sich machen.«

»Dann machen Sie es, Coal. Wenn Sie so verdammt schlau sind, dann machen Sie es.«

»Denken Sie wenigstens über Möglichkeiten nach, ja? Machen Sie sich ein paar Gedanken darüber.«

»Okay. Ich habe mir Gedanken darüber gemacht. Es ist unmöglich.«

Diese Überzeugung amüsierte Coal, und seine Belustigung ärgerte Barr. Die Limousine fuhr in Richtung Innenstadt.

»Zapfen Sie seine Wohnung an«, befahl Coal. »Ich möchte zweimal täglich über seine sämtlichen Gespräche informiert werden.« Die Limousine hielt, und Barr stieg aus.

SIEBENUNDZWANZIG

Frühstück am Dupont Circle. Es war ziemlich kühl, aber die Junkies und die Transvestiten weilten noch bewusstlos in ihren elenden kleinen Welten. Ein paar Säufer lagen herum wie Treibholz. Aber die Sonne war aufgegangen, und er fühlte sich sicher; schließlich war er nach wie vor FBI-Agent mit einem Schulterholster und einer Waffe unter dem Arm. Was hatte er schon zu befürchten? Er hatte die Waffe seit fünfzehn Jahren nicht mehr benutzt und verließ sein Büro nur selten, aber er hätte sie nur zu gern gezogen und abgefeuert.

Sein Name war Trope, und er war ein sehr spezieller Mitarbeiter von Mr. Voyles. So speziell, dass niemand außer ihm und Mr. Voyles von diesen kleinen Unterhaltungen mit Booker von der CIA etwas wusste. Er setzte sich mit dem Rücken nach New Hampshire auf eine runde Bank und packte sein Frühstück aus, eine Banane und ein Stück Kuchen, die er unterwegs gekauft hatte. Er sah auf die Uhr. Booker war immer pünktlich. Trope kam immer als erster, Booker fünf Minuten später, sie redeten jedesmal nur kurz, danach ging zuerst Trope und dann Booker. Sie waren jetzt beide Büromenschen in ziemlich vorgerücktem Alter, aber enge Vertraute ihrer Chefs, die es von Zeit zu Zeit satt hatten, Mutmaßungen darüber anzustellen, was zum Teufel der andere tat, oder vielleicht auch nur irgend etwas schnell erfahren wollten.

Er hieß wirklich Trope, und er fragte sich, ob auch Booker ein wirklicher Name war. Vermutlich nicht. Booker gehörte zur CIA, und in Langley war man so paranoid, dass wahrscheinlich sogar die Bleistiftspitzer Decknamen hatten.

Er biss ein Stück von seiner Banane ab. Es würde ihn nicht wundern, wenn die Sekretärinnen dort drei oder vier Namen

hatten.

Booker näherte sich dem Springbrunnen mit einem großen weißen Becher voll Kaffee. Er sah sich um, dann ließ er sich neben seinem Freund nieder. Voyles hatte dieses Treffen gewünscht, deshalb würde Trope als erster sprechen.

»Wir haben in New Orleans einen Mann verloren«, sagte er.

Booker umfasste den heißen Becher mit beiden Händen und trank. »Das hatte er sich selbst zuzuschreiben.«

»Ja, aber er ist nun einmal tot. Waren Sie dort?«

»Ja, aber wir wussten nicht, dass er dort war. Wir waren nahe dran, haben aber andere beobachtet. Was hat er dort gemacht?«

Trope wickelte seinen Kuchen aus. »Das wissen wir nicht. Er fuhr zu der Beisetzung, versuchte, die Frau zu finden, fand einen anderen, und nun haben wir die Bescherung.« Er nahm einen großen Bissen, und die Banane war aufgeessen. »Saubere Arbeit, oder?«

Booker zuckte die Achseln. Was wusste das FBI schon über das Töten von Leuten? »Er war okay. Ziemlich schwacher Versuch, einen Selbstmord vorzutäuschen, wie wir gehört haben.« Er trank einen Schluck von seinem heißen Kaffee.

»Wo ist die Frau?« fragte Trope.

»Wir haben sie in O'Hare aus den Augen verloren. Vielleicht ist sie in Manhattan, aber wir sind nicht sicher. Wir halten nach ihr Ausschau.«

»Und die anderen auch.«

»Zweifellos.«

Sie beobachteten einen der Säufer, der von seiner Bank wegtaumelte und stürzte. Sein Kopf prallte zuerst auf, aber vermutlich spürte er nichts. Er rollte sich herum, und seine Stirn blutete.

Booker sah auf die Uhr. Diese Treffen waren überaus kurz. »Was hat Mr. Voyles vor?«

»Sich an die Arbeit zu machen. Er hat gestern fünfzig Leute losgeschickt und heute noch mehr. Er mag es nicht, wenn man seine Leute umbringt, vor allem jemand, den er gut kennt.«

»Was ist mit dem Weißen Haus?«

»Er hat nicht vor, sie zu informieren, und vielleicht finden sie es nicht heraus. Was wissen sie?«

»Sie kennen Mattiece.«

Die Erwähnung dieses Namens entlockte Trope ein leichtes Lächeln. »Wo steckt Mr. Mattiece?«

»Das weiß niemand. In den letzten drei Jahren hat er sich in diesem Land kaum sehen lassen. Er besitzt mindestens ein halbes Dutzend Häuser in ebenso vielen Ländern, und er hat Jets und Schiffe. Er kann überall stecken.«

Trope aß seinen Kuchen auf und steckte das Einwickelpapier in die Tüte. »Das Dossier hat den Nagel auf den Kopf getroffen, nicht wahr?«

»Es ist wundervoll. Wenn er den Dingen ihren Lauf gelassen hätte, dann hätte kaum ein Mensch darauf geachtet. Aber er spielt den wilden Mann, fängt an, Leute umzubringen, und je mehr Leute er umbringt, desto glaubwürdiger wird das Dossier.«

Trope sah auf die Uhr. Schon zu lange, aber das war interessant. »Voyles sagt, wir würden vielleicht Ihre Hilfe brauchen.«

Booker nickte. »Okay. Aber das wird eine ziemlich schwierige Sache. Erstens ist der mutmaßliche Killer tot. Zweitens ist der mutmaßliche Hintermann kaum zu fassen. Es war eine bis ins letzte Detail geplante Verschwörung, aber die Verschwörer sind verschwunden. Wir werden versuchen, Mattiece zu finden.«

»Und die Frau?«

»Die auch. Wir versuchen es.«

»Was denkt sie?«

»Wie sie es schaffen kann, am Leben zu bleiben.«

»Können Sie sie nicht einkassieren?« fragte Trope.

»Nein. Wir wissen nicht, wo sie steckt, und wir können nicht einfach unschuldige Zivilpersonen von der Straße weg verhaften. Im Augenblick traut sie niemandem.«

Trope stand mit seiner Frühstückstüte auf. »Das kann ich ihr nicht verübeln.« Dann war er fort.

Grantham betrachtete ein verschwommenes Fax-Foto, das er aus Phoenix bekommen hatte. Sie war Studentin an der Arizona State University, eine sehr attraktive Zwanzigjährige aus Denver, wo ihr Hauptfach Biologie gewesen war. Er hatte zwanzig Shaws in Denver angerufen, bevor er es aufgab. Das zweite Fax kam von einem Lokalreporter für AP in New Orleans. Es war die Kopie eines Fotos, das zu Beginn ihres Studiums in Tulane aufgenommen worden war. Das Haar war länger. Irgendwo in der Mitte des Jahrbuchs hatte der Lokalreporter ein Foto von Darby Shaw gefunden, auf dem sie bei einem Picknick mit Kommilitonen eine Diät-Cola trank. Sie trug einen weiten Pullover und verblichene Jeans, die genau passten, und es war offensichtlich, dass es ein großer Bewunderer von Darby gewesen sein musste, der dieses Foto in das Jahrbuch aufgenommen hatte. Es sah aus wie ein Modefoto aus *Vogue*. Sie lachte über jemanden oder etwas. Die Zähne waren vollkommen, und das Gesicht war sympathisch. Er hatte das Foto an die kleine Korktafel neben seinem Schreibtisch geheftet.

Er hatte noch ein viertes Fax, ein Foto von Thomas Callahan. Nur der Vollständigkeit halber.

Er legte die Füße auf den Schreibtisch. Es war fast halb zehn, Dienstag. Die Redaktion summt, es herrscht ein ständiges Kommen und Gehen, ein perfekt organisiertes Chaos. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte er achtzig Telefonanrufe

getätigt und nichts in der Hand außer den vier Fotos und einem Stapel von Listen mit Wahlkampfspenden. Er kam einfach nicht weiter, aber deshalb brauchte er sich keine grauen Haare wachsen zu lassen. Sie würde gleich anrufen.

Er überflog die *Post* und las die merkwürdige Story über einen gewissen Gavin Verheek und sein Hinscheiden. Das Telefon läutete. Es war Darby.

»Haben Sie die *Post* gesehen?« fragte sie.

»Sie scheinen zu vergessen, dass ich für die *Post* schreibe.«

Sie war nicht in der Stimmung für Belanglosigkeiten. »Die Story über den FBI-Anwalt, der in New Orleans ermordet wurde, haben Sie die gelesen?«

»Ich lese sie gerade. Hängt sie mit Ihnen zusammen?«

»So könnte man es ausdrücken. Hören Sie genau zu, Grantham. Callahan gab das Dossier an Verheek weiter, der sein bester Freund war. Am Freitag kam Verheek zu seiner Beisetzung nach New Orleans. Ich habe am Wochenende mit ihm telefoniert. Er wollte mir helfen, aber ich hatte Angst. Wir vereinbarten ein Treffen für gestern mittag. Verheek wurde gegen elf am Sonntagabend in seinem Zimmer ermordet. Sind Sie soweit mitgekommen?«

»Ja.«

»Verheek erschien nicht zu dem Treffen, weil er da bereits tot war. Ich bekam es mit der Angst zu tun und verließ die Stadt. Jetzt bin ich in New York.«

»Okay.« Grantham machte sich blitzschnell Notizen. »Wer hat Verheek umgebracht?«

»Das weiß ich nicht. Aber es steckt noch mehr dahinter. Ich habe die *Post* und die *New York Times* von der ersten bis zur letzten Seite gelesen und nichts gefunden über einen weiteren Mord in New Orleans. Es handelt sich um einen Mann, mit dem ich gesprochen habe, und den ich für Verheek hielt. Es ist eine

lange Geschichte.«

»Das scheint mir auch so. Wann bekomme ich diese lange Geschichte?«

»Wann können Sie nach New York kommen?«

»Ich kann am Mittag dort sein.«

»Das wäre ein bisschen zu schnell. Verabreden wir uns für morgen. Ich rufe Sie morgen um die gleiche Zeit wieder an, mit Anweisungen. Sie müssen ungeheuer vorsichtig sein, Grantham.«

Er bewunderte die Jeans und das Lächeln auf der Korktafel.
»Nennen Sie mich Gray, okay? Nicht Grantham.«

»Von mir aus. Es gibt ein paar sehr mächtige Leute, die Angst vor dem haben, was ich weiß. Wenn ich es Ihnen sage, könnte es Sie das Leben kosten. Ich habe die Leichen gesehen, Gray. Ich habe Bomben und Schüsse gehört. Gestern habe ich das Gehirn eines Mannes gesehen, und ich habe keine Ahnung, wer er war oder warum er getötet wurde. Aber er wusste über das Pelikan-Dossier Bescheid. Ich hielt ihn für meinen Freund. Ich vertraute ihm mein Leben an, und jemand schoss ihm in Gegenwart von fünfzig Leuten eine Kugel in den Kopf. Als ich zusah, wie er starb, kam mir der Gedanke, dass er vielleicht doch nicht mein Freund war. Dann habe ich noch ein wenig länger darüber nachgedacht, und mir ist klar geworden, dass er ganz bestimmt nicht mein Freund war.«

»Wer hat ihn getötet?«

»Darüber reden wir, wenn Sie hier sind.«

»Okay, Darby.«

»Da ist noch eine Kleinigkeit, die wir klarstellen müssen. Ich erzähle Ihnen alles, was ich weiß, aber Sie dürfen nie meinen Namen nennen. Was ich geschrieben habe, reicht aus, dass mindestens drei Leute daran glauben mussten, und ich bin ziemlich sicher, dass ich die nächste sein werde. Aber ich will

nicht noch mehr Probleme heraufbeschwören. Sie werden meinen Namen niemals nennen, okay, Gray?»

»Abgemacht.«

»Ich setze eine Menge Vertrauen in Sie, und ich weiß nicht, weshalb ich das tue. Wenn ich je an Ihnen zweifeln sollte, werde ich verschwinden.«

»Sie haben mein Wort, Darby. Ich schwöre es.«

»Ich glaube, Sie machen einen Fehler. Das ist keine Ihrer normalen Recherchen. Sie könnten dabei umgebracht werden.«

»Von den gleichen Leuten, die Rosenberg und Jensen umgebracht haben?«

»Ja.«

»Wissen Sie, wer Rosenberg und Jensen umgebracht hat?«

»Ich weiß, wer für die Morde bezahlt hat. Ich kenne seinen Namen. Ich kenne sein Geschäft. Ich kenne seine Politik.«

»Und das alles werden Sie mir morgen erzählen?«

»Wenn ich dann noch lebe.« Es folgte eine lange Pause, während der beide über etwas Angemessenes nachdachten.

»Vielleicht sollten wir uns jetzt gleich unterhalten«, sagte er.

»Vielleicht. Aber ich rufe Sie morgen früh an.«

Grantham legte den Hörer auf und bewunderte einen Moment das leicht verschwommene Foto dieser ausnehmend schönen Jurastudentin, die überzeugt war, dass sie bald sterben musste. Eine Sekunde lang erlag er Gedanken an Ritterlichkeit und Edelmut und Rettung. Sie war Anfang Zwanzig, mochte, dem Foto von Callahan nach zu urteilen, ältere Männer, und plötzlich vertraute sie ihm unter Ausschluss aller anderen. Er würde dafür sorgen, dass es funktionierte. Und er würde sie schützen.

Die Wagenkolonne verließ die Innenstadt. In einer Stunde sollte er eine Rede in College Park halten, und jetzt saß er

entspannt ohne Jackett in der Limousine und las den Text, den Mabry zu Papier gebracht hatte. Er schüttelte den Kopf und machte sich Randnotizen. An einem normalen Tag wäre dies eine angenehme Fahrt gewesen, mit einer netten kleinen Rede in einem hübschen Campus, aber heute nicht. Coal saß neben ihm in der Limousine.

In der Regel nahm der Stabschef an derartigen Ausflügen nicht teil. Er genoss die Momente, in denen der Präsident nicht im Weißen Haus war und er allein das Sagen hatte. Aber sie mussten miteinander reden.

»Mabrys Reden hängen mir zum Hals heraus«, sagte der Präsident verärgert. »Sie hören sich alle gleich an. Ich bin ganz sicher, dass ich dieselbe Rede schon letzte Woche bei dem Rotarier-Treffen gehalten habe.«

»Er ist der beste, den wir haben, aber ich sehe mich um«, sagte Coal, ohne von seinem Memo aufzuschauen. Er hatte die Rede gelesen; sie war gar nicht so schlecht. Aber Mabry schrieb inzwischen seit sechs Monaten, ihm fiel nicht mehr viel ein, und Coal wollte ihn ohnehin entlassen.

Der Präsident warf einen Blick auf Coals Memo. »Was ist das?«

»Die Kandidatenliste.«

»Wer ist noch übrig?«

»Siler-Spence, Watson und Calderón.«

»Großartig, Fletcher. Eine Frau, ein Schwarzer und ein Kubaner. Was ist mit all den Weißen los? Mir ist, als hätte ich gesagt, ich wollte junge Weiße. Junge, harte, konservative Richter mit blütenweißer Weste und vielen Jahren vor sich. Habe ich das nicht gesagt?«

Coal las weiter. »Sie müssen bestätigt werden, Chef.«

»Wir sorgen dafür, dass sie bestätigt werden. Ich werde Leuten die Arme verdrehen, bis sie brechen, aber sie werden

bestätigt werden. Ist Ihnen klar, dass neun von zehn weißen Männern in diesem Land für mich gestimmt haben?»

»Vierundachtzig Prozent.«

»Richtig. Also was ist gegen weiße Männer einzuwenden?»

»Das ist keine Sache von Protektion.«

»Unsinn. Es ist Protektion, sonst nichts. Ich belohne meine Freunde, und ich bestrafe meine Feinde. Nur so kann man in der Politik überleben. Man tanzt mit denen, die einen hochgebracht haben. Ich kann einfach nicht glauben, dass Sie eine Frau und einen Schwarzen wollen. Sie werden weich, Fletcher.«

Coal schlug die nächste Seite auf. Das hatte er schon öfters gehört. »Mir geht es in erster Linie um Ihre Wiederwahl«, sagte er ruhig.

»Meinen Sie etwa, mir nicht? Ich habe so viele Asiaten und Lateinamerikaner und Frauen und Schwarze ernannt, dass man mich fast für einen Demokraten halten könnte. Verdammt noch mal, Fletcher, was ist gegen weiße Männer einzuwenden? Es muss im Lande doch an die hundert gute, qualifizierte, konservative Richter geben. Wieso können Sie dann nicht zwei finden, nur zwei, die so aussehen und denken wie ich?»

»Sie haben neunzig Prozent der Stimmen der Kubaner bekommen.«

Der Präsident warf die Rede auf den Sitz und griff nach der *Post*. »Okay, fangen wir mit Calderón an. Wie alt ist er?»

»Einundfünfzig. Verheiratet, acht Kinder. Katholik, aus ärmlichen Verhältnissen, hat sich nach oben gearbeitet und in Yale studiert. Sehr solide, sehr konservativ. Keine dunklen Punkte, abgesehen davon, dass er vor zwanzig Jahren wegen Alkoholismus behandelt wurde. Seitdem völlig nüchtern. Ein Abstinenzler.«

»Hat er je Gras geraucht?»

»Er bestreitet es.«

»Er gefällt mir.« Der Präsident las das Deckblatt.

»Mir auch. Das Justizministerium und das FBI haben seine Unterwäsche überprüft, und er ist sehr sauber. So, und wen wollen Sie als zweiten? Siler-Spence oder Watson?«

»Was ist Siler-Spence für ein Name? Ich meine, was stimmt nicht mit diesen Frauen, die einen Bindestrich benutzen? Was wäre, wenn sie Skowinski hieße und mit einem Typ namens Levandowski verheiratet wäre? Würde ihre kleine emanzipierte Seele darauf bestehen, dass sie künftig als F. Gwendolyn Skowinski-Levandowski durchs Leben geht? Kommt nicht in Frage. Ich werde nie eine Frau mit einem Bindestrich ernennen.«

»Sie haben es schon einmal getan.«

»Wen?«

»Kay Jones-Roddy, Botschafterin in Brasilien.«

»Abberufen und entlassen.«

Coal brachte ein kleines Lächeln zustande, legte das Memo auf den Sitz und beobachtete den Verkehr. Über Nummer Zwei würde man später entscheiden. Calderón war im Sack, und er wollte Linda Siler-Spence, also würde er sich für den Schwarzen stark machen und den Präsidenten zu der Frau hindrängen. Eine simple Manipulation.

»Ich meine, wir sollten noch zwei Wochen abwarten, bevor wir ihre Namen bekanntgeben«, sagte er.

»Von mir aus«, murmelte der Präsident. Er würde es tun, wenn er dazu bereit war, ohne Rücksicht auf Coals Fahrplan. Er war auch noch nicht sicher, ob er beide gleichzeitig ernennen sollte.

»Watson ist ein sehr konservativer schwarzer Richter, der in dem Ruf steht, ausgesprochen hart zu sein. Er wäre ideal.«

»Ich weiß nicht recht«, murmelte der Präsident, während er über Gavin Verheek las.

Coal hatte die Story auf der zweiten Seite gesehen. Verheek war unter eigenartigen Umständen in einem Zimmer des Hilton in New Orleans tot aufgefunden worden. Der Story zufolge tappte das FBI im dunkeln und hatte nichts darüber zu sagen, weshalb Verheek in New Orleans gewesen war. Voyles war tief betrübt. Vorzüglicher, loyaler Mitarbeiter und so weiter.

Der Präsident durchblätterte die Zeitung. »Unser Freund Grantham hat nichts von sich gegeben.«

»Er ist noch auf der Suche. Meines Erachtens hat er von der Akte gehört, aber mehr auch nicht. Er hat alle möglichen Leute angerufen, ohne zu wissen, wonach er fragen sollte. Er tappt im dunkeln.«

»Nun, ich habe gestern mit Gminski Golf gespielt«, sagte der Präsident selbstgefällig. »Und er hat mir versichert, dass alles unter Kontrolle ist. Wir haben uns über achtzehn Löcher hinweg eingehend unterhalten. Er ist ein miserabler Golfer, der es nicht schafft, sich vom Sand und vom Wasser fernzuhalten. Es war ein Mordsspaß.«

Coal hatte noch nie einen Golfschläger in der Hand gehabt und hasste das alberne Gerede über Handicaps und dergleichen. »Glauben Sie, dass Voyles da unten der Sache nachgeht?«

»Nein. Er hat mir sein Wort gegeben, dass er es nicht tun wird. Nicht, dass ich ihm vertraue, aber Gminski hat Voyles nicht erwähnt.«

»Und wie weit vertrauen Sie Gminski?« fragte Coal mit einem schnellen Blick auf den Präsidenten.

»Überhaupt nicht. Aber ich glaube, wenn er etwas über die Pelikan-Akte wüsste, dann würde er es mir sagen...« Der Präsident verstummte - ihm war klar geworden, wie naiv sich das anhörte.

Coal gab seinem Zweifel mit einem Grunzen Ausdruck.

Sie überquerten den Anacosta River und befanden sich im

Prince Georges County. Der Präsident griff wieder nach der Rede und schaute aus dem Fenster. Zwei Wochen waren seit den Morden vergangen, und den Umfragen zufolge hatte er immer noch mehr als fünfzig Prozent. Die Demokraten hatten keinen sichtbaren Kandidaten, der irgendwo dort draußen saß und Lärm schlug. Er war stark und wurde noch stärker. Die Amerikaner hatten Rauschgift und Verbrechen ebenso satt wie die Tatsache, dass lautstarke Minoritäten ständig die Aufmerksamkeit auf sich lenkten und liberale Idioten die Verfassung zugunsten von Kriminellen und Radikalen interpretierten. Das war seine große Chance. Zwei Ernennungen für das Oberste Bundesgericht auf einmal. Es würde sein Vermächtnis sein.

Er lächelte vor sich hin. Was für eine wundervolle Tragödie.

ACHTUNDZWANZIG

Das Taxi hielt an der Ecke von Fifth Avenue und Zweiundvierzigster Straße, und Grantham tat genau, was er tun sollte: er zahlte schnell und sprang mit seiner Tasche heraus. Die Fahrer der Wagen dahinter hupten und zeigten den Vogel, und er dachte, wie schön es doch war, wieder einmal in New York zu sein.

Es war kurz vor fünf Uhr nachmittags, auf der Fifth herrschte dichtes Gedränge, und er konnte sich gut vorstellen, dass das genau das war, was sie gewollt hatte. Sie hatte ihm ganz exakte Anweisungen gegeben. Fliegen Sie mit dieser Maschine vom National nach La Guardia. Nehmen Sie ein Taxi zum Vista Hotel im World Trade Center. Gehen Sie an die Bar, bestellen Sie sich einen Drink oder auch zwei, stellen Sie fest, ob Sie verfolgt wurden, und nach einer Stunde nehmen Sie ein Taxi und fahren damit zur Ecke Fifth und Zweiundvierzigste. Bewegen Sie sich schnell, tragen Sie eine Sonnenbrille und halten Sie unablässig Ausschau, denn wenn Sie verfolgt werden, könnte das uns beide das Leben kosten.

Sie verlangte, dass er alles aufschrieb. Es war ein bisschen albern, ein bisschen übertrieben, aber ihre Stimme ließ keine Einwände zu. Sie hatte Glück, dass sie noch am Leben war, sagte sie, und sie würde keinerlei Risiken mehr eingehen. Und wenn er mit ihr reden wollte, dann musste er genau das tun, was sie wollte.

Er schrieb es auf. Er kämpfte sich durch das Gedränge und ging so schnell wie möglich die Fifth Avenue entlang bis zur Neunundfünfzigsten, zum Plaza, die Stufen hinauf und ins Foyer, dann an der anderen Seite hinaus zum Central Park South. Niemand konnte ihm folgen. Und wenn sie auf die

gleiche Weise vorsichtig war, konnte auch ihr niemand folgen.

Auch auf Central Park South herrschte dichtes Gedränge, und als er sich der Sixth Avenue näherte, ging er sogar noch schneller. Er bemühte sich zwar um Gelassenheit, war aber schrecklich aufgeregt bei dem Gedanken, dass er sie bald kennenlernen würde. Am Telefon hatte sie sich ruhig und methodisch angehört, aber mit einer Spur von Angst und Unsicherheit. Sie war nur eine Jurastudentin, die nicht wusste, was sie tat, und wahrscheinlich würde sie in einer Woche tot sein, wenn nicht schon früher, aber jedenfalls war das die Art, auf die das Spiel gespielt werden musste. Gehen Sie immer davon aus, dass Sie verfolgt werden, hatte sie gesagt. Sie hatte sieben Tage überlebt, an denen Bluthunde hinter ihr her waren, also bitte tun Sie, was ich sage.

Sie hatte gesagt, er sollte an der Ecke der Sixth im St. Moritz verschwinden, und er tat es. Sie hatte für ihn unter dem Namen Warren Clark ein Zimmer reservieren lassen. Er bezahlte für das Zimmer in bar und fuhr mit dem Fahrstuhl in den neunten Stock. Dort sollte er warten. Einfach hinsetzen und warten, hatte sie gesagt.

Er stand eine Stunde lang am Fenster und sah zu, wie der Central Park dunkel wurde. Dann läutete das Telefon.

»Mr. Clark?« fragte eine Frauenstimme.

»Ja.«

»Ich bin's. Sind Sie allein angekommen?«

»Ja. Wo sind Sie?«

»Sechs Stockwerke über Ihnen. Nehmen Sie den Fahrstuhl zum achtzehnten und gehen Sie über die Treppe in den fünfzehnten. Zimmer 1520.«

»Okay. Jetzt gleich?«

»Ja. Ich warte auf Sie.«

Er putzte sich noch einmal die Zähne, bürstete sein Haar, und

zehn Minuten später stand er vor Zimmer 1520. Ihm war zumute wie einem Schuljungen bei seiner ersten Verabredung. Seit den Football-Spielen an der High School hatte er kein solches Lampenfieber mehr gehabt.

Aber er war Gray Grantham von der *Washington Post*, und dies war nur eine Story unter anderen, und sie war nur eine Frau unter anderen, also rei dich am Riemen, Mann.

Er klopfte an und wartete. »Wer ist da?«

»Grantham«, sagte er zu der Tür.

Der Riegel klickte, und sie machte langsam die Tür auf. Das Haar war verschwunden, aber sie lächelte, und sie sah großartig aus. Sie gab ihm die Hand. »Kommen Sie herein.«

Sie machte die Tür hinter ihm zu und verriegelte sie wieder. »Möchten Sie einen Drink?«

»Gern. Was haben Sie?«

»Wasser, mit Eis.«

»Hört sich gut an.«

Sie ging in ein kleines Wohnzimmer, in dem der Fernseher eingeschaltet war, aber ohne Ton. »Hier herein«, sagte sie. Er stellte seine Tasche auf den Tisch und setzte sich auf die Couch. Sie stand an der Bar, und eine Sekunde lang bewunderte er ihre Jeans. Keine Schuhe. berlanges Sweatshirt, dessen Halsausschnitt an einer Seite tiefer hing, so dass ein Träger ihres Bstenhalters zu sehen war.

Sie gab ihm das Wasser und setzte sich auf einen Stuhl neben der Tür.

»Danke«, sagte er.

»Haben Sie gegessen?«, fragte sie.

»Sie haben nicht gesagt, dass ich es tun sollte.«

Sie lachte leise. »Entschuldigung. Ich habe ziemlich viel durchgemacht. Wir können beim Zimmerservice bestellen.«

Er nickte und lächelte sie an. »Okay. Ich bin mit allem einverstanden, was Sie wollen.«

»Ich möchte einen großen Cheeseburger mit Pommes frites und ein kaltes Bier.«

»Hört sich gut an.«

Sie griff zum Telefon und bestellte. Grantham trat ans Fenster und betrachtete die auf der Fifth Avenue entlangschleichenden Lichter.

»Ich bin vierundzwanzig. Wie alt sind Sie?« Sie saß jetzt auf der Couch und trank Eiswasser.

Er ließ sich auf dem Stuhl nieder, der ihr am nächsten stand. »Achtunddreißig. Einmal verheiratet. Vor sieben Jahren und drei Monaten geschieden. Keine Kinder. Ich lebe allein mit einer Katze. Weshalb haben Sie sich für das St. Moritz entschieden?

»Es waren Zimmer frei, und ich konnte sie davon überzeugen, dass es wichtig ist, dass ich bar bezahle und keinen Ausweis vorzeige. Gefällt es Ihnen?«

»Es ist in Ordnung. Scheint seine beste Zeit hinter sich zu haben.«

»Wir sind nicht hier, um Urlaub zu machen.«

»Es ist in Ordnung. Was meinen Sie - wie lange werden wir hier bleiben?«

Sie beobachtete ihn genau. Vor sechs Jahren hatte er ein Buch über Skandale im Wohnungsbau und bei der Stadtentwicklung geschrieben, und obwohl es sich nicht gut verkauft hatte, war es ihr doch gelungen, es in einer öffentlichen Bibliothek in New Orleans zu finden. Er sah sechs Jahre älter aus als auf dem Schutzumschlag-Foto, aber er alterte gut mit einem Anflug von Grau über den Ohren.

»Wie lange Sie bleiben, weiß ich nicht«, sagte sie. »Meine Pläne können sich von Minute zu Minute ändern. Es kann sein, dass ich auf der Straße ein Gesicht sehe und nach Neuseeland

fliege.«

»Wann haben Sie New Orleans verlassen?«

»Montagabend. Ich bin mit einem Taxi nach Baton Rouge gefahren, und das wäre leicht zu verfolgen gewesen. Dann flog ich nach Chicago, wo ich vier Tickets zu vier verschiedenen Städten kaufte, einschließlich Boise, wo meine Mutter lebt. In die Maschine nach La Guardia bin ich erst im allerletzten Moment eingestiegen. Ich glaube nicht, dass mir jemand gefolgt ist.«

»Sie sind in Sicherheit.«

»Vielleicht im Augenblick. Man wird auf uns beide Jagd machen, sobald die Story erschienen ist. Sofern sie überhaupt erscheint.«

Grantham ließ sein Eis klirren und musterte sie. »Das hängt davon ab, was Sie mir erzählen. Und davon, wieviel davon aus anderen Quellen verifiziert werden kann.«

»Die Verifizierung ist Ihre Sache. Ich werde Ihnen erzählen, was ich weiß, und danach müssen Sie selbst sehen, wie Sie zurechtkommen.«

»Okay? Wann fangen wir an?«

»Nach dem Essen. Ich rede lieber mit vollem Magen. Sie sind doch nicht in Eile, oder?«

»Natürlich nicht. Ich habe die ganze Nacht Zeit und morgen den ganzen Tag und den nächsten und den übernächsten. Schließlich wollen Sie mir die tollste Story seit zwanzig Jahren erzählen, also rühre ich mich nicht von der Stelle, solange Sie mit mir reden.«

Darby lächelte und wandte den Blick ab. Vor genau einer Woche hatten sie und Callahan in der Bar im Mouton's auf ihr Essen gewartet. Thomas hatte einen schwarzen Seidenblazer, ein Baumwollhemd, eine rote Paisley-Krawatte und eine Khakihose. Schuhe, aber keine Socken getragen. Das Hemd war

aufgeknöpft und die Krawatte gelockert gewesen. Sie hatten sich über die Virgin Islands und Thanksgiving und Gavin Verheek unterhalten, während sie auf ihren Tisch warteten. Er trank rasch, und das war nicht ungewöhnlich. Später war er betrunken gewesen, und das hatte ihr das Leben gerettet.

In den letzten sieben Tagen hatte sie ein Jahr durchlebt, und jetzt unterhielt sie sich mit einem lebendigen Menschen, der nicht ihren Tod wollte. Sie schlug die Füße auf dem Couchtisch übereinander. Es war nicht unerfreulich, ihn bei sich im Zimmer zu haben. Sie entspannte sich. Sein Gesicht sagte: »Vertrau mir.« Und warum nicht? Wem sonst konnte sie vertrauen?

»Woran denken Sie?« fragte er.

»Es war eine lange Woche. Vor sieben Tagen war ich nur eine Jurastudentin, die wie eine Besessene schuftete, um an die Spitze zu kommen. Und sehen Sie mich jetzt an.«

Er sah sie an. Versuchte, gelassen zu wirken, nicht wie ein hingerissener Schuljunge, aber er sah sie an. Das Haar war dunkel und sehr kurz geschnitten; die lange Version auf dem gestrigen Fax hatte ihm besser gefallen.

»Erzählen Sie mir von Thomas Callahan«, sagte er.

»Weshalb?«

»Ich weiß nicht. Er ist ein Teil der Geschichte, oder etwa nicht?«

»Doch. Ich erzähle Ihnen später von ihm.«

»In Ordnung. Ihre Mutter lebt in Boise?«

»Ja, aber sie weiß nichts. Wo ist Ihre Mutter?«

»In Short Hills, New Jersey«, erwiderte er mit einem Lächeln. Er zerkaute einen Eiskwürfel und wartete ab. Sie dachte nach.

»Was gefällt Ihnen an New York?« fragte sie.

»Der Flughafen. Es ist der schnellste Weg heraus.«

»Thomas und ich waren im Sommer hier. Es ist heißer als

New Orleans.«

Plötzlich war sie, wie Grantham erkannte, nicht einfach eine reizvolle Studentin, sondern eine trauernde Witwe. Das arme Mädchen litt. Sie hatte keinen Gedanken an sein Haar oder seine Kleidung oder seine Augen verschwendet. Sie grämte sich, verdammt nochmal!

»Das mit Thomas tut mir sehr leid«, sagte er. »Ich werde Sie nicht wieder nach ihm fragen.«

Sie lächelte, sagte aber nichts.

Jemand klopfte laut an. Darby riss die Füße vom Tisch und starrte auf die Tür. Dann holte sie tief Luft. Es war das Essen.

»Ich hole es«, sagte Gray. »Kein Grund zur Aufregung.«

NEUNUNDZWANZIG

Jahrhundertlang tobte, ohne dass sich jemand einmischte, ein stiller, aber gewaltiger Naturkampf an der Küste des Landes, das später Louisiana heißen sollte. Es war ein Kampf um Landgewinn. Erst in neuester Zeit waren Menschen an ihm beteiligt. Von Süden her drängte das Meer mit seinen Gezeiten und Stürmen und Überschwemmungen landeinwärts. Von Norden her trug der Mississippi einen unerschöpflichen Vorrat an Süßwasser und Sedimenten herbei und überspülte die Marschen mit der Erde, die sie zum Leben und Gedeihen brauchten. Das Salzwasser aus dem Golf ließ die Küste erodieren und verbrannte die Süßwassermarschen, indem es das Gras abtötete, das sie zusammenhielt. Der Ruß reagierte darauf, indem er den halben Kontinent entwässerte und seine Erde im unteren Louisiana ablud. Er baute aus seinen Sedimenten langsam eine lange Reihe von Deltas auf, von denen jedes schließlich den Weg des Flusses blockierte und ihn zwang, seinen Lauf abermals zu ändern. Die üppigen Feuchtgebiete wurden von den Deltas geschaffen.

Es war ein grandioser Kampf des Gebens und Nehmens, ausschließlich von den Kräften der Natur gesteuert. Die von dem mächtigen Fluss ständig wieder aufgefüllten Deltas konnten sich nicht nur gegen den Golf behaupten, sondern dehnten sich sogar aus.

Die Marschen waren ein Wunderwerk natürlicher Evolution. Mit Hilfe der nährstoffreichen Sedimente entwickelten sie sich zu einem grünen Paradies aus Zypressen und Eichen und dicht mit Pontederien und Binsen und Rohrkolben überwachsenen Flächen. Das Wasser wimmelte von Krabben, Garnelen, Austern, Schnapperfischen, Flundern, Makrelen, Brassen,

Krebsen und Alligatoren. Die Küstenebene war das unangefochtene Revier der Tiere. Hunderte von Zugvogelarten suchten sie auf, um dort zu brüten.

Die Feuchtgebiete waren riesig und grenzenlos, reich und üppig.

Dann wurde in den dreißiger Jahren dort Öl entdeckt, und die Ausbeutung begann. Die Ölgesellschaften baggerten zehntausend Meilen Kanäle aus, um an die Reichtümer zu gelangen. Sie durchzogen das fragile Delta mit einer Unzahl von säuberlichen kleinen Gräben. Sie zerfetzten die Marschen in schmale Bänder.

Sie bohrten, fanden Öl und baggerten wie die Wilden, um daran zu kommen. Ihre Kanäle waren ideale Wege für den Golf und sein Salzwasser, das die Marschen wegfraß.

Seit Öl gefunden wurde, sind Zehntausende von Morgen Feuchtgebiet vom Meer verschlungen worden. Alljährlich verschwinden rund hundertfünfzig Quadratkilometer von Louisiana. Jede Viertelstunde geht ein weiterer Morgen verloren.

1979 bohrte eine Ölgesellschaft ein tiefes Loch in Terrebonne Parish und stieß auf Öl. Es war ein Routinetag bei einer Anlage unter vielen, aber es war kein Routinefund. Da war eine Menge Öl. Sie bohrten hundert Meter entfernt ein weiteres Loch und landeten einen weiteren Volltreffer. Sie wichen eine Meile zurück, bohrten und fanden ein noch größeres Vorkommen. Drei Meilen entfernt stießen sie abermals auf Öl.

Die Ölgesellschaft deckte die Bohrlöcher ab und überdachte die Situation. Es handelte sich ohne jeden Zweifel um ein bedeutendes neues Feld.

Die Ölgesellschaft gehörte Victor Mattiece, einem Cajún aus Lafayette, der beim Bohren nach Öl im Süden von Louisiana mehrere Vermögen gemacht und wieder verloren hatte. 1979

war er gerade wieder einmal reich und, was noch wichtiger war, er hatte Zugang zum Geld anderer Leute. Er war schnell überzeugt, dass er ein großes Lager entdeckt hatte, und begann, um die stillgelegten Bohrlöcher herum Land aufzukaufen.

Geheimhaltung ist entscheidend, aber auf den Ölfeldern schwer zu wahren. Mattiece wusste, dass, wenn er mit zu viel Geld um sich warf, bald ein hektisches Bohren rings um seine neue Goldmine herum einsetzen würde. Da er ein Mann von unendlicher Geduld war, der alles genau plante, betrachtete er das großartige Bild und sagte nein zum schnellen Geld. Er beschloss, dass er alles haben wollte. Er setzte sich mit seinen Anwälten und anderen Beratern zusammen und entwickelte einen Plan zum methodischen Ankauf des umliegenden Landes unter einer Unzahl von Firmenbezeichnungen. Sie bildeten neue Gesellschaften, benutzten einige seiner alten, kauften andere, in Schwierigkeiten steckende Firmen ganz oder teilweise auf und machten sich an die Arbeit des Landerwerbs.

Die anderen in der Branche kannten Mattiece und wussten, dass er Geld hatte und mehr beschaffen konnte. Mattiece wusste, dass sie es wussten; also setzte er in aller Stille zwei Dutzend gesichtslose Firmen auf die Landbesitzer von Terrebonne Parish an. Es funktionierte ohne größere Probleme.

Der Plan sah vor, das Land zu beschaffen und dann noch einen weiteren Kanal durch die unglückliche, gequälte Marsch zu baggern, damit die Männer und ihre Maschinen zu den Bohrstellen gebracht und das Öl ohne Verzug herausbefördert werden konnte. Der Kanal sollte fünfundfünfzig Kilometer lang werden und doppelt so breit wie die anderen. Auf ihm würde reger Verkehr herrschen.

Weil Mattiece Geld hatte, war er bei den Politikern und Bürokraten beliebt. Er spielte gekonnt ihr Spiel. Er teilte Geld aus, wo immer es erforderlich war. Er liebte die Politik, hasste aber jede Form von Publicity. Er war paranoid und scheute die Öffentlichkeit.

Während der Landerwerb glatt vonstatten ging, musste Mattiece plötzlich feststellen, dass er knapp bei Kasse war. Anfang der achtziger Jahre ging es mit der Wirtschaft bergab, und seine anderen Anlagen stellten die Förderung ein. Er brauchte Unmengen von Geld, und er wollte Partner, die Erfahrung damit hatten, es aufzubringen und kein Wort darüber zu verlieren. Also hielt er sich von Texas fern. Er ging ins Ausland und fand ein paar Araber, die seine Karten studierten und seiner Schätzung eines Riesenvorkommens an Öl und Erdgas zustimmten. Sie kauften einen Teil des Unternehmens, und Mattiece hatte wieder reichlich Bargeld.

Er machte sich erneut ans Austeilen und erhielt die offizielle Genehmigung, sich seinen Weg durch die empfindlichen Marschen und Zypressensümpfe zu baggern. Die Teile fügten sich großartig zusammen, und Mattiece konnte eine Milliarde Dollar riechen. Vielleicht auch zwei oder drei.

Dann passierte etwas Unvorhergesehenes. Es wurde Anklage erhoben, um dem Baggern und Bohren ein Ende zu machen. Der Kläger war eine obskure Umweltorganisation, die sich Green Fund nannte.

Die Anklage kam völlig unerwartet, weil Louisiana fünfzig Jahre lang zugelassen hatte, dass es von Ölgesellschaften und Leuten wie Victor Mattiece verschlungen und verschmutzt wurde. Es war ein Kuhhandel gewesen. Die Ölgesellschaften beschäftigten viele Leute und zahlten gut. Mit den Steuern auf Öl und Gas, die in Baton Rouge eingingen, wurden die Gehälter der Staatsangestellten bezahlt. Aus den kleinen Dörfern in den Bayous waren schnell hochgeschossene Städte geworden. Die Politiker von den Gouverneuren abwärts nahmen das Geld und spielten mit. Alles war in bester Ordnung; was machte es da schon, wenn ein paar Marschlandschaften litten.

Green Fund reichte die Klage beim US-Bezirksgericht in Lafayette ein. Ein Bundesrichter stoppte das Projekt bis zu einer Verhandlung der ganzen Angelegenheit.

Mattiece rastete vollkommen aus. Er verbrachte Wochen mit seinen Anwälten, planend und Ränke schmiedend. Er würde keine Kosten scheuen, um zu gewinnen. Tut alles Erforderliche, wies er sie an. Verstoßt gegen jede Regel und jeden ethischen Grundsatz, heuert jeden Experten an, gebt jede Untersuchung in Auftrag, schneidet jede Kehle durch, gebt so viel Geld aus, wie ihr wollt. Hauptsache, ihr gewinnt den verdammt Prozess.

Ohnehin schon kein Mann, den man je zu Gesicht bekam, verschwand er noch tiefer in der Versenkung. Er zog auf die Bahamas und operierte von einer uneinnehmbaren Festung auf Lyford Cay aus. Einmal wöchentlich flog er nach New Orleans, um sich mit seinen Anwälten zu treffen, dann kehrte er auf die Insel zurück.

Obwohl er jetzt unsichtbar war, sorgte er dafür, dass seine Zuwendungen an Politiker größer wurden. Sein Jackpot lag nach wie vor sicher unter Terrebonne Parish, und eines Tages würde er ihn ans Licht bringen. Aber niemand weiß, wann er gezwungen sein wird, Gefälligkeiten einzufordern.

Als die Anwälte von Green Fund, alle beide, knöcheltief in der Sache steckten, hatten sie es mit mehr als dreißig verschiedenen Beklagten zu tun. Einige besaßen Land. Einige erkundeten es. Andere verlegten Rohrleitungen. Wieder andere bohrten. Die Joint Ventures und Kommanditgesellschaften und Firmenverbände waren ein undurchdringliches Labyrinth.

Die Beklagten und ihre Scharen von hochbezahlten Anwälten reagierten mit schwerem Geschütz. Sie stellten einen Antrag, mit dem der Richter aufgefordert wurde, die Klage wegen Geringfügigkeit fallenzulassen. Abgewiesen. Sie forderten ihn auf, die Fortsetzung der Bohrarbeiten zu gestatten, während sie auf das Verfahren warteten. Abgewiesen. Sie heulten auf und wiesen in einem weiteren dicken Antrag darauf hin, wieviel Geld bereits in Erkundung, Bohren und so weiter investiert

worden war. Gleichfalls abgewiesen. Sie stellten ganze Wagenladungen von Anträgen, und als sie alle abgewiesen wurden und offensichtlich war, dass es eines Tages eine Schwurgerichtsverhandlung geben würde, da wurden die Ölanwälte rabiat und griffen zu schmutzigen Tricks.

Zum Glück für die Klage von Green Fund war das Herz des neuen Ölvorkommens ein Ring von Marschen, der seit Jahren Wasservögeln als natürliche Zuflucht diente - Fischadlern, Reiher, Pelikanen, Enten, Kranichen, Gänsen und vielen anderen. Obwohl Louisiana nicht immer gut zu seinem Land war, zeigte es doch etwas mehr Mitgefühl für seine Tiere. Und weil das Urteil eines Tages von einer Jury aus durchschnittlichen und hoffentlich ganz gewöhnlichen Leuten gefällt werden würde, konzentrierten sich die Anwälte von Green Fund auf die Vögel.

Der Pelikan wurde zum Helden. Nach dreißig Jahren hinterhältiger Verseuchung mit DDT und anderen Pestiziden stand der Louisiana-Braunpelikan am Rande des Aussterbens. Fast zu spät wurde er in die Liste der bedrohten Arten aufgenommen und unter stärkeren Schutz gestellt. Green Fund bemächtigte sich des majestätischen Vogels und heuerte ein halbes Dutzend Experten aus dem ganzen Land an, damit sie ein gutes Wort für ihn einlegten.

Da an die hundert Anwälte beteiligt waren, kam das Verfahren nur langsam in Gang. Zeitweise trat es auf der Stelle, was Green Fund nur recht sein konnte. Die Bohranlagen standen still.

Sieben Jahre, nachdem Mattiece zum erstenmal mit seinem Düsenhubschrauber über Terrebonne Bay herumgeschwirrt war und die Route abgeflogen hatte, die sein kostspieliger Kanal nehmen sollte, kam die Pelikan-Klage in Lake Charles zur Verhandlung. Es war ein bitterer Prozess, der zehn Wochen dauerte. Green Fund forderte eine Entschädigung für die bereits angerichteten Verheerungen und ein dauerndes Verbot künftiger

Bohrarbeiten.

Die Ölgesellschaften holten sich zum Einreden auf die Jury einen aalglatten Prozessanwalt aus Houston. Er trug Stiefel aus Elefantenhaut und einen Stetson und konnte, wenn es erforderlich war, wie ein Cajún reden. Er war starker Tobak, vor allem im Vergleich zu den Green-Fund-Anwälten, die beide einen Bart trugen und mehr Eifer als Beredsamkeit an den Tag legten.

Green Fund verlor den Prozess, und das kam nicht völlig unerwartet. Die Ölgesellschaften gaben Millionen aus, und es ist schwierig, einen Bären mit einer Rute zu vertreiben. David hatte losgelegt, aber Goliath hat immer die besseren Karten. Die Geschworenen waren nicht beeindruckt von den eindringlichen Warnungen vor Umweltverschmutzung und den Hinweisen auf die empfindliche Ökologie der Feuchtgebiete. Öl bedeutete Geld, und die Leute brauchten Jobs.

Der Richter hob die einstweilige Verfügung aus zwei Gründen nicht auf. Erstens war er der Ansicht, dass Green Fund seine Argumente hinsichtlich des Pelikans, einer durch Bundesgesetz geschützten Art, bewiesen hatte. Und außerdem war allen klar, dass Green Fund in die Berufung gehen würde. Die Angelegenheit war also noch lange nicht erledigt.

Für eine Weile glätteten sich die Wogen, und Mattiece hatte einen kleinen Sieg errungen. Aber er wusste, dass es andere Tage in anderen Gerichtssälen geben würde. Er war ein Mann mit unendlicher Geduld, der alles genau plante.

DREISSIG

Das Bandgerät stand mitten auf dem kleinen Tisch, umgeben von vier leeren Bierflaschen.

Er machte sich beim Reden Notizen. »Wer hat Ihnen von dem Prozess erzählt?«

»Ein Mann namens John Del Greco. Er ist Jurastudent in Tulane, ein Jahr weiter als ich. Er hat im vorigen Sommer bei einer großen Kanzlei in Houston gearbeitet, die am Rande an den Feindseligkeiten beteiligt war. Er selbst hatte mit dem Prozess nichts zu tun, aber es gab massenhaft Gerüchte und Klatsch.«

»Und alle Kanzleien waren in New Orleans und Houston ansässig?«

»Ja, jedenfalls die prozessführenden Kanzleien. Aber diese Firmen residieren in einem Dutzend verschiedener Städte und brachten natürlich ihre eigenen Rechtsberater mit. Es waren Anwälte aus Dallas, Chicago und mehreren anderen Städten dabei. Der reinste Zirkus.«

»Wie ist der Stand der Dinge im Augenblick?«

»Nach dem Urteil in erster Instanz wird es zu einem Verfahren vor dem Fünften Bezirks-Berufungsgericht kommen. Die Berufung ist noch nicht abgeschlossen; das dürfte aber in ungefähr einem Monat der Fall sein.«

»Wo tagt das Fünfte Bezirksgericht?«

»In New Orleans. Ungefähr vierundzwanzig Monate, nachdem es dort angekommen ist, wird ein Gremium von drei Richtern den Fall anhören und entscheiden. Die unterlegene Partei wird zweifellos eine Anhörung durch das volle Gremium verlangen, und bis dahin werden weitere drei oder vier Monate

vergehen. Das Urteil enthält so viele Mängel, dass damit zu rechnen ist, dass es entweder aufgehoben oder zurückverwiesen wird.«

»Was heißt das?«

»Das Berufungsgericht kann eines von drei Dingen tun. Das Urteil bestätigen, das Urteil aufheben oder so viele Mängel daran feststellen, dass es verlangen kann, dass der Fall noch einmal in erster Instanz verhandelt wird. Es kann auch Teile des Urteils bestätigen, Teile aufheben und Teile zurückverweisen, also alles gründlich durcheinanderbringen.«

Gray schüttelte fassungslos den Kopf. »Wie kann jemand auf die Idee kommen, Anwalt werden zu wollen?«

»Das habe ich mich im Laufe der letzten Woche auch ein paar Mal gefragt.«

»Haben Sie eine Vorstellung davon, wie das Fünfte Bezirksgericht entscheiden wird?«

»Nicht die geringste. Bisher haben die Richter noch nicht einmal die Akten gesehen. Die Kläger unterstellen den Beklagten eine Vielzahl von Verstößen gegen das Verfahrensrecht, und in Anbetracht der Art der Verschwörung dürfte etliches davon zutreffen. Das Urteil könnte aufgehoben werden.«

»Und was passiert dann?«

»Dann geht der Spaß erst richtig los. Wenn einer der beiden Parteien die Entscheidung des Fünften Bezirksgerichts nicht gefällt, dann können sie beim Obersten Bundesgericht Berufung einlegen.«

»Überraschung, Überraschung.«

»Jedes Jahr gehen beim Obersten Bundesgericht Tausende von Berufungen ein, aber es ist sehr wählerisch in bezug auf das, was es übernimmt. Aber weil es sich um ein brisantes Thema handelt, bei dem viel Geld im Spiel ist und viel Druck gemacht

wird, hat dieser Fall eine reelle Chance, verhandelt zu werden.«

»Wie lange würde es, von heute an gerechnet, dauern, bis das Oberste Bundesgericht über den Fall entschieden hat?«

»Drei bis fünf Jahre.«

»Rosenberg wäre bis dahin ohnehin eines natürlichen Todes gestorben.«

»Ja, aber zu dem Zeitpunkt, an dem er eines natürlichen Todes starb, hätte im Weißen Haus ein Demokrat sitzen können. Also schafft ihn beiseite, solange sein Nachfolger sozusagen kalkulierbar ist.«

»Klingt einleuchtend.«

»Oh, es ist wundervoll. Wenn man Victor Mattiece ist und nur an die fünfzig Millionen hat, aber gern Milliardär werden möchte, und wenn es einem nichts ausmacht, zwei Richter des Obersten Bundesgerichts umzubringen, dann ist jetzt genau der richtige Moment.«

»Aber was ist, wenn das Oberste Bundesgericht es ablehnt, den Fall zu übernehmen?«

»Für Mattiece ist alles in bester Ordnung, wenn das Fünfte Bezirksgericht das Urteil aus erster Instanz bestätigt. Aber wenn es das Urteil aufhebt und das Oberste Bundesgericht den Revisionsantrag ablehnt, dann hat er Probleme. Ich vermute, dass er dann wieder ganz von vorne anfängt, irgendeinen neuen Prozess anstrengt und das Ganze noch einmal versucht. Es geht um zuviel Geld, als dass er nach Hause gehen und seine Wunden lecken könnte. Wenn er Rosenberg und Jensen aus dem Weg räumen ließ, muss man davon ausgehen, dass er seine Sache durchfechten will.«

»Wo war er während der Prozesse?«

»Völlig unsichtbar. Sie dürfen nicht vergessen, in der Öffentlichkeit ist nicht bekannt, dass er die eigentliche Zentralfigur des Prozesses ist. Als die Verhandlung begann, gab

es achtunddreißig beklagte Firmen. Es wurden keine Personen genannt, sondern nur Firmen. Von den achtunddreißig werden sieben öffentlich gehandelt, und an jeder ist er mit nicht mehr als zwanzig Prozent beteiligt. Das sind einfach kleine Firmen, die über den Tresen gehandelt werden. Die anderen einunddreißig sind in Privatbesitz, und über sie konnte ich nicht viel erfahren. Aber ich habe herausbekommen, dass viele dieser Privatfirmen sich gegenseitig gehören, und ein paar von ihnen gehören sogar den öffentlichen Firmen. Es ist fast undurchschaubar.«

»Aber er hat die Kontrolle?«

»Ja. Ich vermute, dass er achtzig Prozent des Projektes besitzt oder kontrolliert. Ich habe vier der Privatfirmen überprüft. Drei von ihnen sind im Ausland eingetragen. Zwei auf den Bahamas und eine auf den Caymans. Auch Del Greco hat gehört, dass Mattiece unter dem Deckmantel ausländischer Banken und Firmen operiert.«

»Erinnern Sie sich noch an die sieben öffentlichen Firmen?«

»An die meisten. Sie waren natürlich in einer Fußnote in dem Dossier aufgeführt, von dem ich keine Kopie mehr habe. Aber ich habe den größten Teil davon aus dem Gedächtnis neu geschrieben.«

»Darf ich es sehen?«

»Sie können es haben. Aber es ist tödlich.«

»Ich werde es später lesen. Erzählen Sie mir von dem Foto.«

»Mattiece stammt aus einem kleinen Ort in der Nähe von Lafayette, und schon in jüngeren Jahren war er für Politiker im Süden von Louisiana ein Mann mit dicker Brieftasche. Er war schon damals ein undurchsichtiger Typ, der sich beim Geldausteilen immer im Hintergrund hielt. Er machte große Geschenke an Demokraten im Lande und Republikaner in Washington, und im Lauf der Jahre machte er sich bei den Großen in der Regierung beliebt. Er hat sich nie um Publicity

bemüht, aber seine Art von Geld ist schwer geheimzuhalten, zumal wenn es Politikern ausgehändigt wird. Vor sieben Jahren, als der Präsident noch Vizepräsident war, kam er nach New Orleans, um für die Republikaner Geld zu beschaffen. Alle großen Tiere waren da, einschließlich Mattiece. Es war ein Essen, bei dem das Gedeck zehntausend Dollar kostete; also versuchte die Presse, hineinzukommen. Irgendwie ist es einem Reporter gelungen, ein Foto von Mattiece zu machen, wie er gerade dem Vizepräsidenten die Hand schüttelt. Es erschien am nächsten Tag in der Zeitung von New Orleans. Es ist ein wundervolles Bild. Sie grinsen einander an, als wären sie die allerbesten Freunde.«

»Das dürfte leicht zu beschaffen sein.«

»Ich hatte es an die letzte Seite meines Dossiers geheftet, nur so zum Spaß. Es ist doch ein Spaß, nicht wahr?«

»Ein Mordsspaß.«

»Vor ein paar Jahren verschwand Mattiece von der Bildfläche, und man nimmt an, dass er jetzt an verschiedenen Orten lebt. Er ist sehr exzentrisch. Del Greco hat gesagt, die meisten Leute glaubten, er wäre verrückt.«

Das Bandgerät piepte, und Gray legte ein neues Band ein. Darby stand auf und streckte ihre langen Beine. Er beobachtete sie, während er sich mit dem Gerät beschäftigte. Zwei weitere Bänder waren bereits voll und gekennzeichnet.

»Sind Sie müde?« fragte er.

»Ich habe in letzter Zeit nicht gut geschlafen. Wie viele Fragen wollen Sie mir noch stellen?«

»Wieviel wissen Sie noch?«

»Über die wichtigsten Dinge haben wir gesprochen. Da sind noch ein paar Lücken, die wir morgen früh ausfüllen können.«

Gray schaltete das Gerät aus und stand gleichfalls auf. Sie war am Fenster, streckte sich und gähnte. Er entspannte sich auf der

Couch.

»Was ist mit Ihrem Haar passiert?« fragte er.

Darby setzte sich in einen Sessel und zog die Beine unter sich. Rote Zehennägel. Ihr Kinn lag auf den Knien. »Ich habe es in einem Hotel in New Orleans gelassen. Woher wissen Sie davon?«

»Ich habe ein Foto gesehen.«

»Von wo?«

»Sogar drei, um genau zu sein. Zwei aus dem Tulane-Jahrbuch und eines von der Arizona State.«

»Wer hat sie Ihnen geschickt?«

»Ich habe Verbindungen. Sie wurden gefaxt, waren also nicht besonders gut. Aber da war dieses prachtvolle Haar.«

»Ich wollte, Sie hätten das nicht getan.«

»Weshalb?«

»Jedes Telefongespräch hinterlässt eine Spur.«

»Ich bin kein Anfänger, Darby.«

»Sie haben hinter mir hergeschnüffelt.«

»Nur ein bisschen Hintergrund. Das ist alles.«

»Damit ist jetzt Schluss, okay? Wenn Sie etwas über mich wissen wollen, fragen Sie mich. Wenn ich nein sage, ist der Fall erledigt.«

Grantham zuckte die Achseln und erklärte sich einverstanden. Vergessen wir das Haar. Machen wir mit weniger heiklen Themen weiter. »Also wer hat sich für Rosenberg und Jensen entschieden? Mattiece ist kein Anwalt.«

»Rosenberg ist einfach. Jensen hat nur wenig über Umweltthemen geschrieben, hat aber immer beharrlich gegen alle Arten von Entwicklungsprojekten votiert. Wenn die beiden überhaupt irgendein gemeinsames Anliegen hatten, dann war es der Schutz der Umwelt.«

»Und Sie meinen, darauf wäre Mattiece von ganz allein gekommen?«

»Natürlich nicht. Ein ziemlich bösartiger Juristenverstand hat ihm die beiden Namen präsentiert. Er hat an die tausend Anwälte.«

»Und keinen in Washington?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Sie haben doch gesagt, die beteiligten Anwaltsfirmen wären in erster Linie in New Orleans und Houston und ein paar anderen Städten ansässig gewesen. Washington haben Sie nicht erwähnt.«

Darby schüttelte den Kopf. »Sie stellen zu viele Vermutungen an. Mir fallen mindestens zwei Washingtoner Firmen ein, auf die ich gestoßen bin. Die eine davon ist White and Blazevich, eine sehr alte, mächtige, reiche republikanische Kanzlei mit an die vierhundert Anwälten.«

Gray rutschte auf die Kante der Couch.

»Was ist?« fragte sie. Er war plötzlich angespannt, stand auf, wanderte zur Tür und dann zurück zur Couch.

»Das könnte passen. Das könnte es sein, Darby.«

»Ich höre.«

»Hören Sie wirklich zu?«

»Ich schwöre es.«

Er war am Fenster. »Okay, vorige Woche erhielt ich drei Anrufe von einem Washingtoner Anwalt, der sich Garcia nannte; aber das ist nicht sein richtiger Name. Er sagte, er wüsste etwas und hätte etwas über Rosenberg und Jensen gesehen, und ihm lag sehr viel daran, mir zu sagen, was er wusste. Aber dann bekam er es mit der Angst zu tun und verschwand.«

»In Washington gibt es eine Million Anwälte.«

»Zwei Millionen. Aber ich weiß, dass er in einer Privatfirma arbeitet. Er hat es halbwegs zugegeben. Er war aufrichtig und sehr verängstigt; er glaubte, dass sie ihn verfolgten. Ich fragte, wer sie wären, aber das wollte er mir natürlich nicht sagen.«

»Was ist aus ihm geworden?«

»Wir hatten für den frühen Samstagmorgen ein Treffen vereinbart, und dann rief er ganz zeitig an und sagte, ich sollte es vergessen. Sagte, er wäre verheiratet und hätte einen guten Job, und weshalb ihn aufs Spiel setzen. Er hat es nie zugegeben, aber ich glaube, er hat eine Kopie von irgend etwas, die er mir eigentlich zeigen wollte.«

»Das könnte die Bestätigung für Ihre Theorie sein.«

»Was ist, wenn er für White and Blazeovich arbeitet? Wir hätten das Feld plötzlich auf vierhundert Anwälte eingengt.«

»Ein Heuhaufen wäre wesentlich kleiner.«

Grantham griff nach seiner Tasche, blätterte einige Papiere durch und förderte ein zwölf mal achtzehn Zentimeter großes Schwarzweißfoto zutage. Er ließ es in ihren Schoß fallen. »Das ist Mr. Garcia.«

Darby betrachtete das Foto. Es war ein Mann auf einem belebten Gehsteig. »Ich vermute, er hat dafür nicht posiert.«

»Genaugenommen nicht.« Grantham wanderte wieder herum.

»Wie haben Sie es dann bekommen?«

»Ich kann meine Quellen nicht preisgeben.«

Sie legte es auf den Couchtisch und rieb sich die Augen. »Sie machen mir Angst, Grantham. Das kommt mir ziemlich anrühlich vor. Sagen Sie mir, dass es nicht anrühlich war.«

»Es war ein bisschen anrühlich, zugegeben. Der Mann hat zweimal dieselbe Telefonzelle benutzt, und das ist ein Fehler.«

»Ja, ich weiß. Ein schwerer Fehler. Haben Sie ihn gefragt, ob Sie ihn fotografieren dürfen?«

»Nein.«

»Dann war es verdammt anrühlich.«

»Okay, es war verdammt anrühlich. Aber ich habe es getan, und hier haben wir ihn, und er könnte unser Bindeglied zu Mattiece sein.«

»Unser Bindeglied?«

»Ja, unser Bindeglied. Ich dachte, Sie wollten Mattiece festnageln.«

»Habe ich das gesagt? Ich will, dass er zahlt, aber ich würde lieber die Finger von ihm lassen. Er hat mich überzeugt, Gray. Ich habe so viel Blut gesehen, dass es mir für lange Zeit reicht. Diesen Ball nehmen Sie und laufen damit.«

Er hörte ihre Worte nicht. Er ging hinter ihr zum Fenster und wanderte dann zur Bar. »Sie erwähnten zwei Firmen. Welches ist die andere?«

»Brim, Stearns und noch jemand. Ich hatte noch keine Gelegenheit, mich näher mit ihr zu beschäftigen. Es ist irgendwie merkwürdig; im Protokoll war keine der beiden Firmen als Vertreter irgendeines Beklagten aufgeführt, aber bei der Durchsicht der Akten bin ich immer wieder auf beide gestoßen, vor allem auf White and Blazeovich.«

»Wie groß ist Brim, Stearns und noch jemand?«

»Das kann ich morgen herausfinden.«

»So groß wie White and Blazeovich?«

»Glaube ich nicht.«

»Raten Sie einfach. Wie groß?«

»Zweihundert Anwälte.«

»Okay. Jetzt stehen wir bei sechshundert Anwälten in zwei Firmen. Sie sind die Anwältin, Darby. Wie können wir Garcia finden?«

»Ich bin keine Anwältin und auch kein Privatdetektiv. Sie

sind der recherchierende Reporter.« Dass er »wir« sagte, gefiel ihr nicht.

»Ja, aber ich bin noch nie in einer Anwaltskanzlei gewesen, außer bei meiner Scheidung.«

»Dann haben Sie Glück gehabt.«

»Wie können wir ihn finden?«

Sie gähnte wieder. Sie hatten fast drei Stunden geredet, und sie war erschöpft. Sie konnten am Morgen weitermachen. »Ich weiß nicht, wie er gefunden werden kann, und ich habe mir darüber auch noch nicht den Kopf zerbrochen. Ich werde darüber schlafen und es Ihnen morgen früh sagen.«

Grantham war plötzlich die Ruhe selbst. Sie stand auf und trat an die Bar, um sich ein Glas Wasser zu holen.

»Ich hole meine Sachen«, sagte er, während er die Tonbänder an sich nahm.

»Würden Sie mir einen Gefallen tun?« fragte sie.

»Vielleicht.«

Sie schwieg einen Moment und betrachtete die Couch. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, heute nacht hier auf der Couch zu schlafen? Ich habe schon seit geraumer Zeit nicht mehr gut geschlafen, und ich brauche eine ruhige Nacht. Es wäre - es wäre ein gutes Gefühl, wenn ich wüsste, dass Sie hier drinnen sind.«

Er schluckte hart und betrachtete gleichfalls die Couch. Sie war bestenfalls anderthalb Meter lang und schien alles andere als bequem zu sein.

»Gern«, sagte er und lächelte sie an. »Das kann ich verstehen.«

»Ich bin ziemlich mit den Nerven herunter.«

»Ich verstehe schon.«

»Es tut gut, jemanden wie Sie in der Nähe zu haben.« Sie

lächelte schüchtern, und Gray schmolz dahin.

»Es macht mir nichts aus«, sagte er. »Kein Problem.«

»Danke.«

»Schließen Sie die Tür zu, legen Sie sich ins Bett und schlafen Sie gut. Ich werde hier sein, und alles ist in bester Ordnung.«

»Danke.« Sie nickte und lächelte abermals, dann machte sie die Tür zum Schlafzimmer hinter sich zu. Er lauschte, aber sie schloss sie nicht ab.

Er saß im Dunkeln auf der Couch und behielt ihre Tür im Auge. Irgendwann nach Mitternacht döste er ein und schlief, die Knie nicht weit von seinem Kinn entfernt.

EINUNDREISSIG

Ihr Chef war Jackson Feldman, er war der Chefredakteur; dies war ihr Revier, und sie ließ sich von niemandem etwas bieten außer von Mr. Feldman. Besonders nicht von einem unverschämten Typ wie Gray Grantham, der vor Mr. Feldmans Tür stand und sie bewachte wie ein Dobermann. Sie warf ihm finstere Blicke zu, und er lächelte sie an, und das ging nun schon seit zehn Minuten so, seit sie sich da drinnen zusammengesetzt und die Tür hinter sich zugemacht hatten. Weshalb Grantham draußen wartete, wusste sie nicht. Aber dies war ihr Revier.

Das Telefon läutete, und er schrie sie an: »Keine Anrufe!«

Dir Gesicht rötete sich sofort, und ihr Unterkiefer sackte herab. Sie griff zum Hörer, hörte eine Sekunde zu, dann sagte sie: »Tut mir leid, aber Mr. Feldman ist in einer Besprechung.« Sie funkelte wieder Grantham an, der nachdrücklich den Kopf schüttelte. »Ja, ich werde ihn bitten, so bald wie möglich zurückzurufen.« Sie legte auf.

»Danke!« sagte Grantham, und das brachte sie aus der Fassung. Sie war im Begriff gewesen, etwas Unfreundliches zu sagen, aber nach dem »Danke!« fiel ihr nichts mehr ein. Er lächelte sie an, und das machte sie noch wütender.

Es war halb sechs, Zeit, Feierabend zu machen, aber Mr. Feldman hatte sie gebeten, noch zu bleiben. Und Grantham stand nach wie vor lächelnd an der Tür, keine drei Meter von ihr entfernt. Sie hatte Gray Grantham noch nie gemocht. Aber schließlich gab es in der *Post* kaum jemanden, den sie mochte. Ein Volontär erschien und strebte offensichtlich auf die Tür zu, aber der Dobermann stellte sich ihm in den Weg.

»Tut mir leid, im Augenblick können Sie nicht hinein«, sagte Grantham.

»Und weshalb nicht?«

»Sie haben eine Besprechung. Geben Sie es bei ihr ab.« Er zeigte auf die Sekretärin, die es hasste, wenn man mit dem Finger auf sie zeigte und von ihr einfach als von »ihr« sprach. Sie war inzwischen einundzwanzig Jahre hier.

Der Volontär ließ sich nicht so leicht einschüchtern. »Also gut. Aber Mr. Feldman wollte, dass ich diese Papiere hier genau um halb sechs bei ihm abliefere. Jetzt ist es genau halb sechs, hier bin ich, und hier sind die Papiere.«

»Wir sind mächtig stolz auf Sie. Aber Sie können nicht hinein, verstanden? Geben Sie Ihre Papiere der netten Dame dort drüben, und morgen früh wird die Sonne wieder scheinen.« Grantham stellte sich mitten vor die Tür und schien zum Kampf bereit, falls der Junge beharrlich bleiben sollte.

»Ich nehme sie«, sagte die Sekretärin. Sie nahm sie, und der Volontär verschwand.

»Danke!« sagte Grantham abermals laut.

»Ich finde, Sie sind ziemlich unverschämt«, fauchte sie.

»Ich habe ›Danke!‹ gesagt.« Er versuchte, verletzt dreinzuschauen.

»Sie sind ein Klugscheißer.«

»Danke!«

Die Tür wurde plötzlich geöffnet, und eine Stimme rief heraus: »Grantham.«

Er lächelte sie an und ging hinein. Jackson Feldman stand hinter seinem Schreibtisch. Seine Krawatte war bis zum zweiten Knopf herunter gelockert und die Hemdsärmel bis zu den Ellenbogen aufgekrepelt. Er war einsfüfundneunzig groß, ohne ein Gramm Fett. Mit achtundfünfzig nahm er an zwei Marathons im Jahr teil und arbeitete fünfzehn Stunden am Tag.

Smith Keen stand gleichfalls und hielt das vierseitige Exposé einer Story in der Hand, zusammen mit einer Kopie von Darbys

handschriftlicher Reproduktion des Pelikan-Dossiers. Feldmans Exemplar lag auf dem Schreibtisch. Sie wirkten leicht benommen.

»Machen Sie die Tür zu«, sagte Feldman zu Grantham.

Gray machte die Tür zu und setzte sich auf die Kante eines Tisches. Niemand sprach.

Feldman rieb sich heftig die Augen, dann sah er Keen an. »Wow«, sagte er schließlich.

Gray lächelte. »Womit Sie sagen wollen, das ist es. Ich liefere Ihnen die tollste Story seit zwanzig Jahren, und Sie sind so hingerissen, dass sie ›Wow‹ sagen.«

»Wo ist Darby Shaw?« fragte Keen.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Das ist Teil der Abmachung.«

»Welcher Abmachung?«

»Das kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

»Wann haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Gestern abend, und dann noch einmal heute morgen.«

»Und das war in New York?«

»Was spielt es für eine Rolle, wo wir miteinander gesprochen haben? Wir haben miteinander gesprochen, okay? Sie hat geredet. Ich habe zugehört. Ich bin zurückgefliegen. Ich habe das Exposé geschrieben. Also, was meinen Sie?«

Feldman ließ sich langsam auf seinem Sessel nieder. »Wieviel weiß das Weiße Haus?«

»Keine Ahnung. Verheek hat Darby erzählt, dass es an irgendeinem Tag der vergangenen Woche dem Weißen Haus übergeben wurde und dass zu der Zeit das FBI der Ansicht war, man sollte der Sache nachgehen. Und dann, nachdem das Weiße Haus es hatte, zog sich das FBI aus irgendeinem Grund zurück. Das ist alles, was ich weiß.«

»Wieviel hat Mattiece dem Präsidenten vor drei Jahren gegeben?«

»Millionen. Natürlich alles über eine Unzahl von politischen Aktionskomitees, die er kontrolliert. Dieser Kerl ist äußerst gerissen. Er hat einen Haufen Anwälte, und sie denken sich Wege aus, um Geld hierhin und dorthin zu leiten. Vermutlich ist es sogar legal.«

Die Redakteure dachten langsam. Sie waren so betäubt, als hätten sie gerade eine Bombenexplosion überlebt. Grantham war ziemlich stolz und schwenkte die Füße unter dem Tisch wie ein Kind auf einer Mole.

Feldman griff langsam nach den zusammengehefteten Papieren und blätterte sie durch, bis er das Foto von Mattiece und dem Präsidenten gefunden hatte. Er schüttelte den Kopf.

»Das ist Dynamit, Gray«, sagte Keen. »Das können wir unmöglich bringen, solange es nicht hieb- und stichfest bewiesen ist. Das zu verifizieren, dürfte der härteste Job der Welt sein. Das ist starker Tobak, mein Sohn.«

»Wie wollen Sie das bewerkstelligen?« fragte Feldman.

»Ich habe ein paar Ideen.«

»Ich möchte sie hören. Diese Sache könnte Sie das Leben kosten.«

Grantham sprang auf und steckte die Hände in die Taschen. »Zuerst werden wir versuchen, Garcia zu finden.«

»Wir? Wer ist wir?« fragte Keen.

»Ich, okay. Ich werde versuchen, Garcia zu finden.«

»Macht die Frau dabei mit?« fragte Keen.

»Das kann ich nicht beantworten. Auch das ist ein Teil der Abmachung.«

»Beantworten Sie die Frage«, sagte Feldman. »Bedenken Sie, wie wir dastünden, wenn sie umgebracht würde, während sie Ihnen bei Ihrer Story hilft. Es ist viel zu riskant. Also, wo ist sie

und was habt ihr vor?«

»Ich verrate nicht, wo sie ist. Sie ist eine Informantin, und ich schütze meine Informanten. Nein, sie hilft mir nicht bei den Recherchen. Sie ist eine Informantin, nichts sonst, okay?«

Sie musterten ihn ungläubig. Dann sahen sie sich an, und schließlich zuckte Keen die Achseln.

»Brauchen Sie Hilfe?« fragte Feldman.

»Nein. Sie besteht darauf, dass ich es allein mache. Sie ist sehr verängstigt, und daraus kann man ihr keinen Vorwurf machen.«

»Ich habe schon beim Lesen dieses verdammten Dossiers Angst bekommen«, sagte Keen.

Feldman lehnte sich in seinem Sessel zurück und schlug die Füße auf dem Schreibtisch übereinander. Schuhgröße fünfundvierzig. Er lächelte zum erstenmal. »Sie müssen mit Garcia anfangen. Wenn er nicht auffindbar ist, können Sie Monate mit Nachforschungen über Mattiece verbringen und trotzdem nicht durchsteigen. Und bevor Sie sich auf die Spur von Mattiece setzen, sollten wir ausführlich miteinander reden. Irgendwie mag ich Sie, Grantham, und diese Sache ist es nicht wert, dass Sie ihretwegen umgebracht werden.«

»Ich sehe jedes Wort, das Sie schreiben, okay?« sagte Keen.

»Und ich möchte täglich einen Bericht, okay?« sagte Feldman.

»Kein Problem.«

Keen trat an die Glaswand und beobachtete das hektische Treiben in der Redaktion. Im Verlauf jedes Tages kam und ging das Chaos ein halbes Dutzendmal. Um halb sechs war der Teufel los. Die letzten Neuigkeiten wurden geschrieben, und um halb sieben fand die zweite Redaktionskonferenz statt.

Feldman schaute von seinem Schreibtisch aus zu. »Das könnte das Ende der Flaute sein«, sagte er zu Gray, ohne ihn

anzusehen. »Wie lange dauert sie jetzt - fünf, sechs Jahre?«

»Eher sieben«, sagte Keen.

»Ich habe eine ganze Menge gute Stories geschrieben«, erklärte Gray.

»Sicher«, sagte Feldman. »Aber Sie haben fast immer in der zweiten oder dritten Linie gespielt. Es ist lange her, seit Sie Ihren letzten Volltreffer gelandet haben.«

»Und es hat auch eine Menge Auszeiten gegeben«, fügte Keen hilfsbereit hinzu.

»Das kann jedem passieren«, sagte Gray. »Aber dieser Volltreffer wird es in sich haben.« Er öffnete die Tür.

Feldman funkelte ihn an. »Passen Sie auf, dass Ihnen nichts passiert, und lassen Sie nicht zu, dass ihr etwas passiert. Verstanden?«

Gray lächelte und verließ das Büro.

Er hatte fast den Thomas Circle erreicht, als er das Blaulicht hinter sich sah. Der Streifenwagen überholte ihn nicht, sondern hängte sich an seine Stoßstange. Er hatte weder auf die Geschwindigkeitsbegrenzung noch auf seinen Tachometer geachtet. Das würde sein drittes Strafmandat in sechzehn Monaten sein.

Er fuhr auf einen kleinen Parkplatz neben einem Wohnblock. Es war dunkel, und das Blaulicht blitzte in seinen Spiegeln. Er rieb sich die Schläfen.

»Aussteigen«, verlangte der Polizist von der Stoßstange her.

Gray öffnete die Tür und tat, was von ihm verlangt worden war. Der Polizist war schwarz, und plötzlich lächelte er. Es war Cleve. Er zeigte auf den Streifenwagen. »Steigen Sie ein.«

Sie saßen unter dem Blaulicht im Streifenwagen und betrachteten den Volvo. »Warum tun Sie mir das an?« fragte Gray.

»Wir haben unsere Quoten, Grantham. Wir müssen so und so viele Weiße anhalten und ihnen die Hölle heiß machen. Der Chief ist für Gleichberechtigung. Die weißen Polizisten stürzen sich auf unschuldige, arme Schwarze, also stürzen wir Schwarzen uns auf unschuldige, reiche Weiße.«

»Vermutlich wollen Sie mir Handschellen anlegen und mich zusammenschlagen.«

»Nur, wenn Sie Wert darauf legen. Sarge kann nicht mehr reden.«

»Ich höre.«

»Er hat irgendwas gerochen. Ein paar komische Blicke aufgefangen und dieses oder jenes gehört.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel, dass man über Sie redet, und wie gern man wüsste, was Sie wissen. Er glaubt, es könnte sein, dass Sie abgehört werden.«

»Ist das sein Ernst?«

»Er hat gehört, dass über Sie geredet wird. Dass Sie Fragen stellen über irgendein Pelikan-Ding. Sie haben sie wachgerüttelt.«

»Was hat er über dieses Pelikan-Ding gehört?«

»Nur, dass Sie scharf darauf sind. Und dass es ihnen damit verdammt ernst ist. Das sind gemeine und ausgeschlafene Leute, Gray. Sarge sagt, Sie sollen genau aufpassen, wohin Sie gehen und mit wem Sie reden.«

»Und wir können uns nicht mehr treffen?«

»In der nächsten Zeit nicht. Er will den Kopf einziehen und alles über mich laufen lassen.«

»Gut. Ich brauche seine Hilfe, aber sagen Sie ihm, er soll vorsichtig sein. Das ist eine sehr heikle Sache.«

»Was hat es mit diesem Pelikan-Ding auf sich?«

»Das kann ich Ihnen nicht verraten. Aber sagen Sie Sarge, es könnte ihn das Leben kosten.«

»Nicht Sarge. Der ist klüger als alle anderen Leute dort.«

Gray öffnete die Tür und stieg aus. »Danke, Cleve.«

Er schaltete das Blaulicht aus. »Wir bleiben in Kontakt. In den nächsten sechs Monaten fahre ich Nachtschicht, und ich werde versuchen, Sie im Auge zu behalten.«

»Danke.«

Rupert zahlte für sein Zimtbrötchen und setzte sich auf einen Barhocker, von dem aus er den Gehsteig überblicken konnte. Es war Mitternacht, genau Mitternacht, und Georgetown kam zur Ruhe. Ein paar Wagen fuhren die M Street entlang, die letzten Fußgänger strebten nach Hause. Das Café war gut besucht, aber nicht überfüllt. Er trank schwarzen Kaffee.

Er erkannte das Gesicht auf dem Gehsteig, und kurz darauf saß der Mann auf dem Barhocker neben ihm. Er war eine Art Mittelsmann. Sie hatten sich ein paar Tage zuvor in New Orleans kennengelernt.

»Also, wie stehen die Dinge?« fragte Rupert.

»Wir können sie nicht finden. Und das macht uns Sorgen, weil wir heute schlechte Nachrichten bekommen haben.«

»Und?«

»Nun, wir haben Stimmen gehört, unbestätigt, dass die bösen Buben durchgedreht haben, und dass der böse Bube Nummer Eins will, dass alle umgebracht werden. Geld spielt keine Rolle, und diese Stimmen berichten uns, dass er zu zahlen gedenkt, was immer es kosten mag, um diese Sache aus der Welt zu schaffen. Er schickt große Jungs mit großen Kanonen ins Feld. Natürlich, sie sagen, er wäre verrückt, aber er ist hundsgemein, und mit Geld kann man eine Menge Leute umbringen.«

Dieses Reden über Mord ließ Rupert kalt. »Wer steht auf der Liste?«

»Die Frau. Und vermutlich jeder Außenstehende, der zufällig etwas über dieses kleine Dossier erfährt.«

»Also was soll ich tun?«

»Bleiben Sie in der Gegend. Wir treffen uns morgen abend wieder, derselbe Ort, dieselbe Zeit. Wenn wir die Frau finden, sind Sie dran.«

»Wie wollen Sie sie finden?«

»Wir glauben, dass sie in New York ist. Wir haben Mittel und Wege.«

Rupert riss ein Stück von seinem Brötchen ab und steckte es in den Mund. »Wo würden Sie hingehen?«

Der Mittelsmann dachte an ein Dutzend Orte, an denen er gern wäre, aber das waren Orte wie Paris und Rom und Monte Carlo, Orte, die er kannte, und Orte, die viele Leute besuchten. Nur dieser eine exotische Ort, den er aufsuchen und an dem er sich für den Rest seines Lebens verstecken konnte, fiel ihm nicht ein. »Ich weiß nicht. Wo würden Sie hingehen?«

»New York City. Da kann man Jahre leben, ohne je gesehen zu werden. Man spricht die Sprache und kennt die Regeln. Es ist das ideale Versteck für einen Amerikaner.«

»Ja, da haben Sie vermutlich recht. Sie glauben, sie ist dort?«

»Ich weiß es nicht. Manchmal ist sie sehr schlau. Dann macht sie wieder irgendwelche Fehler.«

Der Mittelsmann war auf den Beinen. »Morgen abend«, sagte er.

Rupert schwenkte die Hand. Was für ein dämlicher kleiner Affe, dachte er. Rennt herum und flüstert anderen Leuten in Cafés und Bierkneipen wichtige Botschaften ins Ohr. Dann rennt er zu seinem Boss zurück und erstattet ihm bis ins kleinste Detail Bericht.

Er warf den Kaffeebecher in den Müll und trat auf die Straße.

ZWEIUNDDREISSIG

Bei Brim, Stearns and Kidlow arbeiteten, so stand es in der neuesten Ausgabe des Juristenhandbuchs von Martindale-Hubbell, hundertneunzig Anwälte. Und bei White and Blazeovich waren es vierhundertzölf. Also stand zu hoffen, dass Garcia nur einer von möglicherweise sechshundertzweien war. Doch wenn Mattiece noch mit anderen Washingtoner Firmen in Verbindung stand, war die Zahl größer, und sie hatten keine Chance.

Wie erwartet, arbeitete bei White and Blazeovich niemand, der Garcia hieß. Darby suchte nach einem anderen lateinamerikanischen Namen, fand aber keinen. Es war eine dieser blütenweißen, aristokratischen Firmen, in der nur Leute von den Eliteuniversitäten arbeiteten, die lange, mit Zahlen endende Namen hatten. Es waren ein paar Frauen darunter, aber nur zwei waren Partner. Die meisten der Frauen waren nach 1980 eingestellt worden. Wenn sie lange genug am Leben blieb, um ihr Studium beenden zu können, würde Darby bestimmt nicht für eine Fabrik wie White and Blazeovich arbeiten.

Grantham hatte ihr nahegelegt, nach lateinamerikanischen Namen zu suchen, weil Garcia als Falschname ein wenig ungewöhnlich war. Vielleicht war der Mann Lateinamerikaner, und da Garcia dort ein häufig vorkommender Name ist, war er ihm vielleicht als erster eingefallen. Es funktionierte nicht. In dieser Firma gab es keine Lateinamerikaner.

Dem Handbuch zufolge waren ihre Mandanten groß und reich. Banken, Unternehmen, die in *Fortune* unter den fünfhundert größten aufgeführt waren, und eine Menge Ölgesellschaften. Vier der in dem Prozess Beklagten waren als Mandanten aufgeführt, aber nicht Mr. Mattiece. Da waren

Chemieunternehmen und Schifffahrtslinien, und White and Blazeovich vertrat auch die Regierungen von Nordkorea, Libyen und Syrien. Verrückt, dachte sie. Unsere Feinde heuern unsere Anwälte an, damit sie bei unserer Regierung für sie eintreten. Aber schließlich kann man Anwälte für praktisch alles anheuern.

Brim, Stearns and Kidlow war eine kleinere Version von White and Blazeovich, aber hier gab es tatsächlich vier lateinamerikanische Namen. Sie notierte sie. Zwei Männer und zwei Frauen. Vermutlich war diese Firma wegen Geschlechts- und Rassendiskriminierung verklagt worden, denn in den letzten zehn Jahren hatte sie alle möglichen Leute eingestellt. Die Mandantenliste war vorhersagbar: Öl und Gas, Versicherungen, Banken, Regierungskontakte. Ziemlich langweiliger Kram.

Sie saß eine Stunde lang in einer Ecke der juristischen Bibliothek von Fordham. Es war Freitagmorgen, zehn Uhr in New York und neun Uhr in New Orleans, und anstatt sich in einer Bibliothek zu verstecken, in der sie noch nie gewesen war, hätte sie jetzt eigentlich in Verfahrensrecht unter Alleck sitzen sollen, einem Professor, den sie nie gemocht hatte, jetzt aber sehr vermisste. Alice Stark würde neben ihr sitzen. Einer ihrer Kommilitonen, ein Blödmann namens D. Ronald Pétrie, würde hinter ihr sitzen, sich mit ihr verabreden wollen und schlüpfrige Bemerkungen machen. Auch ihn vermisste sie. Sie vermisste die stillen Morgenstunden auf Thomas' Balkon, wo sie so oft Kaffee getrunken und darauf gewartet hatte, dass das French Quarter seine Spinnweben abschüttelte und zum Leben erwachte. Sie vermisste den Duft des Rasierwassers an seinem Bademantel.

Sie dankte der Bibliothekarin und verließ das Gebäude. Auf der Zweiundsechzigsten wanderte sie ostwärts auf den Park zu. Es war ein herrlicher Oktobermorgen mit klarem Himmel und kühlem Wind. Eine angenehme Abwechslung nach New Orleans, aber unter den gegebenen Umständen schwer zu würdigen. Sie trug eine neue Sonnenbrille und einen Schal, den

sie bis zum Kinn hochgezogen hatte. Das Haar war nach wie vor dunkel, aber sie würde nicht noch mehr abschneiden. Sie war entschlossen, zu gehen, ohne ständig über die Schulter zu schauen. Vermutlich waren sie nicht hinter ihr her, aber sie wusste, dass es Jahre dauern würde, bevor sie wieder ohne jeden Zweifel eine Straße entlanggehen konnte.

Die Bäume im Park boten eine prachtvolle Schau aus Gelb, Orange und Rot. Der Wind ließ die Blätter sanft herabsegeln. Sie bog nach Süden zum Central Park West ab. Morgen würde sie abreisen und ein paar Tage in Washington verbringen. Wenn sie überlebte, würde sie danach das Land verlassen, vielleicht in die Karibik. Sie war bereits zweimal dort gewesen. Da gab es tausend kleine Inseln, auf denen die meisten Leute irgendeine Art von Englisch sprachen.

Jetzt war die Zeit gekommen, das Land zu verlassen. Sie hatten ihre Spur verloren, und sie hatte sich bereits nach den Flügen nach Nassau und Jamaika erkundigt. Wenn es dunkel wurde, konnte sie schon dort sein.

Sie fand einen Münzfernsprecher im Hintergrund eines Cafés an der Sixth Avenue und wählte Grays Nummer in der *Post*. »Ich bin's«, sagte sie.

»Wunderbar. Ich hatte schon befürchtet, Sie hätten das Land bereits verlassen.«

»Ich denke darüber nach.«

»Können Sie damit noch eine Woche warten?«

»Vermutlich. Ich komme morgen. Was wissen Sie inzwischen?«

»Ich sammle Schrott. Ich habe mir Kopien der Jahresbilanzen der sieben öffentlichen Firmen besorgt, die an dem Prozess beteiligt waren. In keiner von ihnen ist Mattiece Vorstandsmitglied oder Direktor.«

»Was noch?«

»Nur die übliche endlose Telefoniererei. Gestern habe ich drei Stunden damit verbracht, bei den Gerichten herumzulungern und nach Garcia Ausschau zu halten.«

»Vor Gericht werden Sie ihn nicht finden. Zu der Sorte Anwälten gehört er nicht. Er ist in einer Wirtschaftsfirma.«

»Das hört sich an, als hätten Sie eine bessere Idee.«

»Ich habe mehrere Ideen.«

»Also gut. Dann bleibe ich einfach hier sitzen und warte auf Sie.«

»Ich rufe an, sobald ich angekommen bin.«

»Rufen Sie mich nicht zu Hause an.«

Sie schwieg eine Sekunde. »Darf ich fragen, warum nicht?«

»Es ist durchaus möglich, dass jemand mithört und mich vielleicht sogar beschattet. Einer meiner besten Informanten meint, ich hätte genügend Staub aufgewirbelt, dass sie mich nicht mehr aus den Augen lassen werden.«

»Wundervoll. Und da wollen Sie, dass ich komme und mit Ihnen gemeinsame Sache mache?«

»Uns kann nichts passieren, Darby. Wir müssen nur vorsichtig sein.«

Sie umklammerte den Hörer und biss die Zähne zusammen. »Wie können Sie es wagen, mir gegenüber von Vorsicht zu reden! Ich versuche jetzt seit zehn Tagen, Bomben und Schüssen auszuweichen, und Sie sind so von sich eingenommen, dass Sie mir sagen, ich sollte vorsichtig sein. Sie können mir den Buckel runterrutschen, Grantham! Vielleicht sollte ich mich von Ihnen fernhalten.«

Es gab eine Pause, während sie sich in dem kleinen Café umschaute. Zwei Männer an einem Tisch in der Nähe sahen zu ihr herüber. Sie war viel zu laut. Sie wendete sich ab und holte tief Luft.

Grantham sprach langsam. »Tut mir leid. Ich...«

»Vergessen Sie's. Vergessen Sie's einfach.«

Er wartete einen Moment. »Sind Sie okay?«

»Mir geht es großartig. Habe mich nie besser gefühlt.«

»Kommen Sie nach Washington?«

»Ich weiß es nicht. Hier bin ich sicher, und noch sicherer bin ich, wenn ich in ein Flugzeug steige und das Land verlasse.«

»Gewiss, aber ich dachte, Sie hätten diese wunderbare Idee, wie wir Garcia finden und dann vielleicht Mattiece festnageln können. Ich dachte, Sie wären empört und moralisch entrüstet und dürsteten nach Rache. Was ist mit Ihnen los?«

»Nun, zum einen habe ich dieses brennende Verlangen, meinen fünfundzwanzigsten Geburtstag zu erleben. Ich bin nicht selbstsüchtig, aber vielleicht möchte ich auch den dreißigsten noch erleben. Das wäre schön.«

»Ich verstehe.«

»Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen. Ich glaube, Sie sind mehr an Pulitzerpreisen und Ruhm interessiert als an meinem hübschen kleinen Hals.«

»Ich versichere Ihnen, dass das nicht stimmt. Vertrauen Sie mir, Darby. Sie werden sicher sein. Sie haben mir die Geschichte Ihres Lebens erzählt. Sie müssen mir vertrauen.«

»Ich werde darüber nachdenken.«

»Das ist nicht definitiv.«

»Nein, das ist es nicht. Lassen Sie mir ein bisschen Zeit.«

»Okay.«

Sie legte auf und bestellte ein Hörnchen. Ein Dutzend Sprachen ertönten um sie herum; das Café war plötzlich überfüllt. Lauf, Baby, lauf, sagte ihr der gesunde Menschenverstand. Nimm ein Taxi zum Flughafen. Bezahle bar für ein Ticket nach Miami. Steig in die nächste Maschine, die nach Süden fliegt. Lass Grantham wühlen und wünsch ihm alles Gute. Er war sehr gut, und er würde eines Tages eine

Möglichkeit finden, die Story zu bringen. Und sie würde sie lesen, während sie an einem sonnenüberfluteten Strand lang, eine Pina colada trank und den Windsurfern zuschaute.

Stummel hinkte auf dem Gehsteig vorbei. Sie erhaschte einen Blick auf ihn, durch das Gedränge der Gäste und durch das Fenster hindurch. Ihr Mund war plötzlich trocken, und ihr war schwindlig. Er schaute nicht herein. Er trottete nur vorbei, es sah aus, als hätte er sich verlaufen. Sie lief zwischen den Tischen hindurch und beobachtete ihn von der Tür aus. Leicht hinkend erreichte er die Ecke von Sixth Avenue und Achtundfünfzigster Straße und wartete dort auf Grün. Er begann, die Sixth zu überqueren, dann überlegte er es sich anders und überquerte die Achtundfünfzigste. Ein Taxi hätte ihn beinahe umgenietet.

Er ging nirgendwo hin, sondern wanderte nur leicht hinkend in der Gegend herum.

Croft sah den jungen Mann, als er aus dem Fahrstuhl trat. Er kam in Begleitung eines anderen jungen Anwalts, und da sie ihre Aktenkoffer nicht bei sich hatten, war offensichtlich, dass sie zu einem späten Lunch unterwegs waren. Nach fünftägigem Beobachten von Anwälten hatte Croft ihre Gewohnheiten kennengelernt.

Das Gebäude lag an der Pennsylvania, und Brim, Stearns and Kidlow residierte in den Stockwerken Drei bis Elf. Garcia verließ mit seinem Kollegen das Haus, und sie lachten auf ihrem ganzen Weg die Straße entlang. Irgend etwas war sehr komisch. Croft folgte so dicht auf wie möglich. Sie gingen und lachten fünf Blocks und betraten dann, genau wie er vermutet hatte, für eine schnelle Mahlzeit ein kleines Yuppie-Restaurant.

Croft rief Grantham dreimal an, bevor er ihn erreichte. Es war fast zwei, die Mittagspause war so ziemlich vorbei, und wenn Grantham den Mann erwischen wollte, dann sollte er gefälligst in der Nähe des Telefons bleiben. Grantham hieb den Hörer auf

die Gabel. Sie würden sich in dem Gebäude treffen.

Auf dem Rückweg gingen Garcia und sein Kollege etwas langsamer. Es war ein herrlicher Tag, und sie genossen die kurze Erholung von der Tretmühle des Verklagens von Leuten oder was immer sie für zweihundert Dollar pro Stunde taten.

Croft versteckte sich hinter seiner Sonnenbrille und hielt Abstand.

Gray wartete im Foyer in der Nähe der Fahrstühle. Croft war dicht hinter ihnen, als sie durch die Drehtür hereinkamen. Er deutete rasch auf ihren Mann. Gray sah das Signal und drückte auf den Fahrstuhlknopf. Er öffnete sich, und er trat einen Augenblick vor Garcia und seinem Kollegen ein. Croft blieb zurück.

Garcia drückte auf den Knopf Nummer Sechs, und einen Sekundenbruchteil später tat Gray dasselbe. Gray las Zeitung und hörte zu, wie die beiden Anwälte über Football redeten. Der junge Mann war nicht älter als sieben- oder achtundzwanzig. Die Stimme war vielleicht vage vertraut, aber er hatte sie nur am Telefon gehört, und sie hatte keine besonderen Merkmale. Das Gesicht war dicht vor ihm, aber er konnte es nicht eingehend betrachten. Die Chancen, dass er es tatsächlich war, standen nicht schlecht. Er sah dem Mann auf den Fotos sehr ähnlich, er arbeitete für Brim, Stearns and Kidlow, und einer ihrer unzähligen Mandanten war Mr. Mattiece. Er war Reporter. Es war sein Job, vorzupreschen und Fragen zu stellen.

Sie verließen den Fahrstuhl im sechsten Stock, noch immer über die Redskins diskutierend, und Gray schlenderte, in seiner Zeitung lesend, hinter ihnen her. Das Foyer der Firma war elegant und üppig, mit Kronleuchtern und Perserteppichen, und an der Wand stand in dicken goldenen Lettern der Firmenname. Die Anwälte blieben an der Rezeption stehen, um sich über eingegangene Anrufe unterrichten zu lassen. Gray ging zielstrebig auf die Sekretärin zu, die ihn eingehend musterte.

»Kann ich Ihnen helfen, Sir?« fragte sie in dem Ton, der bedeutete: »Was zum Teufel wollen Sie?«

Gray war nicht um eine Antwort verlegen. »Ich habe eine Besprechung mit Roger Martin.« Er hatte den Namen im Telefonbuch gefunden, und er hatte eine Minute zuvor vom unteren Foyer aus angerufen, um sich zu vergewissern, dass Anwalt Martin heute im Hause war. Der Tafel war zwar zu entnehmen, dass die Firma in den Stockwerken Drei bis Elf residierte, aber auf ihr waren nicht alle hundertneunzig Anwälte aufgeführt. Mit Hilfe des Branchenbuches hatte er ein Dutzend schnelle Anrufe getätigt, um in jeder Etage einen Anwalt zu finden. Roger Martin war der Mann im sechsten Stock.

Er warf der Sekretärin einen finsternen Blick zu. »Wir haben schon zwei Stunden zusammengesessen.«

Das verblüffte sie, und ihr fiel keine Erwiderung ein. Gray eilte um die Ecke in einen Korridor und erhaschte gerade noch einen Blick auf Garcia, der eben sein vier Türen entferntes Büro betrat.

Der Name neben der Tür war David M. Underwood. Gray klopfte nicht an. Er wollte schnell zuschlagen und vielleicht schnell wieder verschwinden. Mr. Underwood hängte sein Jackett auf einen Bügel.

»Hi. Ich bin Gray Grantham von der *Washington Post*. Ich suche einen Mann namens Garcia.«

Underwood runzelte die Stirn und schien verblüfft. »Wie sind Sie hier hereingekommen?« fragte er.

Die Stimme klang plötzlich vertraut. »Zu Fuß. Sie sind Garcia, nicht wahr?«

Er zeigte auf eine Schreibtischplakette mit seinem Namen in Goldbuchstaben. »David M. Underwood. In diesem Stockwerk gibt es niemanden, der Garcia heißt. Ich kenne keinen Garcia in dieser Firma.«

Gray lächelte, als spielte er mit. Underwood war ängstlich. Oder verärgert.

»Wie geht es Ihrer Tochter?« fragte Gray.

Underwood kam um den Schreibtisch herum, jetzt ziemlich verwirrt. »Welcher?«

Das passte nicht. Garcia war sehr besorgt gewesen um seine Tochter, ein Kleinkind, und wenn er mehr als eine gehabt hätte, dann hätte er es bestimmt erwähnt.

»Der jüngsten. Und Ihrer Frau?«

Underwood war jetzt auf Schlagnähe herangekommen und schob sich noch näher heran. Offensichtlich war er ein Mann, der vor körperlichem Kontakt keine Angst hatte.

»Ich habe keine Frau. Ich bin geschieden.« Er hob die linke Faust, und einen kurzen Moment lang dachte Gray, er wollte zuschlagen. Dann sah er die vier ringlosen Finger. Keine Frau. Kein Ring. Garcia betete seine Frau an, und er würde einen Ring tragen. Es war Zeit zum Gehen.

»Was wollen Sie?« fragte Underwood.

»Ich dachte, Garcia säße in diesem Stockwerk«, sagte er, sich zurückziehend.

»Ist Ihr Freund Garcia Anwalt?«

»Ja.«

Underwood entspannte sich ein wenig. »Nicht in dieser Firma. Wir haben einen Perez und einen Hernandez und vielleicht noch einen weiteren. Aber einen Garcia kenne ich nicht.«

»Nun ja, es ist eine große Firma«, sagte Gray, jetzt an der Tür.

Underwood folgte ihm. »Hören Sie, Mr. Grantham, wir sind es nicht gewohnt, dass Reporter hier auftauchen. Ich werde den Sicherheitsdienst anrufen, vielleicht kann er Ihnen weiterhelfen.«

»Das ist nicht nötig. Vielen Dank.« Grantham war auf dem Korridor und verschwunden. Underwood informierte den Sicherheitsdienst.

Im Fahrstuhl verfluchte Grantham sich selbst. Außer ihm war niemand darin, deshalb fluchte er laut. Dann dachte er an Croft und verfluchte ihn, und als der Fahrstuhl hielt und die Tür aufging, stand Croft im Foyer neben den Münzfernsprechern. Ruhig bleiben, befahl er sich.

Sie verließen das Gebäude gemeinsam. »War nichts«, sagte Gray.

»Haben Sie mit ihm gesprochen.«

»Ja. Der falsche Mann.«

»Verdammt. Ich war ganz sicher, dass er es war. Es war der Mann auf den Fotos, oder etwa nicht?«

»Nein. Er sieht ihm nur ziemlich ähnlich. Versuchen Sie es weiter.«

»Ich habe diese Sache ziemlich satt, Grantham. Ich...«

»Sie werden dafür bezahlt. Machen Sie noch eine Woche weiter, okay? Ich kann mir schwerere Arbeit vorstellen.«

Croft blieb auf dem Gehsteig stehen, und Gray ging weiter. »Noch eine Woche, dann ist endgültig Schluss«, rief Croft hinter ihm her. Grantham schwenkte die Hand.

Er schloss den vorschriftsmäßig geparkten Volvo auf und fuhr zurück zur *Post*. Das war kein kluger Schachzug gewesen. Es war eine ziemliche Dummheit. Ein solcher Fehler hätte ihm nicht unterlaufen dürfen. Er würde den Vorfall bei seinem täglichen Gespräch mit Jackson Feldman und Smith Keen nicht erwähnen.

Feldman wollte ihn sprechen, sagte ein anderer Reporter, und er eilte in sein Büro. Er lächelte die Sekretärin, die im Begriff war, ihn anzufahren, zuckersüß an. Keen und Howard

Krauthammer, der Chef vom Dienst, warteten bei Feldman auf ihn. Keen machte die Tür zu und reichte Gray eine Zeitung. »Haben Sie das gesehen?«

Es war die *Times-Picayune*, die Zeitung von New Orleans, und die Story auf der Titelseite berichtete über den Tod von Verheek und Callahan, mit großen Fotos. Er las sie schnell, während sie ihn beobachteten. Es war von ihrer Freundschaft die Rede und ihrem gewaltsamen Tod in nur sechs Tagen Abstand. Und auch Darby Shaw wurde erwähnt, die verschwunden war. Aber keinerlei Hinweis auf das Dossier.

»Allem Anschein nach ist die Katze aus dem Sack«, sagte Feldman.

»Das sind nur die grundlegenden Tatsachen«, sagte Gray. »Die hätten wir schon vor drei Tagen bringen können.«

»Warum haben wir es nicht getan?« fragte Krauthammer.

»Da steckt nichts dahinter. Es sind zwei Tote, der Name der jungen Frau und tausend Fragen, von denen keine beantwortet wird. Sie haben einen Polizisten gefunden, der bereit war zu reden, aber er weiß nichts außer den blutigen Details.«

»Aber sie recherchieren, Gray« sagte Keen.

»Wollen Sie, dass ich sie daran hindere?«

»Die *Times* hat die Sache aufgegriffen«, sagte Feldman. »Sie werden mehr bringen, morgen oder Sonntag. Wieviel können sie wissen?«

»Weshalb fragen Sie mich das? Möglich, dass sie eine Kopie des Dossiers haben. Möglich, aber äußerst unwahrscheinlich. Aber sie haben nicht mit der Frau gesprochen. Wir haben die Frau. Sie gehört uns.«

»Das hoffen wir«, sagte Krauthammer.

Feldman rieb sich die Augen und starrte die Decke an. »Nehmen wir an, sie haben eine Kopie des Dossiers und wissen, wer es geschrieben hat, und jetzt ist sie verschwunden. Deshalb

können sie es im Moment nicht verifizieren, aber sie scheuen nicht davor zurück, das Dossier zu erwähnen, allerdings ohne Nennung von Mattiece. Sagen wir, sie wissen, dass Callahan ihr Professor war, unter anderem, und dass er das Dossier hierher gebracht und seinem guten Freund Verheek gegeben hat. Und nun sind sie tot, und sie ist auf der Flucht. Das ist eine verdammt gute Story, finden Sie nicht, Gray?»

»Es ist eine tolle Story«, sagte Krauthammer.

»Sie ist nicht der Rede wert im Vergleich zu dem, was noch kommt«, sagte Gray. »Ich will nicht, dass sie erscheint, weil sie nur die Spitze des Eisbergs ist. Außerdem wird sich jede Zeitung im Lande darauf stürzen. Wir können keine tausend Reporter brauchen, die sich gegenseitig auf die Füße treten.«

»Ich bin dafür, dass wir sie bringen«, sagte Krauthammer. »Sonst haut die *Times* sie uns um die Ohren.«

»Wir können die Story nicht bringen«, sagte Gray.

»Und weshalb nicht?»

»Weil ich sie nicht schreiben werde, und wenn jemand anders hier sie schreibt, verlieren wir die Frau. So einfach ist das. Sie überlegt sich schon jetzt, ob sie nicht ins nächste Flugzeug steigen und das Land verlassen soll. Ein Fehler von uns, und sie ist verschwunden.«

»Aber sie hat doch schon erzählt, was sie weiß«, sagte Keen.

»Ich habe ihr mein Wort darauf gegeben, dass ich die Story erst dann schreiben werde, wenn wir alles beisammen haben und Mattiece beim Namen nennen können. Es ist ganz einfach.«

»Sie benutzen sie, stimmt's?»

»Sie ist eine Informantin. Aber sie ist nicht hier in der Stadt.«

»Wenn die *Times* das Dossier hat, dann wissen sie auch über Mattiece Bescheid«, sagte Feldman. »Und wenn sie über Mattiece Bescheid wissen, dann recherchieren sie wie die Wilden, um die Story zu verifizieren. Was ist, wenn sie uns

zuvorkommen?«

Krauthammer grunzte entrüstet. »Wir sitzen hier herum und lassen uns die größte Story seit zwanzig Jahren entgehen. Ich sage, wir sollten bringen, was wir haben. Es ist nur die Oberfläche, aber schon jetzt eine tolle Sache.«

»Nein«, sagte Gray. »Ich schreibe sie nicht, bis ich alles zusammen habe.«

»Und wie lange wird das dauern?« fragte Feldman.

»Vielleicht eine Woche.«

»Wir haben keine Woche«, sagte Krauthammer.

Gray war verzweifelt. »Ich kann herausfinden, wieviel die *Times* weiß. Geben Sie mir achtundvierzig Stunden.«

»Sie werden morgen oder Sonntag etwas bringen«, sagte Feldman noch einmal.

»Sollen sie doch. Ich gehe jede Wette darauf ein, dass es dieselbe Story sein wird mit vermutlich denselben Fotos. Warten wir's ab und lesen wir ihre kleine Story, dann sehen wir weiter.«

Die Redakteure schauten sich gegenseitig an. Krauthammer war enttäuscht. Keen war beunruhigt. Aber der Boss war Feldman, und er sagte: »Okay. Wenn sie morgen früh etwas bringen, treffen wir uns um zwölf und sehen es uns an.«

»Gut«, sagte Gray rasch und griff nach der Tür.

»Sie sollten sich beeilen. Grantham«, sagte Feldman. »Viel länger können wir nicht darauf sitzen bleiben.«

Grantham war schon verschwunden.

DREIUNDDREISSIG

Die Limousine rollte geduldig durch den Feierabendverkehr auf dem Beltway. Es war bereits dunkel, und Matthew Barr las mit Hilfe einer Leselampe. Coal trank Perrier und beobachtete den Verkehr. Er kannte das Dossier auswendig und hätte Barr einfach erzählen können, was darin stand, aber er wollte sehen, wie er reagierte.

Barr reagierte nicht, bis er zu dem Foto kam, dann schüttelte er langsam den Kopf. Er legte das Dossier auf den Sitz und dachte einen Moment darüber nach. »Sehr unerfreulich«, sagte er.

Coal grunzte.

»Wie zutreffend ist es?« fragte Barr.

»Das wüsste ich auch gern.«

»Wann haben Sie es zum ersten Mal gesehen?«

»Letzten Freitag. Es kam vom FBI, zusammen mit dem täglichen Bericht.«

»Was hat der Präsident gesagt?«

»Er war nicht gerade selig darüber, aber es gab keinen Grund zur Aufregung. Nur einer von diesen Schüssen ins Blaue, dachten wir. Er redete mit Voyles, und Voyles erklärte sich bereit, die Sache eine Zeit lang auf sich beruhen zu lassen. Jetzt bin ich nicht mehr so sicher.«

»Hat der Präsident Voyles angewiesen, die Finger davon zu lassen?« Barr stellte die Frage langsam.

»Ja.«

»Das kommt einer Behinderung der Rechtsorgane verdammt nahe, vorausgesetzt natürlich, es stimmt, was in diesem Dossier

steht.«

»Und was ist, wenn es stimmt?«

»Dann hat der Präsident Probleme. Ich bin einmal wegen Behinderung verurteilt worden, ich weiß also, wovon ich rede. Sie ist groß und breit und so leicht zu beweisen wie ein Postbetrug. Stecken Sie mit drin?«

»Was dachten Sie denn?«

»Dann haben Sie auch Probleme.«

Sie fuhren schweigend weiter und beobachteten den Verkehr. Coal hatte über den Behinderungs-Aspekt nachgedacht, aber er wollte Barrs Ansicht hören. Wegen einer Strafanzeige machte er sich keine Sorgen. Der Präsident hatte eine einzige, kurze Unterredung mit Voyles gehabt, ihn aufgefordert, sich eine Zeitlang mit anderen Dingen zu beschäftigen, und das war es auch schon. Das konnte man kaum als verbrecherische Tat bezeichnen. Aber Coal machte sich beträchtliche Sorgen um die Wiederwahl, und ein Skandal, in den ein großer Geldgeber wie Mattiece verwickelt war, würde sich verheerend auswirken. Das war ein Gedanke, bei dem einem schlecht werden konnte - ein Mann, den der Präsident kannte und von dem er Millionen genommen hatte, zahlte für die Beseitigung von zwei Richtern des Obersten Bundesgerichts, damit sein Kumpan, der Präsident, verständnisvollere Männer berufen und er sein Öl an Land ziehen konnte. Die Demokraten würden auf die Straße gehen und ein Freudengeheul anstimmen. Jeder Unterausschuss des Kongresses würde Anhörungen abhalten. Jede Zeitung würde ein Jahr lang täglich darüber berichten. Das Justizministerium würde gezwungen sein, der Sache nachzugehen. Coal würde gezwungen sein, die Schuld auf sich zu nehmen und zurückzutreten. Verdammt, mit Ausnahme des Präsidenten würde jeder im Weißen Haus seinen Hut nehmen müssen.

Es war ein Alptraum von grauenhaften Ausmaßen.

»Wir müssen herausfinden, ob es stimmt, was in dieser Akte

steht«, sagte Coal zum Fenster.

»Wenn Leute sterben, dann stimmt es. Nennen Sie mir einen besseren Grund für den Tod von Callahan und Verheek.«

Es gab keinen anderen Grund, und Coal wusste es. »Ich möchte, dass Sie etwas tun.«

»Die Frau finden.«

»Nein. Sie ist entweder tot oder versteckt sich in irgendeiner Höhle. Ich möchte, dass Sie mit Mattiece reden.«

»Er steht bestimmt im Branchenbuch.«

»Sie können ihn finden. Wir müssen eine Verbindung herstellen, von der der Präsident nichts weiß. Wir müssen als erstes klären, wieviel von alledem stimmt.«

»Und Sie glauben, Mattiece würde mich ins Vertrauen ziehen und mir seine Geheimnisse verraten?«

»Ja. Irgendwann wird er es tun. Sie sind schließlich kein Polizist. Nehmen wir an, es stimmt, und er glaubt, dass er nahe daran ist, bloßgestellt zu werden. Er ist verzweifelt, und er bringt Leute um. Wie wäre es, wenn Sie ihm erzählten, die Presse hätte die Story und das Ende stünde nahe bevor, und wenn er die Absicht hätte, von der Bildfläche zu verschwinden, wäre jetzt der richtige Zeitpunkt? Schließlich kommen Sie aus Washington zu ihm. Als Insider. Vom Präsidenten, das wird er jedenfalls glauben. Er wird sich anhören, was Sie zu sagen haben.«

»Okay. Und was ist, wenn er sagt, es stimmt? Was steckt dann für uns drin?«

»Ich habe ein paar Ideen, alle in der Kategorie Schadensbegrenzung. Als erstes werden wir unverzüglich zwei Naturliebhaber für das Gericht nominieren. Richtig irre, radikale Vogelbeobachter. Das würde beweisen, dass wir im Grunde unseres Herzens gute Umweltschützer sind. Und damit wären Mattiece und seine Ölfelder gestorben. Das könnten wir binnen

weniger Stunden tun. Praktisch gleichzeitig wird der Präsident mit Voyles und dem Justizminister reden und eine sofortige und gründliche Untersuchung von Mattiece und seinen Machenschaften verlangen. Wir werden jedem Reporter in der Stadt eine Kopie der Akte zuspielen und dann den Kopf einziehen und den Sturm über uns hinwegbrausen lassen.«

Barr lächelte bewundernd.

Coal fuhr fort. »Es wird nicht angenehm sein, aber immer noch besser, als einfach dazusitzen und zu hoffen, diese Akte wäre ein Phantasieprodukt.«

»Wie wollen Sie das Foto erklären?«

»Das können wir nicht. Es wird eine Weile schmerzen, aber das war vor sieben Jahren, und Leute verlieren den Verstand. Wir werden Mattiece so hinstellen, als wäre er damals ein guter Bürger gewesen, aber jetzt ein Irrer.«

»Er ist ein Irrer.«

»Ja, das ist er. Und im Augenblick ist er ein verletzter Hund, der sich in eine Ecke verkrochen hat. Sie müssen ihn überzeugen, dass er das Handtuch werfen und von der Bildfläche verschwinden muss. Ich glaube, er wird Ihnen zuhören. Und ich glaube auch, dass wir von ihm erfahren werden, ob es stimmt.«

»Und wie soll ich ihn finden?«

»Ich habe einen Mann, der daran arbeitet. Ich setze einige Hebel in Bewegung und stelle einen Kontakt her. Richten Sie sich darauf ein, am Sonntag abzureisen.«

Barr lächelte das Fenster an. Er würde Mattiece gern kennenlernen.

Der Verkehr stockte. Coal trank einen Schluck von seinem Wasser. »Irgend etwas Neues über Grantham?«

»Eigentlich nicht. Wir hören mit und beobachten ihn, aber es tut sich nichts. Er telefoniert mit seiner Mutter und ein paar

Frauen, aber nichts Berichtenswertes. Er arbeitet ziemlich viel. Am Mittwoch hat er die Stadt verlassen und ist Donnerstag zurückgekommen.«

»Wo war er?«

»In New York. Arbeitet vermutlich an irgendeiner Story.«

Cleve hätte eigentlich um genau zehn Uhr abends an der Ecke von Rhode Island Avenue und Sechster Straße sein sollen, aber er war nicht da. Gray sollte die Rhode Island Avenue entlang rasen, bis Cleve ihn stellte, damit jeder, der ihm vielleicht folgte, glauben würde, er wäre nur ein gewöhnlicher Temposünder. Er raste die Rhode Island Avenue entlang und mit achtzig Stundenkilometern durch die Sechste Straße und hielt nach einem Blaulicht Ausschau. Es war keins zu sehen. Er wendete, und eine Viertelstunde später raste er wieder die Rhode Island entlang. Da! Er sah Blaulicht und fuhr an den Bordstein.

Es war nicht Cleve. Es war ein weißer Polizist, der sehr aufgebracht war. Er riss Gray den Führerschein aus der Hand, studierte ihn und fragte, ob er getrunken hätte. Nein, Sir, sagte er. Der Polizist schrieb den Strafzettel und händigte ihn stolz Gray aus, der hinter dem Lenkrad saß und den Zettel anstarrte, bis er Stimmen hörte, die von seiner hinteren Stoßstange kamen.

Ein weiterer Polizist war auf der Bildfläche erschienen, und sie diskutierten. Es war Cleve; er forderte den weißen Polizisten auf, den Strafzettel zu vergessen, aber der weiße Polizist erklärte, dass er ihn bereits ausgeschrieben hätte; außerdem wäre dieser Idiot mit neunzig über die Kreuzung gefahren. Er ist ein Freund von mir, sagte Cleve. Dann bringen Sie ihm bei, wie man fährt, bevor er jemanden umbringt, sagte der weiße Polizist, während er in seinen Streifenwagen stieg und dann davonfuhr.

Cleve kicherte, als er durch das Fenster zu Gray hereinschaute. »Tut mir leid, dass das passiert ist«, sagte er lächelnd.

»Das ist einzig und allein Ihre Schuld.«

»Fahren Sie beim nächsten Mal etwas langsamer.«

Gray warf den Strafzettel auf den Boden. »Lassen Sie uns schnell machen. Sarge hat doch gesagt, die Leute im Westflügel redeten über mich. Richtig?«

»Richtig.«

»Okay. Ich muss von Sarge wissen, ob sie auch über andere Reporter reden, vor allem welche von der *New York Times*. Ich muss wissen, ob sie glauben, dass sonst noch jemand hinter der Story her ist.«

»Ist das alles?«

»Ja. Und ich muss es schnell wissen.«

»Fahren Sie in Zukunft langsamer«, sagte Cleve laut und ging zu seinem Wagen.

Darby bezahlte ihr Zimmer für die nächsten sieben Tage, teils, weil sie einen vertrauten Ort haben wollte, an den sie notfalls zurückkehren konnte, teils aber auch, um einige der neuen Kleidungsstücke zurücklassen zu können, die sie gekauft hatte. Es war sündhaft teuer, dieses Davonlaufen und Zurücklassen aller Sachen. Es war nichts Extravagantes, nur bessere Jurastudentenkluft, aber in New York waren diese Dinge noch teurer, und es wäre schön, sie behalten zu können. Sie würde ihretwegen kein Risiko eingehen, aber sie mochte das Zimmer, und sie mochte die Stadt, und sie wollte die Sachen.

Es war Zeit, wieder davonzulaufen, und sie würde mit leichtem Gepäck reisen. Sie hatte eine kleine Segeltuchtasche bei sich, als sie vor dem St. Moritz in ein wartendes Taxi stieg. Es war fast elf Uhr, Freitagabend, und auf dem Central Park South herrschte dichter Verkehr. Auf der anderen Straßenseite wartete eine Reihe von Pferdekutschen auf Kunden für kurze Fahrten durch den Park.

Das Taxi brauchte zehn Minuten, um bis zur Kreuzung von Zweiundsiebzigster Straße und Broadway zu gelangen. Es war die falsche Richtung, aber die ganze Fahrt sollte schwer zu verfolgen sein. Sie ging zehn Meter zu Fuß und verschwand in einer Station der U-Bahn. Sie hatte eine Karte und eine Broschüre studiert und hoffte, dass es einfach sein würde. Die U-Bahn widerstrebte ihr, weil sie noch nie mit ihr gefahren war und so mancherlei Geschichten über sie gehört hatte. Aber dies war die Broadway-Linie, die meistbefahrene Strecke in Manhattan; den Gerüchten zufolge war sie sicher, jedenfalls zeitweise. Und über der Erde sahen die Dinge auch nicht gerade rosig aus. Die U-Bahn konnte kaum schlimmer sein.

Sie wartete an der richtigen Stelle, zusammen mit einer Gruppe von betrunkenen, aber anständig gekleideten Teenagern, und ein paar Minuten später kam der Zug. Er war nicht überfüllt, und sie ließ sich auf einem Sitz in der Nähe der Mitteltüren nieder. Schau auf den Boden und halt deine Tasche fest, befahl sie sich immer wieder. Sie schaute auf den Boden, beobachtete aber durch ihre dunkle Brille die anderen Fahrgäste. Es war ihr Glücksabend. Keine Straßenpunks mit Messern. Keine Bettler. Keine Perversen, jedenfalls keine, denen man es ansah. Aber für einen Neuling war es trotzdem nervenaufreibend.

Die betrunkenen Kids stiegen am Times Square aus, und sie verließ an der nächsten Haltestelle schnell den Zug. Sie hatte die Penn Station noch nie gesehen, aber jetzt war nicht die Zeit für eine Besichtigung. Vielleicht konnte sie irgendwann wiederkommen und einen Monat hier verbringen und die Stadt bewundern, ohne ständig Ausschau halten zu müssen nach Stummel und dem dünnen Mann und irgendwelchen anderen Leuten, die hinter ihr her waren. Aber nicht jetzt.

Sie hatte fünf Minuten und fand ihren Zug, als gerade zum Einsteigen aufgefordert wurde. Diesmal setzte sie sich in den hinteren Teil des Wagens und beobachtete alle Mitreisenden. Sie fand keine bekannten Gesichter. Bestimmt, bitte, bestimmt

hatten sie sich auf dieser Zickzack-Flucht nicht an sie gehängt. Ihr Fehler war wieder die Kreditkarte gewesen. Sie hatte in O'Hare vier Tickets mit American Express gekauft, und irgendwie wussten sie, dass sie in New York war. Sie war sicher, dass Stummel sie nicht gesehen hatte, aber er war in der Stadt, und natürlich hatte er Freunde. Es konnten zwanzig von ihnen sein. Aber sicher wusste sie überhaupt nichts.

Der Zug fuhr mit sechs Minuten Verspätung ab. Er war halb leer. Sie holte ein Paperback aus ihrer Tasche und tat, als läse sie.

Eine Viertelstunde später hielt der Zug in Newark, und sie stieg aus. Sie hatte Glück. Vor dem Bahnhof standen Taxis, und zehn Minuten später war sie am Flughafen.

VIERUNDDREISSIG

Es war Samstagmorgen, die Queen war in Florida und holte Geld von den Reichen, und draußen war es klar und kühl. Er hatte lange schlafen und dann, wenn er aufgewacht war, Golf spielen wollen. Aber es war sieben Uhr, und er saß in Anzug und Krawatte an seinem Schreibtisch und hörte sich Fletcher Coals Vorschläge an, was sie in dieser oder jener Sache unternehmen sollten. Richard Horton, der Justizminister, hatte mit Coal gesprochen, und jetzt war Coal nervös.

Jemand öffnete die Tür, und Horton kam allein herein. Sie gaben sich die Hand, und Horton ließ sich auf der anderen Seite des Schreibtisches nieder. Coal stand dicht neben ihm, und das irritierte den Präsidenten erheblich.

Horton war schwerfällig, aber aufrichtig. Er war weder dumm noch langsam, er überlegte sich nur alles sehr genau, bevor er handelte. Er dachte über jedes Wort nach, bevor er es aussprach. Dem Präsidenten gegenüber war er loyal, und auf sein gesundes Urteilsvermögen konnte man sich verlassen.

»Wir erwägen ernsthaft die formelle Untersuchung der Morde an Rosenberg und Jensen vor einem Schwurgericht«, verkündete er gewichtig. »In Anbetracht dessen, was in New Orleans passiert ist, meinen wir, dass dies unverzüglich geschehen sollte.«

»Das FBI führt eine Untersuchung«, sagte der Präsident. »Sie haben dreihundert Agenten auf den Fall angesetzt. Weshalb sollten wir da auch noch mitmischen?«

»Gehen sie auch dem Pelikan-Dossier nach?« fragte Horton. Er kannte die Antwort. Er wusste, dass Voyles in diesem Moment mit Hunderten von Agenten in New Orleans war. Er wusste, dass sie mit Hunderten von Leuten geredet und

Unmengen von nutzlosem Beweismaterial gesammelt hatten. Er wusste, dass der Präsident Voyles aufgefordert hatte, die Finger von der Sache zu lassen, und er wusste, dass Voyles dem Präsidenten nicht alles erzählte.

Horton hatte dem Präsidenten gegenüber das Pelikan-Dossier nie erwähnt, und die Tatsache, dass sogar er über dieses verdamnte Ding Bescheid wusste, war ausgesprochen ärgerlich. Wieviel Leute wussten noch darüber Bescheid? Vermutlich Tausende.

»Sie gehen allen Hinweisen nach«, sagte Coal. »Sie haben uns vor fast zwei Wochen eine Kopie davon übergeben, also gehen wir davon aus, dass sie es tun.«

Das war genau das, was Horton von Coal erwartet hatte. »Ich bin der Meinung, dass die Administration der Sache unbedingt sofort nachgehen sollte.«

»Weshalb?« fragte der Präsident.

»Was ist, wenn das Dossier in die Schusslinie gerät? Wenn wir nichts unternehmen und die Wahrheit irgendwann ans Licht kommt, ist der Schaden nicht wieder gutzumachen.«

»Glauben Sie wirklich, dass etwas Wahres daran ist?« fragte der Präsident.

»Daran dürfte kaum ein Zweifel bestehen. Die ersten beiden Männer, die es gesehen haben, sind tot, und die Person, die es geschrieben hat, ist untergetaucht. Es ist völlig logisch, wenn jemand nicht davor zurückscheut, Richter des Obersten Bundesgerichts umbringen zu lassen. Es gibt keine anderen zwingend Verdächtigen. Nach allem, was ich höre, kommt das FBI nicht weiter. Ja, wir müssen der Sache nachgehen.«

Bei Hortons Untersuchungen würde mehr herausickern als aus den Rohren im Keller des Weißen Hauses, und Coal schauderte bei dem Gedanken, dass dieser Clown Geschworene auswählte und Zeugen aufrief. Horton war ein ehrenwerter Mann, aber im Justizministerium wimmelte es von Anwälten,

die zuviel redeten.

»Halten Sie das nicht für etwas verfrüht?« fragte Coal.

»Nein, das tue ich nicht.«

»Haben Sie heute morgen die Zeitungen gelesen?«

Horton hatte einen Blick auf die Titelseite der *Post* geworfen und den Sportteil gelesen. Schließlich war heute Samstag. Er wusste, dass Coal vor Tagesanbruch acht Zeitungen las, also gefiel ihm die Frage nicht.

»Ich habe eine oder zwei davon gelesen«, sagte er.

»Ich habe auch ein paar gelesen«, sagte Coal bescheiden. »Und es steht nirgends auch nur ein Wort über die beiden toten Anwälte oder die Frau oder Mattiece - nichts, was mit der Akte zu tun hat. Wenn Sie zu diesem Zeitpunkt eine formelle Untersuchung einleiten, dann liefert das den Zeitungen einen Monat lang Stoff für die Titelseite.«

»Glauben Sie, dass sich die Sache einfach von selbst erledigen wird?« fragte Horton Coal.

»Durchaus möglich. Aus naheliegenden Gründen hoffen wir es.«

»Ich glaube, Sie sind zu optimistisch, Mr. Coal. Es ist nicht unsere Art, still dazusitzen und darauf zu warten, dass die Presse uns die Untersuchungen abnimmt.«

Coal grinste und hätte beinahe laut herausgelacht. Er lächelte den Präsidenten an, der ihm einen schnellen Blick zuwarf, und Hortons Gesicht begann sich zu röten.

»Was spricht dagegen, eine Woche abzuwarten?« fragte der Präsident.

»Nichts«, erwiderte Coal sofort.

So schnell war die Entscheidung getroffen worden, eine Woche abzuwarten, und Horton wusste es. »In einer Woche könnte alles aufgefliegen sein«, sagte er wenig überzeugt.

»Warten Sie eine Woche«, befahl der Präsident. »Wir kommen nächsten Freitag wieder zusammen, und dann sehen wir weiter. Ich sage nicht nein, Richard. Sie sollen nur sieben Tage warten.«

Horton zuckte die Achseln. Das war mehr, als er erwartet hatte. Er hatte sich Rückendeckung verschafft. Er würde schnurstracks in sein Büro zurückkehren und ein ausführliches Memo diktieren, das sämtliche Einzelheiten dieses Gesprächs festhielt, an die er sich erinnern konnte, und sein Hals würde geschützt sein.

Coal trat vor und übergab ihm ein Blatt Papier.

»Was ist das?«

»Neue Namen. Sind sie Ihnen bekannt?«

Es war die Umweltschützer-Liste: vier Richter, die viel zu liberal waren, um bequem zu sein; aber Plan B forderte radikale Umweltschützer im Obersten Bundesgericht.

Horton blinzelte mehrmals und studierte sie eingehend. »Das kann doch nicht Ihr Ernst sein.«

»Überprüfen Sie sie«, sagte der Präsident.

»Das sind doch unmögliche Liberale«, murmelte Horton.

»Ja, aber sie beten die Sonne an und den Mond, die Bäume und die Vögel«, erklärte Coal hilfsbereit.

Horton begriff und lächelte plötzlich. »Ich verstehe. Pelikan-Freunde.«

»Sie sind fast ausgestorben, wie Sie vermutlich wissen«, sagte der Präsident.

Coal ging zur Tür. »Ich wollte, sie wären schon vor zehn Jahren ausgerottet worden.«

Um neun, als Gray in der Redaktion ankam, hatte sie noch nicht angerufen. Er hatte die *Times* gelesen, und es stand nichts

darin. Er breitete die Zeitung aus New Orleans über dem Durcheinander auf seinem Schreibtisch aus und überflog sie. Nichts. Sie hatten alles gebracht, was sie wussten. Callahan, Verheek, Darby und tausend unbeantwortete Fragen. Er musste davon ausgehen, dass die *Times* und vielleicht auch die *Times-Picayune* in New Orleans das Dossier gelesen oder davon gehört hatten und über Mattiece Bescheid wussten. Und er musste auch davon ausgehen, dass sie sich wie die Katzen in die Sache verkrallt hatten, um sie zu verifizieren. Aber er hatte Darby, und sie würden Garcia finden, und wenn Mattiece überführt werden konnte, dann würden sie es tun.

Im Augenblick gab es keinen Alternativplan. Wenn Garcia verschwunden war oder die Mithilfe verweigerte, würden sie gezwungen sein, die finstere, undurchsichtige Welt von Victor Mattiece zu erkunden. Das würde Darby nicht lange durchhalten, und er konnte ihr keinen Vorwurf daraus machen. Er wusste nicht einmal, wie lange er selbst durchhalten würde.

Smith Keen erschien mit einer Tasse Kaffee und setzte sich auf Grays Schreibtisch. »Wenn die *Times* es hätte, würde sie es bis morgen zurückhalten?«

Gray schüttelte den Kopf. »Nein. Wenn sie mehr hätte als die *Times-Picayune*, dann hätte sie es heute gebracht.«

»Krauthammer will, dass wir bringen, was wir haben. Er meint, wir könnten Mattiece beim Namen nennen.«

»Ich verstehe nicht.«

»Er beknet Feldman. Seine Ansicht ist, dass wir die Story bringen können, wie Callahan und Verheek wegen diesem Dossier umgebracht wurden, in dem zufällig Mattiece genannt wird, der zufällig ein Freund des Präsidenten ist, ohne Mattiece direkt zu beschuldigen. Er sagt, wir könnten überaus vorsichtig sein und es so einrichten, dass in der Story steht, dass Mattiece zwar in dem Dossier genannt wird, aber nicht von uns. Und da das Dossier all diese Todesfalle herbeigeführt hat, ist es bis zu

einem gewissen Grade verifiziert.«

»Er will, dass wir uns hinter dem Dossier verstecken.«

»Genau das.«

»Aber das ist doch alles nur Spekulation, solange es unbestätigt ist. Krauthammer hat wohl nicht alle Tassen im Schrank. Nehmen sie einmal eine Sekunde lang an, dass Mr. Mattiece nicht das geringste mit der Sache zu tun hat. Völlig unschuldig. Wir bringen die Story mit seinem Namen, und was dann? Wir stehen da wie die Blödmänner und werden für die nächsten zehn Jahre verklagt. Ich denke nicht daran, die Story zu schreiben.«

»Er will, dass jemand anders sie schreibt.«

»Wenn diese Zeitung eine Pelikan-Story bringt, die nicht von mir geschrieben ist, dann ist die Frau weg. Ich dachte, das hätte ich gestern klargemacht.«

»Das haben Sie. Und Feldman hat es gehört. Er steht auf Ihrer Seite, Gray, und ich auch. Aber wenn diese Sache stimmt, dann wird sie im Laufe der nächsten Tage publik. Wir alle glauben das. Sie wissen, wie sehr Krauthammer die *Times* hasst, und er hat Angst, dass diese Bastarde die Story bringen.«

»Sie können sie nicht bringen, Smith. Vielleicht haben sie ein paar Fakten mehr als die *Times-Picayune*, aber sie können Mattiece nicht nennen. Wir werden die Geschichte früher verifizieren als irgendjemand sonst. Und wenn alles hieb- und stichfest ist, dann schreibe ich die Story und nenne sämtliche Namen, zusammen mit diesem reizenden Foto von Mattiece und seinem Freund im Weißen Haus, und dann ist die Bescherung vollkommen.«

»Wir. Sie haben es wieder gesagt. Sie haben gesagt, ‚Wir werden sie verifizieren‘«

»Meine Informantin und ich, okay.« Gray öffnete eine Schublade und fand das Foto von Darby mit der Diät-Cola. Er

gab es Keen, der es bewunderte.

»Wo ist sie?« fragte er.

»Ich weiß es nicht genau. Ich vermute, sie ist auf dem Weg von New York hierher.«

»Passen Sie auf, dass sie nicht umgebracht wird.«

»Wir werden sehr vorsichtig sein.« Gray warf einen Blick über beide Schultern. »Ich glaube sogar, dass ich beschattet werde. Ich möchte, dass Sie das wissen.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ich habe es von einem Informanten im Weißen Haus. Ich benutze meine Telefone nicht.«

»Das sollte ich Feldman sagen.«

»Von mir aus. Ich glaube nicht, dass es gefährlich ist, jedenfalls noch nicht.«

»Er muss es wissen.« Keen sprang auf und verschwand.

Minuten später rief sie an. »Ich bin hier«, sagte sie. »Ich weiß nicht, wie viele böse Buben ich mitgebracht habe, aber ich bin hier und am Leben, jedenfalls im Moment.«

»Wo sind Sie?«

»Im Tabard Inn an der N Street. Gestern habe ich auf der Sixth Avenue einen alten Freund gesehen. Erinnern Sie sich an Stummel, der auf der Bourbon Street böse verletzt wurde? Habe ich Ihnen die Geschichte erzählt?«

»Ja.«

»Nun, er kann wieder hufen. Ein leichtes Hinken, aber er ist gestern in Manhattan herumgewandert. Ich glaube nicht, dass er mich gesehen hat.«

»Ist das Ihr Ernst? Das ist beängstigend, Darby.«

»Es ist mehr als beängstigend. Ich habe sechs Spuren hinterlassen, als ich gestern abend abreiste, aber wenn ich sehe, wie er hier in dieser Stadt irgendeine Straße entlang hinkt, dann

gebe ich auf. Ich gehe auf ihn zu und lasse ihn tun, was er will.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Sagen Sie so wenig wie möglich. Diese Leute haben Radar. Ich werde drei Tage lang den Privatdetektiv spielen, dann verschwinde ich. Wenn ich am Mittwochmorgen noch lebe, dann sitze ich in einem Flugzeug nach Aruba oder Trinidad oder irgendeinem anderen Ort mit einem Strand. Wenn ich sterbe, will ich an einem Strand sein.«

»Wann sehen wir uns?«

»Ich denke darüber nach. Ich möchte, dass Sie zweierlei tun.«

»Ich höre.«

»Wo parken Sie Ihren Wagen?«

»In der Nähe meiner Wohnung.«

»Lassen Sie ihn da und mieten Sie sich einen anderen. Nichts auffälliges, einen schlichten Ford oder so etwas. Verhalten Sie sich so, als ob jemand Sie durch ein Zielfernrohr beobachtet. Fahren Sie ins Marbury Hotel in Georgetown und nehmen Sie sich dort ein Zimmer für drei Nächte. Sie akzeptieren Bargeld ich habe mich bereits vergewissert. Tun Sie es unter einem anderen Namen.«

Grantham machte sich Notizen und schüttelte den Kopf.

»Können Sie sich nach Anbruch der Dunkelheit aus Ihrer Wohnung schleichen?« fragte sie.

»Ich denke schon.«

»Dann tun Sie es und fahren Sie mit einem Taxi zum Marbury. Veranlassen Sie, dass Ihnen der Mietwagen dorthin gebracht wird. Nehmen Sie zwei Taxis zum Tabard Inn und betreten Sie heute abend genau um neun Uhr das Restaurant.«

»Okay. Sonst noch etwas?«

»Bringen Sie ein paar Sachen mit. Richten Sie sich darauf ein, Ihrer Wohnung mindestens drei Tage fernzubleiben. Und auch

der Redaktion.«

»Nun hören Sie mal, Darby. Ich glaube, die Redaktion ist sicher.«

»Ich bin nicht in der rechten Stimmung zum Diskutieren. Wenn Sie Schwierigkeiten machen, Gray, verschwinde ich einfach. Ich bin überzeugt, dass ich umso länger leben werde, je schneller ich aus dem Land herauskomme.«

»Ja, Madam.«

»So ist's brav.«

»Ich nehme an, in Ihrem Kopf steckt ein grandioser Plan.«

»Vielleicht. Wir werden beim Essen darüber sprechen.«

»Ist das eine Art Verabredung?«

»Wir wollen einen Bissen essen und es Geschäft nennen.«

»Ja, Madam.«

»Ich mache jetzt Schluss. Seien Sie vorsichtig, Gray. Sie beobachten uns.« Sie hatte aufgelegt.

Sie saß an Tisch siebenunddreißig, in einer dunklen Ecke des kleinen Restaurants, als er genau um neun Uhr eintrat. Das erste, was ihm auffiel, war das Kleid, und als er auf den Tisch zuing, wusste er, dass die Beine darunter steckten, aber er konnte sie nicht sehen. Vielleicht später, wenn sie aufstand. Er trug Anzug und Krawatte, und sie waren ein gutaussehendes Paar.

Er setzte sich in der Dunkelheit dicht neben sie, damit sie die anderen Gäste im Auge behalten konnten. Das Lokal wirkte so altertümlich, dass schon Thomas Jefferson hier gesessen haben konnte. Eine lärmende Gruppe von Deutschen lachte und redete auf der Terrasse außerhalb des Restaurants. Die Fenster standen offen, die Luft war kühl, und für einen kurzen Moment war es leicht, zu vergessen, weshalb sie sich versteckten.

»Woher haben Sie das Kleid?«

»Gefällt es Ihnen?«

»Es ist sehr hübsch.«

»Ich war heute nachmittag ein bisschen einkaufen. Wie die meisten meiner Anschaffungen in letzter Zeit ist es entbehrlich. Vermutlich werde ich es in meinem Zimmer zurücklassen, wenn ich das nächste Mal um mein Leben renne.«

Der Kellner erschien mit den Speisekarten. Sie bestellten Drinks. Das Restaurant war ruhig und harmlos.

»Wie sind Sie hergekommen?«

»Rund um die Welt.«

»Ich würde es gern wissen.«

»Ich nahm einen Zug nach Newark, ein Flugzeug nach Boston, ein Flugzeug nach Detroit und ein Flugzeug nach Dulles. Ich war die ganze Nacht unterwegs, und zweimal wusste ich nicht mehr, wo ich war.«

»Wie hätten sie Ihnen da folgen können?«

»Sie konnten es nicht. Ich habe mit Bargeld bezahlt, und das wird allmählich knapp.«

»Wieviel brauchen Sie?«

»Ich würde gern etwas von meiner Bank in New Orleans überweisen lassen.«

»Das können wir am Montag veranlassen. Ich glaube, hier sind Sie sicher, Darby.«

»Das habe ich früher auch schon gedacht. Ich fühlte mich sehr sicher, als ich mit Verheek auf das Schiff ging, nur dass es nicht Verheek war. Und ich fühlte mich auch in New York sehr sicher. Und dann hinkte Stummel auf dem Gehsteig vorbei, und seither habe ich nichts mehr gegessen.«

»Sie sehen dünn aus.«

»Danke, falls das ein Kompliment sein soll. Haben Sie schon einmal hier gegessen?« Sie las ihre Speisekarte.

Er betrachtete seine. »Nein, aber das Essen soll sehr gut sein. Sie haben Ihr Haar wieder verändert.« Es war jetzt hellbraun, und er entdeckte eine Spur von Mascara und Rouge. Und Lippenstift.

Die Drinks wurden gebracht, und sie bestellten.

»Wir rechnen damit, dass die *Times* morgen früh etwas bringt.« Die Zeitung von New Orleans wollte er nicht erwähnen, weil sie Fotos von Callahan und Verheek gebracht hatte. Er vermutete, dass sie sie gesehen hatte.

Das schien sie nicht zu interessieren. »Und was?« fragte sie und sah sich dabei um.

»Das wissen wir nicht. Wir hassen es, wenn die *Times* uns zuvorkommt. Es ist eine alte Rivalität.«

»Das interessiert mich nicht. Ich verstehe nichts vom Journalismus, und ich will auch nichts darüber lernen. Ich bin hier, weil ich eine - und nur eine - Idee habe, wie wir Garcia finden können. Wenn sie nicht funktioniert, und zwar schnell, dann bin ich weg.«

»Verzeihen Sie mir. Worüber würden Sie gern reden?«

»Europa. Welches ist Ihr Lieblingsland in Europa?«

»Ich hasse Europa, und ich hasse die Europäer. Ich reise gelegentlich nach Kanada und Australien und Neuseeland. Weshalb mögen Sie Europa?«

»Mein Großvater ist aus Schottland eingewandert, und ich habe dort noch eine Menge Verwandte. Ich habe sie zweimal besucht.«

Gray drückte die Limone über seinem Gin und Tonic aus. Eine Gruppe von sechs Leuten kam von der Bar herein, und sie musterte sie eingehend. Während sie sprach, ließ sie den Blick schnell durch den Raum schweifen.

»Ich glaube, Sie brauchen ein paar Drinks, damit Sie sich entspannen können«, sagte Gray.

Sie nickte, sagte aber nichts. Die sechs setzten sich an einen Tisch in der Nähe und begannen, sich auf Französisch zu unterhalten. Es klang angenehm.

»Haben Sie je Cajun-Französisch gehört?« fragte sie.

»Nein.«

»Es ist ein Dialekt, der rasch verschwindet, genau wie die Feuchtgebiete. Man sagt, Franzosen könnten ihn nicht verstehen.«

»Das ist nicht mehr als recht und billig, denn ich bin sicher, dass die Cajuns die Franzosen nicht verstehen.«

Sie trank einen großen Schluck Weißwein. »Habe ich Ihnen von Chad Brunei erzählt?«

»Ich glaube nicht.«

»Er war ein armer Cajunjunge aus Eunice. Seine Familie lebte vom Fallenstellen und Fischen in den Marschen. Er war ein überaus intelligenter Junge; er besuchte mit einem Vollstipendium die Louisiana State University und studierte dann an der Juristischen Fakultät von Stanford, wo er mit dem höchsten Notendurchschnitt in der Geschichte der Fakultät abschloss. Als er in Kalifornien bei Gericht zugelassen wurde, war er einundzwanzig. Er hätte für jede Anwaltskanzlei im Lande arbeiten können, aber er nahm eine Stellung bei einer Firma in San Francisco an, die sich auf Umweltschutz spezialisiert hatte. Er war brillant, ein wahres juristisches Genie, das schwer arbeitete und bald große Prozesse gegen Öl- und Chemiekonzerne gewann. Im Alter von achtundzwanzig Jahren war er ein überaus versierter Prozessanwalt, der von großen Ölfirmen und anderen Umweltverschmutzern gefürchtet wurde.« Sie trank noch einen Schluck Wein. »Er verdiente eine Menge Geld und gründete eine Gruppe zum Schutz der Feuchtgebiete von Louisiana. Er wollte in den Pelikan-Fall einsteigen, wie er genannt wurde, hatte aber zu viele andere Verpflichtungen. Er gab Green Fund eine Menge Geld zum

Bestreiten der Prozesskosten. Kurz vor Beginn der Verhandlung in Lafayette verkündete er, dass er nach Hause kommen würde, um den Green-Fund-Anwälten zur Seite zu stehen. In der Zeitung von New Orleans standen mehrere Artikel über ihn.«

»Was ist mit ihm passiert?«

»Er beging Selbstmord.«

»Was?«

»Eine Woche vor Beginn der Verhandlung fand man ihn in einem Wagen mit laufendem Motor. Ein Gartenschlauch führte vom Auspuff zum Fahrersitz. Ein simpler Selbstmord durch Kohlenmonoxid-Vergiftung.«

»Wo stand der Wagen?«

»In einer bewaldeten Gegend am Bayou Lafourche in der Nähe der Stadt Galliano. Er kannte die Gegend gut. Im Kofferraum lagen Campingsachen und Angelzeug. Kein Abschiedsbrief. Die Polizei stellte eine Untersuchung an, fand aber nichts Verdächtiges. Der Fall wurde abgeschlossen.«

»Das ist doch unglaublich.«

»Er hatte früher einige Probleme mit Alkohol gehabt und war bei einem Psychiater in San Francisco in Behandlung gewesen. Aber der Selbstmord war eine Überraschung.«

»Glauben Sie, dass er ermordet wurde?«

»Das glauben viele Leute. Sein Tod war ein schwerer Schlag für Green Fund. Sein leidenschaftliches Eintreten für die Feuchtgebiete hätte im Gerichtssaal großen Eindruck gemacht.«

Gray leerte sein Glas und ließ die Eiskwürfel klirren. Sie rückte näher an ihn heran. Der Kellner erschien mit dem Essen.

FÜNFUNDREISSIG

Um sechs Uhr am Sonntagmorgen war das Foyer des Marbury Hotels leer. Gray fand ein Exemplar der *Times*. Die Zeitung war fünfzehn Zentimeter dick und wog sechs Kilo, und er fragte sich, wieviel dicker sie sie noch machen wollten. Er eilte zurück in sein Zimmer im achten Stock, breitete sie auf dem Bett aus, beugte sich darüber und überflog sie hastig. Auf der Titelseite stand nichts, und das war das Entscheidende. Wenn sie die große Story hätten, dann würde sie natürlich dort stehen. Er befürchtete große Fotos von Rosenberg, Jensen, Callahan, Verheek, vielleicht auch Darby und Khamel; und wer weiß, vielleicht hatten sie sogar ein hübsches Foto von Mattiece. Sie alle würden auf der Titelseite aufgereiht sein wie eine Besetzungsliste, und die *Times* wäre ihnen wieder einmal zuvorgekommen. Davon hatte er geträumt, während er schlief, was er nicht lange getan hatte.

Aber da war nichts. Und je weniger er fand, desto schneller überflog er die Zeitung bis zum Sportteil und den Anzeigen, dann hörte er auf und griff zum Telefon. Er rief Smith Keen an, der bereits wach war. »Haben Sie es gesehen?« fragte er.

»Ist es nicht wundervoll?« sagte Keen. »Ich frage mich, wie das kommt.«

»Sie haben es nicht, Smith. Sie recherchieren wie die Besessenen, aber noch haben sie es nicht. Mit wem hat Feldman gesprochen?«

»Das verrät er nie. Aber angeblich hatte er es aus verlässlicher Quelle.«

Keen war geschieden und lebte allein in einer Wohnung nicht weit vom Marbury entfernt.

»Sind Sie beschäftigt?« fragte Gray.

»Eigentlich nicht. Es ist Sonntagmorgen kurz vor halb sieben.«

»Wir müssen miteinander reden. Wir treffen uns in einer Viertelstunde vor dem Marbury Hotel.«

»Dem Marbury?«

»Ja. Es ist eine lange Geschichte. Ich werde Ihnen alles erklären.«

»Ah, die Frau. Sie Glückspilz.«

»Wenn es nur so wäre. Sie wohnt in einem anderen Hotel.«

»Hier in Washington?«

»Ja. - In einer Viertelstunde.«

»Ich werde da sein.«

Gray trank nervös Kaffee aus einem Pappbecher und wartete im Foyer. Sie hatte ihn verunsichert, und er rechnete fast damit, dass vor der Tür Gangster mit Maschinenpistolen lauerten. Das ärgerte ihn. Er sah, wie sich Keens Toyota auf der M Street näherte, und ging rasch darauf zu.

»Wohin möchten Sie fahren?« fragte Keen, als er den Wagen vom Bordstein fortlenkte.

»Ich weiß nicht. Es ist ein herrlicher Tag. Wie wäre es mit Virginia?«

»Wie Sie wünschen. Hat man Sie aus Ihrer Wohnung hinausgeworfen?«

»Nicht direkt. Ich befolge die Anweisungen der Frau. Sie denkt wie ein Feldmarschall, und ich bin hier, weil sie es so wollte. Ich muss bis Dienstag hier bleiben oder so lange, bis sie nervös wird und mich woanders hinbeordert. Ich habe Zimmer achthundertachtunddreißig, falls Sie mich brauchen sollten, aber sagen Sie es sonst niemandem.«

»Ich vermute, Sie wollen, dass die *Post* das Zimmer bezahlt«,

sagte Keen mit einem Lächeln.

»Im Augenblick denke ich überhaupt nicht an Geld. Die Leute, die in New Orleans versucht haben, sie umzubringen, sind am Freitag in New York aufgetaucht. Das glaubt sie jedenfalls. Sie sind unwahrscheinlich gut im Verfolgen, und sie ergreift alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen.«

»Nun, wenn Sie von jemandem verfolgt werden und sie von jemandem verfolgt wird, dann weiß sie vielleicht, was sie tut.«

»Sie weiß ganz genau, was sie tut, Smith. Sie ist so gut, dass es beinahe beängstigend ist, und Mittwochmorgen reist sie endgültig ab. Wir haben also zwei Tage, um Garcia zu finden.«

»Was ist, wenn Garcia überschätzt wird? Was ist, wenn Sie ihn finden und er nicht reden will oder nichts weiß? Haben Sie darüber schon einmal nachgedacht?«

»Ich habe deswegen Alpträume gehabt. Ich bin überzeugt, dass er irgendeine große Sache weiß. Da ist ein Dokument oder ein Stück Papier, irgend etwas Greifbares, und er hat es. Er hat ein- oder zweimal darauf angespielt, und als ich in ihn drang, wollte er es nicht zugeben. Aber an dem Tag, an dem wir uns eigentlich treffen wollten, hatte er vor, es mir zu zeigen. Davon bin ich überzeugt. Er hat etwas, Smith.«

»Und was ist, wenn er es Ihnen nicht zeigen will?«

»Dann breche ich ihm das Genick.«

Sie überquerten den Potomac und fuhren am Friedhof Arlington entlang. Keen zündete seine Pfeife an und machte ein Fenster einen Spaltbreit auf. »Was ist, wenn Sie Garcia nicht finden können?«

»Plan B. Sie reist ab, und der Handel ist erledigt. Ich habe die Erlaubnis, alles mit dem Dossier zu tun, was ich will, nur ihren Namen darf ich nicht nennen. Die arme ist überzeugt, dass sie auf jeden Fall sterben wird, ob wir die Story haben oder nicht, aber sie möchte so viel Schutz wie möglich. Ich kann ihren

Namen nie nennen, nicht einmal als Verfasserin des Dossiers.«

»Spricht sie viel über das Dossier?«

»Nicht über das eigentliche Schreiben. Es war eine verrückte Idee, sie ging ihr nach und hatte sie schon fast wieder verworfen, als die Bomben anfangen hochzugehen. Sie bedauert, das verdamnte Ding geschrieben zu haben. Sie und Callahan haben sich wirklich geliebt, und auf ihr lastet eine Menge Kummer und Schuldgefühl.«

»Und wie sieht Plan B aus?«

»Wir stürzen uns auf die Anwälte. Mattiece ist zu verschlagen und schlüpfzig, als dass wir ohne Vorladungen und Haftbefehle und derartige Dinge, die uns nicht zur Verfügung stehen, an ihn herankommen könnten. Aber wir kennen seine Anwälte. Er wird von zwei großen Firmen hier in der Stadt vertreten, und auf die konzentrieren wir uns. Ein Anwalt oder eine Gruppe von Anwälten haben das Oberste Bundesgericht sorgfältig analysiert und die Namen von Rosenberg und Jensen vorgeschlagen. Mattiece selbst hätte nicht gewusst, wen er umbringen lassen sollte. Also haben seine Anwälte es ihm gesagt. Es muss eine Verschwörung gewesen sein.«

»Aber Sie können sie nicht zum Reden zwingen.«

»Nicht über einen Mandanten. Aber wenn die Anwälte schuldig sind, dann werden wir irgend etwas herausbekommen. Wir brauchen ein Dutzend Reporter, die eine Million Leute anrufen, Anwälte, Anwaltsgehilfen, Sekretärinnen, Bürokräfte. Wir stürzen uns auf diese Bastarde.«

Keen paffte an seiner Pfeife und schien unbeeindruckt.
»Welche Firmen sind das?«

»White and Blazeovich und Brim, Stearns und Kidlow. Lassen Sie nachsehen, was wir über sie in unserem Archiv haben.«

»Von White and Blazeovich habe ich schon gehört. Es ist ein großer, republikanischer Laden.«

Gray nickte und trank den Rest seines Kaffees.

»Was ist, wenn es eine andere Firma war?« fragte Keen.
»Was ist, wenn die Firma nicht in Washington sitzt? Was ist, wenn die Verschwörer dichthalten? Was ist, wenn da nur ein juristischer Kopf am Werk war, der einem obskuren Anwaltsgehilfen in Shreveport gehört? Was ist, wenn einer der Hausanwälte von Mattiece den Plan ausgeheckt hat?«

»Manchmal können Sie mich zur Verzweiflung treiben. Wissen Sie das?«

»Das sind stichhaltige Fragen. Also was ist, wenn?«

»Dann gehen wir zu Plan C über.«

»Und wie sieht der aus?«

»Das weiß ich nicht. So weit ist sie noch nicht gekommen.«

Sie hatte ihn angewiesen, sich von den Straßen fernzuhalten und in seinem Zimmer zu essen. Er hatte ein Sandwich und Pommes frites in einer Tüte und ging brav auf sein Zimmer im achten Stock des Marbury. Ein asiatisches Zimmermädchen kam ihm mit einem Servierwagen in der Nähe seines Zimmers entgegen. Er blieb vor seiner Tür stehen und holte den Schlüssel aus der Tasche.

»Sie etwas vergessen haben, Sir?« fragte das Mädchen.

Gray sah sie an. »Wie bitte?«

»Sie etwas vergessen haben?«

»Nein. Wieso?«

Das Mädchen kam einen Schritt näher. »Sie gerade gegangen, Sir, und jetzt schon wieder da.«

»Ich bin vor vier Stunden gegangen.«

Das Mädchen schüttelte den Kopf und kam noch einen Schritt näher, um ihn genauer zu betrachten. »Nein, Sir. Ein Mann kommt aus Ihrem Zimmer vor zehn Minuten.« Sie zögerte und

musterte eingehend sein Gesicht. »Aber, Sir, jetzt ich glaube, es war ein anderer Mann.«

Gray warf einen Blick auf die Zimmernummer an der Tür. 838. Er starrte das Mädchen an. »Sind Sie ganz sicher, dass ein anderer Mann in diesem Zimmer war?«

»Ja, Sir. Vor ein paar Minuten.«

Er geriet in Panik, eilte auf die Treppe zu und rannte acht Stockwerke hinunter. Was war in dem Zimmer? Nichts außer Kleidungsstücken. Nichts über Darby. Er blieb stehen und griff in eine Tasche. Der Zettel mit der Adresse des Tabard Inn und ihrer Telefonnummer steckte darin. Er holte tief Luft und betrat das Foyer.

Er musste sie finden, und zwar schnell.

Darby fand einen freien Tisch im Lesesaal im zweiten Stock der Edward Bennett Williams Law Library in Georgetown. Als reisende Kritikerin juristischer Bibliotheken stellte sie fest, dass Georgetown bisher die angenehmste war. Es war ein separates, fünf Stockwerke hohes Gebäude, durch einen schmalen Hof von McDonough Hall, der Juristischen Fakultät, getrennt. Die Bibliothek war neu, glatt und modern, aber trotzdem noch eine juristische Bibliothek, die sich jetzt rasch mit Sonntagsstudenten füllte, die an ihr Abschlussexamen dachten.

Sie schlug Band fünf des Martindale-Hubbell auf und fand das Kapitel mit den Washingtoner Kanzleien. White and Blazevidh ging über achtundzwanzig Seiten. Namen, Geburtsdaten, Universitäten, Berufsorganisationen, Auszeichnungen, Preise, Komitees und Veröffentlichungen von vierhundertzwölf Anwälten, zuerst der Partner, dann der angestellten Anwälte. Sie machte sich Notizen.

Die Firma hatte einundachtzig Partner, die übrigen waren Angestellte. Sie gruppierte sie nach dem Alphabet und schrieb sämtliche Namen auf ihren Block. Sie war nur eine einfache

Jurastudentin, die sich bei der erbarmungslosen Jagd nach einem Job über mögliche Arbeitgeber informierte.

Die Arbeit war langweilig, und ihre Gedanken schweiften ab. Vor zwanzig Jahren hatte Thomas hier studiert. Er war ein hervorragender Student gewesen und hatte behauptet, er hätte viele Stunden in der Bibliothek verbracht. Er hatte für das *Law Journal* geschrieben, etwas, das sie unter normalen Verhältnissen gleichfalls getan hätte.

Der Tod war ein Thema, das sie in den letzten zehn Tagen unter verschiedenen Aspekten betrachtet hatte. Von einem friedlichen Tod im Schlaf abgesehen, war sie sich nicht klar, welches die beste Art sein würde. Ein langsames, qualvolles Hinscheiden infolge einer Krankheit war ein Alptraum für das Opfer und seine Angehörigen, aber zumindest hatte man Zeit für Vorbereitungen und Abschiednehmen. Ein gewaltsamer, unvermuteter Tod war in Sekunden vorbei und vermutlich das Beste für den Dahingegangenen. Aber für die Überlebenden war der Schock lähmend. Es gab so viele schmerzhaft Fragen. Hat er gelitten? Was war sein letzter Gedanke? Weshalb ist es passiert? Und beim schnellen Tod eines geliebten Menschen zusehen zu müssen, war unbeschreiblich.

Sie liebte ihn umso mehr, weil sie ihn hatte sterben sehen, und sie befahl sich, endlich damit aufzuhören, die Explosion zu hören und den Rauch zu riechen und zuzusehen, wie er starb. Wenn sie in drei Tagen noch am Leben war, würde sie an einem Ort sein, wo sie die Tür abschließen und weinen und mit Gegenständen werfen konnte, bis der Kummer vorüber war. Sie war entschlossen, diesen Ort zu erreichen. Sie war entschlossen, sich ihrem Kummer hinzugeben und ihn zu überwinden. Das war das mindeste, das sie verdiente.

Sie memorierte Namen, bis sie mehr über White and Blazeovich wusste als sonst jemand außerhalb der Firma. Sie trat hinaus in die Dunkelheit und fuhr mit einem Taxi ins Hotel.

Matthew Barr flog nach New Orleans, wo er sich mit einem Anwalt traf, der ihn anwies, sich in ein bestimmtes Hotel in Fort Lauderdale zu begeben. Der Anwalt ließ sich nicht darüber aus, was in diesem Hotel passieren würde, aber als Barr am Sonntagabend dort ankam, stellte er fest, dass ein Zimmer für ihn reserviert war. Eine Nachricht an der Rezeption besagte, dass er in den frühen Morgenstunden einen Anruf erhalten würde.

Um zehn rief er Fletcher Coal zu Hause an und berichtete ihm über den bisherigen Verlauf der Reise.

Coal hatte andere Dinge im Kopf. »Grantham ist verrückt geworden. Er und ein Typ namens Rifkin von der *Times* rufen alle möglichen Leute an. Sie könnten tödlich sein.«

»Haben sie das Dossier gesehen?«

»Ich weiß nicht, ob sie es gesehen haben, aber sie haben davon gehört. Rifkin hat gestern einen meiner Mitarbeiter angerufen und ihn gefragt, was er über das Pelikan-Dossier weiß. Der Mann wusste nichts und hatte den Eindruck, dass Rifkin sogar noch weniger wusste. Ich glaube nicht, dass er es gesehen hat, aber sicher sind wir nicht.«

»Verdammt, Fletcher. Gegen einen Haufen Reporter kommen wir nicht an. Diese Kerle machen hundert Anrufe pro Minute.«

»Es sind nur zwei. Grantham und Rifkin. Grantham haben Sie bereits angezapft. Tun Sie dasselbe mit Rifkin.«

»Grantham ist angezapft, aber er benutzt weder das Telefon in seiner Wohnung noch das in seinem Wagen. Ich habe vom Flugplatz in New Orleans aus Bailey angerufen. Grantham ist seit vierundzwanzig Stunden nicht zu Hause gewesen, aber sein Wagen steht noch da. Sie haben angerufen und an seine Tür geklopft. Entweder liegt er tot in seiner Wohnung, oder er hat sich im Dunkeln hinausgeschlichen.«

»Vielleicht ist er tot.«

»Das glaube ich nicht. Wir sind ihm gefolgt, und die Fibbies auch. Ich nehme an, er hat Wind davon bekommen.«

»Sie müssen ihn finden.«

»Er wird schon wieder auftauchen. Er kann sich nicht weit von der Redaktion im fünften Stock entfernen.«

»Ich möchte, dass Rifkin auch angezapft wird. Rufen Sie Bailey noch heute abend an und veranlassen Sie es, okay?«

»Ja, Sir«, sagte Barr.

»Was, meinen Sie, würde Mattiece tun, wenn er glaubte, Grantham hätte die Story und wäre im Begriff, sie auf der Titelseite der *Washington Post* auszubreiten?« fragte Coal.

Barr streckte sich auf dem Hotelbett aus und schloss die Augen. Monate zuvor hatte er den Entschluss gefasst, sich nie mit Fletcher Coal anzulegen.

»Er scheut nicht davor zurück, Leute umzubringen, stimmt's?« sagte Barr.

»Glauben Sie, dass Sie Mattiece morgen sehen werden?«

»Ich weiß es nicht. Diese Leute sind sehr verschwiegen. Sie flüstern hinter verschlossenen Türen. Sie haben mir kaum etwas gesagt.«

»Weshalb wollten sie Sie in Fort Lauderdale haben?«

»Auch das weiß ich nicht, aber es liegt wesentlich näher bei den Bahamas. Ich nehme an, ich fahre morgen dorthin. Vielleicht kommt er auch hierher. Ich weiß es einfach nicht.«

»Vielleicht sollten Sie den Grantham-Aspekt übertreiben. Mattiece wird der Story den Garaus machen.«

»Ich werde darüber nachdenken.«

»Rufen Sie mich morgen früh wieder an.«

Sie trat auf den Zettel, als sie ihre Tür öffnete. Darauf stand:

Darby, ich bin auf der Terrasse. Es ist wichtig. Gray. Sie holte tief Luft und steckte den Zettel in die Tasche. Sie verschloss die Tür und ging die langen, gewundenen Flure entlang bis zum Foyer, dann durch den dunklen Salon, an der Bar vorbei, durch das Restaurant und auf die Terrasse. Er saß an einem kleinen Tisch, teilweise von einer Ziegelsteinmauer verdeckt.

»Wieso sind Sie hier?« flüsterte sie, nachdem sie sich dicht neben ihn gesetzt hatte. Er wirkte müde und besorgt.

»Wo waren Sie?« fragte er.

»Das ist unwichtig. Wichtig ist, weshalb Sie hier sind. Sie sollten nicht herkommen, es sei denn, ich hätte sie darum gebeten. Was ist los?«

Er gab ihr eine rasche Zusammenfassung seines Vormittags, von dem Anruf bei Smith Keen bis zu dem Zimmermädchen im Hotel. Den Rest des Tages hatte er damit verbracht, in der Stadt herumzufahren, in einer ganzen Reihe von Taxis, was ihn fast achtzig Dollar gekostet hatte, und er hatte gewartet, bis es dunkel geworden war, bevor er sich ins Tabard Inn geschlichen hatte. Er war sicher, dass ihm niemand gefolgt war.

Sie hörte zu. Sie beobachtete das Restaurant und den Zugang zur Terrasse und ließ sich kein Wort entgehen.

»Ich habe keine Ahnung, wie jemand mein Zimmer finden konnte«, sagte er.

»Haben Sie irgend jemandem Ihre Zimmernummer verraten?«

Er dachte einen Moment nach. »Nur Smith Keen. Aber er würde sie niemandem weitersagen.«

Sie sah ihn nicht an. »Wo waren Sie, als Sie ihm Ihre Zimmernummer nannten?«

»In seinem Wagen.«

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Ich habe Ihnen ausdrücklich gesagt, Sie sollten sie niemandem verraten. Habe ich das nicht?«

Er konnte nicht antworten.

»Für Sie ist das alles nur ein toller Spaß, stimmt's, Gray? Nur ein weiterer Tag am Strand. Sie sind ein großer Starreporter, der schon früher Morddrohungen bekommen hat, aber Sie sind furchtlos. Die Kugeln werden abprallen, nicht wahr? Sie und ich können ein paar Tage damit verbringen, in der Stadt unsere Possen zu treiben und Detektiv zu spielen, damit Sie einen Pulitzerpreis bekommen und reich und berühmt werden, und die bösen Buben sind im Grunde gar nicht so böse, weil Sie Gray Grantham von der *Washington Post* sind und deshalb mit Ihnen nicht gut Kirschen essen ist.«

»Also wissen Sie, Darby...«

»Ich habe versucht, Ihnen klarzumachen, wie gefährlich diese Leute sind. Ich habe gesehen, wozu sie imstande sind. Ich weiß, was sie mit mir machen werden, wenn sie mich finden. Aber für Sie, Gray, ist das alles nur ein Spiel. Räuber und Gendarm. Verstecken.«

»Ich bin überzeugt. Okay?«

»Das sollten Sie auch sein, großer Meister. Wenn Sie noch einmal Mist bauen, sind wir beide tot. Mir geht allmählich das Glück aus. Haben Sie verstanden?«

»Ja! Ich habe verstanden, ich schwöre es.«

»Nehmen Sie sich hier ein Zimmer. Morgen abend, wenn wir dann noch leben, besorge ich Ihnen ein anderes kleines Hotel.«

»Was ist, wenn hier nichts frei ist?«

»Dann können Sie in meinem Badezimmer schlafen, bei verschlossener Tür.«

Es war ihr todernst. Er kam sich vor wie ein ABC-Schütze, der gerade seine erste Tracht Prügel bekommen hatte. Sie schwiegen ungefähr fünf Minuten.

»Also wie konnten sie mich finden?« fragte er schließlich.

»Ich nehme an, das Telefon in Ihrer Wohnung ist angezapft,

und das in Ihrem Wagen. Und ich nehme an, dass Smith Keens Wagen gleichfalls angezapft ist. Diese Leute sind keine Anfänger.«

SECHSUNDREISSIG

Er verbrachte die Nacht in Zimmer 13, schlief aber kaum. Das Restaurant wurde um sechs geöffnet, und er schlich zum Kaffee hinunter, danach schlich er zurück in sein Zimmer. Das Hotel war alt und verwinkelt und durch die Verbindung von drei Häusern entstanden. Überall gab es kleine Türen und schmale Flure, die in alle Richtungen verliefen. Die Atmosphäre war zeitlos.

Es würde ein langer, anstrengender Tag werden, aber er würde ihn mit ihr verbringen, und darauf freute er sich. Er hatte einen Fehler gemacht, einen schlimmen Fehler, aber sie hatte ihm verziehen. Genau halb neun klopfte er an die Tür von Zimmer 1. Sie öffnete sie schnell und schloss sie dann hinter ihm wieder ab.

»Haben Sie gut geschlafen?« fragte sie, aber nur aus Höflichkeit.

»Nein.« Er warf ein Exemplar der *Times* aufs Bett. Er hatte es bereits überflogen, und es stand wieder nichts darin.

Darby griff zum Telefon und wählte die Nummer der Juristischen Fakultät von Georgetown. Sie sah ihn an und lauschte in den Hörer, dann sagte sie: »Vermittlungsbüro bitte.« Es folgte eine lange Pause. »Ja, hier spricht Sandra Jernigan. Ich bin Partnerin bei White and Blazeovich hier in der Stadt, und wir haben Probleme mit unseren Computern. Wir versuchen, einige Lohnlisten zu rekonstruieren, und die Buchhaltung hat mich gebeten, Sie nach den Namen der Studenten zu fragen, die im letzten Sommer als Praktikanten bei uns gearbeitet haben. Soweit ich weiß, waren es vier.« Sie hörte einen Moment zu. »Jernigan. Sandra Jernigan«, wiederholte sie. »Ah ja. Wie lange wird das dauern?« Eine Pause. »Und Ihr Name ist Joan? Vielen

Dank, Joan.« Darby deckte die Sprechmuschel ab und holte tief Luft. Gray beobachtete sie genau, aber mit einem bewundernden Lächeln.

»Ja, Joan. Also sieben waren es. Unsere Unterlagen sind ein einziges Chaos. Haben Sie ihre Adressen und Sozialversicherungsnummern? Wir brauchen sie für die Steuer. Natürlich. Wie lange wird das dauern? Gut. Einer unserer Büroangestellten ist gerade in Ihrer Gegend. Sein Name ist Snowden, und er wird in einer Viertelstunde bei Ihnen sein. Vielen Dank, Joan.« Darby legte den Hörer auf und schloss die Augen.

»Sandra Jernigan«, sagte er.

»Ich bin nicht gut im Lügen«, sagte sie.

»Sie waren wundervoll. Und der Büroangestellte bin vermutlich ich.«

»Sie können ohne weiteres als Angestellter einer Anwaltskanzlei durchgehen. Sie haben etwas von einem alternden Ex-Jurastudenten an sich.« Und Sie sind ziemlich schlau, dachte sie.

»Das Flanellhemd gefällt mir.«

Sie trank einen großen Schluck kalten Kaffee. »Dies kann ein langer Tag werden.«

»So weit, so gut. Ich hole die Liste, und wir treffen uns in der Bibliothek. Richtig?«

»Ja. Das Vermittlungsbüro ist im fünften Stock der Juristischen Fakultät. Ich werde in Zimmer 336 sein. Das ist ein kleiner Konferenzraum im dritten Stock. Sie nehmen als erster ein Taxi. Wir treffen uns dort in einer Viertelstunde.«

»Jawohl, Madam.« Grantham war zur Tür hinaus. Darby wartete fünf Minuten und verließ dann mit ihrer Segeltuchtasche das Zimmer.

Die Fahrt war kurz, aber das Taxi kam im Morgenverkehr nur

langsam voran. Das Leben auf der Flucht war schon schlimm genug, aber Davonlaufen und Detektivspielen gleichzeitig war zuviel. Sie hatte schon fünf Minuten im Taxi gesessen, bevor sie daran dachte, dass ihr vielleicht jemand folgte. Und das war vielleicht nur gut. Vielleicht würde ein harter Tag als recherchierende Reporterin ihre Gedanken von Stummel und den anderen Quälgeistern ablenken. Sie würde heute und morgen arbeiten, und am späten Mittwohabend würde sie an einem Strand sein.

Sie würden mit Georgetown anfangen. Wenn das eine Sackgasse war, würden sie es mit der Juristischen Fakultät von George Washington versuchen und, wenn dazu noch Zeit war, mit der American University. Drei Versuche, und dann war sie auf und davon.

Das Taxi hielt vor McDonough Hall am Fuße des Capitol Hill. Mit ihrer Tasche und dem Flanellhemd war sie nur eine unter vielen Jurastudentinnen vor einer Vorlesung oder einem Seminar. Sie stieg die Treppe zum dritten Stock hinauf und machte die Tür des Konferenzraums hinter sich zu. Der Raum wurde gelegentlich für Vorlesungen und Einstellungsgespräche benutzt. Sie legte ihre Notizen auf den Tisch und war nur noch eine Jurastudentin, die sich auf ein Seminar vorbereitete.

Nur Minuten später kam Gray zur Tür herein. »Joan ist ein reizendes Mädchen«, sagte er, als er die Liste auf den Tisch legte. »Namen, Adressen und Sozialversicherungsnummern. Ist das nicht nett?«

Darby warf einen Blick auf die Liste und zog ein Telefonbuch aus der Tasche. Darin fand sie fünf der Namen. Sie sah auf die Uhr. »Es ist jetzt fünf nach neun. Ich wette, dass nicht mehr als die Hälfte von diesen Leuten jetzt in einem Seminar sitzt. Einige von ihnen werden später ein Seminar haben. Ich rufe diese fünf an und sehe zu, wer zu Hause ist. Sie nehmen die beiden ohne Telefonnummer und lassen sich in der Registratur ihren Stundenplan geben.«

Gray sah gleichfalls auf die Uhr. »Wir treffen uns hier in einer Viertelstunde wieder.« Zuerst ging er, dann Darby. Sie ging zu den Münzfernsprechern im ersten Stock und wählte die Nummer von James Maylor.

Eine Männerstimme meldete sich. »Hallo.«

»Spreche ich mit Dennis Maylor?« fragte sie.

»Nein. Ich bin James Maylor.«

»Entschuldigung.« Sie legte auf. Er wohnte zehn Minuten entfernt. Er hatte kein Neun-Uhr-Seminar, und wenn er um zehn eines hatte, würde er noch vierzig Minuten zu Hause sein. Vielleicht.

Sie rief die anderen vier an. Zwei meldeten sich, und sie vergewisserte sich; bei den anderen beiden wurde der Hörer nicht abgenommen.

Gray wartete ungeduldig in der Registratur im dritten Stock. Eine als Teilzeitkraft dort arbeitende Studentin versuchte, die Registratorin zu finden, die sich irgendwo in den hinteren Räumen aufhielt. Die Studentin teilte ihm mit, sie wäre nicht sicher, ob sie Angaben über Stundenpläne machen könnten. Gray sagte, er wäre sicher, sie könnten es, wenn sie nur wollten.

Die Registratorin bog argwöhnisch um eine Ecke. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Ja. Ich bin Gray Grantham von der *Washington Post*, und ich versuche, zwei Ihrer Studenten zu finden, Laura Kaas und Michael Akers.«

»Gibt es irgendein Problem?« fragte sie nervös.

»Durchaus nicht. Nur ein paar Fragen. Haben sie heute morgen eine Vorlesung oder ein Seminar?« Er lächelte, und es war ein warmes, vertrauenerweckendes Lächeln, mit dem er gewöhnlich ältere Frauen bedachte. Es verfehlte nur selten seinen Zweck.

»Haben Sie irgendeinen Ausweis oder so etwas?«

»Natürlich.« Er griff in seine Brieftasche und schwenkte ihn langsam vor ihrer Nase, ungefähr so wie ein Polizist, der weiß, dass er ein Polizist ist, und der nicht scharf darauf ist, es alle Welt wissen zu lassen.

»Nun, eigentlich sollte ich mit dem Dekan sprechen, aber...«

»Gut. Wo ist sein Büro?«

»Aber er ist nicht da. Er ist verreist.«

»Ich brauche nur ihren Stundenplan, damit ich sie finden kann. Ich will weder ihre Adressen wissen noch Einzelheiten über ihren Studienstand. Nichts Vertrauliches oder Persönliches.«

Sie warf einen Blick auf die Teilzeitangestellte, die nur die Achseln zuckte, als wollte sie sagen »Was ist schon dabei?«

»Einen Augenblick bitte«, sagte sie und verschwand wieder um die Ecke.

Darby wartete in dem kleinen Raum, als er die Computerausdrucke auf den Tisch legte. »Diesen Dingen zufolge müssten Akers und Kaas jetzt hier sein«, sagte er.

Darby warf einen Blick auf die Stundenpläne. »Akers hat Verfahrensrecht, Kaas Verwaltungsrecht, beide von neun bis zehn. Ich werde versuchen, sie zu finden.« Sie zeigte Gray ihre Notizen. »Maylor, Reinhard und Wilson waren zu Hause; Ratliff und Linney konnte ich nicht erreichen.«

»Maylor wohnt am nächsten. Ich kann in ein paar Minuten bei ihm sein.«

»Was ist mit einem Wagen?«

»Ich habe bei Hertz angerufen. Er sollte in einer Viertelstunde auf dem Parkplatz der *Post* stehen.«

Maylors Wohnung lag im dritten Stock eines für Studenten und andere Leute mit sehr schmaler Brieftasche umgebauten Lagerhauses. Schon nach dem ersten Klopfen öffnete er die Tür

mit vorgelegter Kette.

»Ich suche James Maylor«, sagte Gray wie ein alter Kumpel.

»Der bin ich.«

»Ich bin Gray Grantham von der *Washington Post*, und ich würde Ihnen gern ein paar ganz kurze Fragen stellen.«

Die Kette wurde gelöst und die Tür geöffnet. Gray betrat die Zwei-Zimmer-Wohnung. In der Mitte war ein Fahrrad geparkt, das den größten Teil des Raumes einnahm.

»Worum geht es?« Er war neugierig und offensichtlich bereit, Fragen zu beantworten.

»Soweit ich weiß, haben Sie im Sommer für White and Blazeovich gearbeitet.«

»Das stimmt. Drei Monate.«

Gray machte sich Notizen. »In welcher Abteilung?«

»International. Überwiegend Knochenarbeit. Nichts Grandioses. Eine Menge Recherchen und Rohentwürfe für Abkommen.«

»Wem waren Sie unterstellt?«

»Keiner Einzelperson. Da waren drei angestellte Anwälte, die dafür sorgten, dass ich beschäftigt war. Der für sie zuständige Partner war Stanley Coopman.«

Gray zog ein Foto aus der Tasche. Es war Garcia auf dem Gehsteig. »Erkennen Sie dieses Gesicht wieder?«

Maylor nahm das Foto und betrachtete es eingehend. »Ich glaube nicht. Wer ist das?«

»Ein Anwalt, der vermutlich bei White and Blazeovich arbeitet.«

»Es ist eine riesige Firma. Ich habe in der Ecke einer Abteilung gesessen. Dort arbeiten mehr als vierhundert Anwälte.«

»Ja, das habe ich gehört. Sie sind sicher, dass Sie ihn nicht

gesehen haben?«

»Ganz sicher. Sie residieren auf zwölf Stockwerken, und in die meisten davon bin ich nie gekommen.«

Gray steckte das Foto wieder ein. »Sind Sie dort noch irgendwelchen anderen Praktikanten begegnet?«

»Oh, sicher. Zwei von Georgetown, die ich schon kannte, Laura Kaas und JoAnne Ratliff. Zwei Studenten von George Washington, Patrick Franks und einem Typ, der Vanlandingham hieß; einem Mädchen von Harvard namens Elizabeth Larson; einem Mädchen von Michigan namens Amy MacGregor; und einem Typ von Emory, der Moke hieß, aber ich glaube, den haben sie gefeuert. Im Sommer wimmelt es dort immer von Praktikanten.«

»Wollen Sie für die Firma arbeiten, wenn Sie mit dem Studium fertig sind?«

»Ich weiß es noch nicht. Ich bin nicht sicher, ob eine von diesen großen Firmen das richtige für mich ist.«

Gray lächelte und verstaute den Notizblock in seiner Gesäßtasche. »Sie haben dort gearbeitet. Wie kann ich diesen Mann finden?«

Maylor dachte einen Moment lang darüber nach. »Ich nehme an, Sie können nicht dort aufkreuzen und herumfragen.«

»Die Annahme ist richtig.«

»Und alles, was Sie haben, ist dieses Foto?«

»Ja.«

»Dann tun Sie vermutlich genau das Richtige. Einer der Praktikanten wird ihn erkennen.«

»Danke.«

»Steckt der Mann in Schwierigkeiten?«

»Nein, nein. Es könnte nur sein, dass er etwas beobachtet hat. Und selbst das ist nur eine Vermutung.« Gray öffnete die Tür.

»Nochmals vielen Dank.«

Darby studierte den Vorlesungsplan für den Herbst am Schwarzen Brett gegenüber den Münzfernsprechern. Sie wusste noch nicht genau, was sie tun würde, wenn die Neun-Uhr-Seminare vorüber waren, aber sie versuchte angestrengt, sich etwas einfallen zu lassen. Das Schwarze Brett sah genauso aus wie das in Tulane: säuberlich untereinander angeordnet die Hörsaal-Angaben; Bemerkungen zu Aufgaben; Anzeigen wegen Büchern, Fahrrädern, Zimmern, Mitbewohnern und hundert anderen derartigen Bedürfnissen, auf gut Glück angeheftet; Hinweise auf Parties, universitätsinterne Sportveranstaltungen, Clubtreffen. Eine junge Frau mit einem Rucksack und Wanderstiefeln blieb neben ihr stehen und betrachtete das Schwarze Brett. Sie war zweifellos eine Studentin.

Darby lächelte sie an. »Entschuldigen Sie. Kennen Sie zufällig Laura Kaas?«

»Natürlich.«

»Ich muss ihr etwas ausrichten. Könnten Sie sie mir zeigen?«

»Ist sie jetzt hier?«

»Ja, sie hat Verwaltungsrecht bei Ship, Zimmer 207.«

Plaudernd wanderten sie gemeinsam in Richtung auf Ships Verwaltungsrecht. Auf dem Flur herrschte plötzlich Gedränge, als vier Säle sich gleichzeitig leerten. Darbys Begleiterin deutete auf eine hochgewachsene, kräftige Frau, die auf sie zukam. Darby dankte ihr und folgte Laura Kaas, bis sich die Menge verlor und das Gedränge nachgelassen hatte.

»Entschuldigen Sie, Laura. Sie sind doch Laura Kaas?« Die hochgewachsene Frau blieb stehen und musterte sie. »Ja.«

Das war der Teil, den sie gar nicht mochte. »Ich bin Sara Jacobs, und ich arbeite an einer Story für die *Washington Post*. Darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen?« Sie hatte sich für Laura

Kaas als erste entschieden, weil sie, im Gegensatz zu Michael Akers, um zehn keine Vorlesung hatte. Bei ihm würde sie um elf ihr Glück versuchen.

»Worüber?«

»Es wird nur eine Minute dauern. Können wir hier hineingehen?« Darby winkte sie in einen leeren Hörsaal. Laura folgte ihr langsam.

»Sie haben im Sommer bei White and Blazeovich gearbeitet?«

»Ja.« Sie sprach langsam, argwöhnisch.

Sara Jacobs bemühte sich, ihre Nerven unter Kontrolle zu halten. »In welcher Abteilung?«

»Steuern.«

»Mögen Sie Steuerrecht?« Es war ein schwacher Versuch zu plaudern.

»Früher mochte ich es. Jetzt hasse ich es.«

Darby lächelte, als wäre das das Komischste, das sie seit Jahren gehört hatte. Sie zog ein Foto aus der Tasche und zeigte es Laura Kaas.

»Kennen Sie diesen Mann?«

»Nein.«

»Soweit ich weiß, ist er Anwalt bei White and Blazeovich.«

»Da gibt es Unmengen von Anwälten.«

»Sind Sie ganz sicher?«

»Ja. Ich bin nie aus dem fünften Stock herausgekommen. Es würde Jahre dauern, bis man alle kennengelernt hat, und sie kommen und gehen so schnell. Sie wissen ja, wie Anwälte sind.«

Laura schaute sich um, und die Unterhaltung war beendet. »Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar«, sagte Darby.

»Keine Ursache«, sagte Laura, bereits auf dem Weg zur Tür.

Genau um halb elf trafen sie sich wieder in Zimmer 336. Gray hatte Ellen Reinhart auf der Auffahrt erwischt, als sie gerade wegfahren wollte. Sie hatte in der Prozessabteilung unter einem Partner namens Daniel O'Malley gearbeitet und den größten Teil des Sommers bei der Verhandlung einer Gruppenklage in Miami verbracht. Sie war seit zwei Monaten nicht mehr da und hatte daheim nur kurze Zeit im Washingtoner Büro gearbeitet. White and Blazeovich unterhielten Büros in vier Städten, darunter Tampa. Sie kannte Garcia nicht, und sie hatte es eilig.

Judith Wilson war nicht in ihrer Wohnung gewesen, aber ihre Mitbewohnerin hatte gesagt, sie käme gegen eins zurück.

Sie strichen Maylor, Kaas und Reinhart von der Liste, berieten sich flüsternd, dann machten sie sich wieder auf den Weg - Gray, um Edward Linney zu finden, der zwei Sommer als Praktikant bei White and Blazeovich gearbeitet hatte. Er stand nicht im Telefonbuch, aber er wohnte in Wesley Heights, nördlich vom Hauptcampus von Georgetown.

Viertel vor elf stand Darby wieder vor dem Schwarzen Brett und hoffte auf ein weiteres Wunder. Akers war ein Mann, und es gab verschiedene Möglichkeiten, an ihn heranzutreten. Sie hoffte, dass er da war, wo er eigentlich sein sollte - in Zimmer 201 bei einem Seminar über Verfahrensrecht. Sie ging dorthin und wartete, bis die Tür aufging und rund fünfzig Jurastudenten herausströmten. Aus ihr würde nie eine Reporterin werden. Sie brachte es nicht fertig, sich vor Fremden aufzubauen und ihnen einen Haufen Fragen zu stellen. Es ging ihr gegen den Strich. Dennoch ging sie auf einen schüchtern wirkenden jungen Mann mit traurigen Augen und dicken Brillengläsern zu und sagte: »Entschuldigen Sie, kennen Sie zufällig Michael Akers? Ich glaube, er ist in diesem Kurs.«

Der junge Mann lächelte. Er war glücklich, dass er bemerkt worden war. Er deutete auf eine Gruppe von Männern, die auf den Haupteingang zuingen. »Dort ist er, in dem grauen Pullover.«

»Danke.« Sie ließ ihn stehen. Beim Verlassen des Gebäudes löste sich die Gruppe auf, und Akers und ein Freund waren auf dem Gehsteig angelangt.

»Mr. Akers«, rief sie ihm nach.

Sie blieben beide stehen und drehten sich um, dann lächelten sie, als sie nervös auf sie zukam. »Sind Sie Michael Akers?« fragte sie.

»Der bin ich. Und wer sind Sie?«

»Mein Name ist Sara Jacobs. Ich arbeite an einer Story für die *Washington Post*. Könnte ich Sie einen Moment allein sprechen?«

»Klar.« Der Freund kapierte und ging weiter.

»Worum geht es?« fragte Akers.

»Sie haben im Sommer als Praktikant bei White and Blazeovich gearbeitet?«

»Ja.« Akers war umgänglich und genoss die Unterhaltung.

»In welcher Abteilung?«

»Immobilien. Stinklangweilig, aber es war ein Job. Weshalb wollen Sie das wissen?«

Sie zeigte ihm das Foto. »Kennen Sie diesen Mann? Er arbeitet bei White and Blazeovich.«

Akers hätte ihn gern gekannt. Er wollte ihr helfen und sich lange mit ihr unterhalten, aber das Gesicht sagte ihm nichts.

»Nicht ganz astrein, dieses Foto, stimmt's?«

»Kann sein. Kennen Sie den Mann?«

»Nein. Habe ihn nie gesehen. Es ist eine riesige Firma. Bei ihren Zusammenkünften tragen die Partner Schildchen mit ihren Namen. Können Sie sich das vorstellen? Die Leute, denen der Laden gehört, kennen sich nicht einmal gegenseitig. Es muss an die hundert Partner geben.«

Einundachtzig, um genau zu sein. »Waren Sie jemandem

unterstellt?«

»Ja, einem Partner namens Walter Welch. Ein Widerling. Mir hat es dort überhaupt nicht gefallen.«

»Erinnern Sie sich an irgendwelche anderen Praktikanten?«

»Klar. Es wimmelte dort von ihnen.«

»Wenn ich ihre Namen brauchen sollte, darf ich dann auf Sie zurückkommen?«

»Jederzeit. Steckt dieser Mann in Schwierigkeiten?«

»Ich glaube nicht. Er weiß vielleicht etwas.«

»Ich hoffe, sie werden alle aus der Anwaltskammer ausgeschlossen. Sie sind nichts als ein Haufen Ganoven, und das Arbeiten dort war eine Pest. Alles politisch.«

»Danke.« Sie lächelte und wendete sich zum Gehen. Er bewunderte die Rückenansicht und sagte: »Sie können mich jederzeit anrufen.«

»Danke.«

Darby, die recherchierende Reporterin, ging zum Bibliotheksgebäude nebenan und stieg die Treppe zum fünften Stock hinauf, wo in einer Reihe von engen Büros das *Georgetown Law Journal* untergebracht war. Sie hatte in der Bibliothek die neueste Nummer des *Journal* gefunden und festgestellt, dass JoAnne Ratliff Mitherausgeberin war. Sie vermutete, dass sich alle juristischen Zeitschriften mehr oder minder glichen. In den Redaktionen saßen die Topstudenten und arbeiteten an ihren gelehrten Artikeln und Kommentaren. Sie fühlten sich dem Rest der Studentenschaft überlegen und bildeten eine isolierte, sich ihres brillanten Verstandes bewusste Gruppe. Sie hielten sich fast ständig in der Redaktion auf. Sie war ihre zweite Heimat.

Sie trat ein und fragte einen jungen Mann, der ihr begegnete, wo sie JoAnne Ratliff finden könnte. Er deutete um eine Ecke herum. Zweite Tür rechts. Die zweite Tür öffnete sich in ein

vollgestopftes Arbeitszimmer mit Reihen von Büchern. Zwei Frauen waren in ihre Arbeit vertieft.

»JoAnne Ratliff?« sagte Darby.

»Das bin ich«, erwiderte eine ältere Frau von ungefähr vierzig.

»Hi. Ich heiße Sara Jacobs, und ich arbeite an einer Story für die *Washington Post*. Darf ich Ihnen ganz kurz ein paar Fragen stellen?«

Die Frau legte langsam ihren Kugelschreiber auf den Tisch und warf der anderen einen finsternen Blick zu. Was immer sie auch tun mochten, es war ungeheuer wichtig, und diese Störung war ausgesprochen lästig. Schließlich waren sie namhafte Jurastudentinnen.

Darby hätte am liebsten gegrinst und eine boshafte Bemerkung gemacht. Schließlich war sie selbst Nummer Zwei ihres Jahrgangs, also tut gefälligst nicht so, als wäret ihr etwas ganz Besonderes.

»Worum geht es bei dieser Story?« fragte Ratliff.

»Könnten wir uns allein unterhalten?«

Die beiden Frauen tauschten abermals einen finsternen Blick.

»Ich habe sehr viel zu tun«, sagte Ratliff.

Ich auch, dachte Darby. Du überprüfst Zitate für irgendeinen unbedeutenden Artikel, und ich versuche, den Mann festzunageln, der zwei Richter des Obersten Bundesgerichts umgebracht hat.

»Das tut mir leid«, sagte Darby. »Ich verspreche Ihnen, es dauert nicht länger als eine Minute.«

Sie gingen zusammen auf den Flur hinaus. »Es tut mir sehr leid, dass ich Sie bei der Arbeit störe, aber es ist sehr wichtig.«

»Und Sie sind Reporterin bei der *Post*?« Es war eher eine Herausforderung als eine Frage, und sie war gezwungen, noch mehr zu lügen. Sie sagte sich, sie könnte zwei Tage lang lügen

und betrügen und stehlen, dann ging es ab in die Karibik, und Grantham konnte zusehen, wie er zurechtkam.

»Ja. Haben Sie im Sommer bei White and Blazeovich gearbeitet?«

»Ja. Weshalb interessiert Sie das?«

Schnell, das Foto. Ratliff nahm es und analysierte es.

»Kennen Sie den Mann?«

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Ich glaube nicht. Wer ist das?«

Diese Person würde eine großartige Anwältin abgeben. So viele Fragen. Wenn sie wüsste, wer er war, würde sie nicht hier auf diesem engen Flur stehen und sich mit dieser hochnäsigen Person abgeben.

»Er ist Anwalt bei White and Blazeovich«, sagte Darby so aufrichtig wie möglich. »Ich dachte, Sie kennen ihn vielleicht.«

»Nein.« Sie gab Darby das Foto zurück.

Das reichte. »Trotzdem vielen Dank. Und entschuldigen Sie die Störung.«

»Keine Ursache«, sagte Ratliff und verschwand durch die Tür.

Sie sprang in den neuen Pontiac von Hertz, als er an der Ecke hielt, und sie fädelten sich in den Verkehr ein. Sie hatte genug von der Juristischen Fakultät von Georgetown.

»Ich hatte Pech«, sagt Gray. »Linney war nicht zu Hause.«

»Ich habe mit Akers und Ratliff gesprochen, und beide haben nein gesagt. Das sind fünf von sieben, die Garcia nicht kannten.«

»Ich habe Hunger. Wir wär's mit Lunch?«

»Gute Idee.«

»Ist es möglich, dass fünf Praktikanten drei Monate in einer

Firma arbeiten und nicht einer von ihnen einen jungen angestellten Anwalt wiedererkennt?«

»Das ist nicht nur möglich, es ist sogar höchst wahrscheinlich. Vergessen Sie nicht, wir handeln auf gut Glück. Vierhundert Anwälte, das heißt in Wirklichkeit tausend Leute, wenn Sie sämtliche Mitarbeiter und Bürokräfte hinzurechnen. Und die Anwälte neigen dazu, sich ausschließlich auf ihrem eigenen kleinen Territorium aufzuhalten.«

»Sind die einzelnen Abteilungen räumlich voneinander getrennt?«

»Ja. Es ist durchaus möglich, dass ein Bankenanwalt im dritten Stock einen Bekannten in der Prozessabteilung im zehnten Stock wochenlang nicht zu Gesicht bekommt. Das sind vielbeschäftigte Leute.«

»Kann es sein, dass wir uns die falsche Firma ausgesucht haben?«

»Vielleicht die falsche Firma, vielleicht die falsche Universität.«

»Der erste, Maylor, hat mir die Namen von zwei Studenten von George Washington genannt, die im Sommer dort gearbeitet haben. Vielleicht sollten wir sie nach dem Lunch ausfindig machen.« Er verlangsamte und parkte hinter einer Reihe von kleinen Gebäuden.

»Wo sind wir?« fragte sie.

»Einen Block vom Mount Vernon Square entfernt. Von hier aus sind es sechs Blocks bis zur *Post* und vier bis zu meiner Bank. Und dieses kleine Restaurant liegt gleich um die Ecke.«

Sie gingen in das Restaurant, das sich schnell mit Mittagsgästen füllte. Sie wartete an einem Tisch beim Fenster, während er sich anstellte, um Clubsandwiches zu holen. Der halbe Tag war vorüber, und obwohl ihr diese Art von Arbeit keinen Spaß machte, war es doch gut, etwas zu tun zu haben und

die Schatten vergessen zu können. Sie würde nie Reporterin werden, und im Augenblick kam ihr auch eine juristische Laufbahn sehr zweifelhaft vor. Vor gar nicht langer Zeit hatte sie daran gedacht, nach ein paar Jahren Praxis Richterin zu werden. Vergessen wir das. Es war entschieden zu gefährlich.

Gray brachte ein Tablett mit Sandwiches und Eistee, und sie begannen zu essen.

»Ist dies ein typischer Tag für Sie?« fragte sie.

»Damit verdiene ich meinen Lebensunterhalt. Ich schnüffele den ganzen Tag herum, schreibe am späten Nachmittag meine Stories und recherchiere dann weiter bis tief in die Nacht hinein.«

»Wieviele Stories schreiben Sie pro Woche?«

»Manchmal drei oder vier, manchmal überhaupt keine. Ich suche mir meine Themen selbst aus, und mir redet kaum jemand drein. Dies hier ist ein bisschen anders. Ich habe seit zehn Tagen nichts geschrieben.«

»Was ist, wenn Sie nichts über Mattiece herausbekommen? Was werden Sie dann in Ihrer Story schreiben?«

»Das hängt davon ab, wie weit ich komme. Wir hätten diese Story über Verheek und Callahan bringen können, aber welchen Sinn hätte das gehabt? Es war eine große Story, aber es steckte nichts dahinter. Die anderen haben nur die Oberfläche angekratzt und dann aufgehört.«

»Und Sie wollen den großen Schlag landen.«

»Ich hoffe es. Wenn es uns gelingt, Ihr kleines Dossier zu verifizieren, dann haben wir den großen Schlag.«

»Sie sehen schon die Schlagzeilen vor sich, nicht wahr?«

»Ja. Das Adrenalin wird ausgepumpt. Dies wird die größte Story sein seit...«

»Watergate?«

»Nein. Watergate war eine Folge von Stories, die klein

anfangen und sich dann immer mehr aufblähen. Die Leute sind monatelang Hinweisen nachgegangen und haben nicht lockergelassen, bis die Teile sich zusammenfügten. Eine Menge Leute kannte unterschiedliche Teile der Story. Dies, meine Liebe, ist etwas völlig anderes. Es ist eine wesentlich größere Story, und nur sehr wenige Leute kennen die Wahrheit. Watergate war ein stupider Einbruch und ein missglückter Vertuschungsversuch. Hier geht es um meisterhaft geplante Verbrechen sehr reicher und gerissener Leute.«

»Und die Vertuschung?«

»Die kommt als nächstes. Wenn wir Mattiece mit den Morden in Verbindung gebracht haben, können wir die große Story loslassen. Dann ist die Katze aus dem Sack, und über Nacht wird ein halbes Dutzend Untersuchungen eingeleitet werden. Ganz Washington wird fassungslos sein, zumal wenn herauskommt, dass der Präsident und Mattiece alte Freunde sind. Wenn sich der Staub legt, nehmen wir uns die Administration vor und versuchen herauszufinden, wer wann was gewusst hat.«

»Aber zuerst Garcia.«

»Ja. Ich weiß, dass er irgendwo da draußen ist. Er ist Anwalt in dieser Stadt, und er weiß etwas sehr Wichtiges.«

»Was ist, wenn wir ihn ausfindig machen und er nicht reden will?«

»Wir haben Mittel und Wege.«

»Zum Beispiel?«

»Folter, Entführung, Erpressung, Drohungen aller Art.«

Ein massiger Mann mit wutrotem Gesicht stand plötzlich neben dem Tisch. »Beeilt euch!« brüllte er. »Ihr redet zu viel.«

»Danke, Pete«, sagte Gray, ohne aufzuschauen. Pete verschwand in der Menge, aber sie konnten ihn an einem anderen Tisch brüllen hören. Darby ließ ihr Sandwich fallen.

»Er ist der Besitzer«, erklärte Gray. »Das gehört zum Ambiente.«

»Wie reizend. Kostet es extra?«

»Oh, nein. Das Essen ist billig, also muss die Masse es bringen. Er weigert sich, Kaffee zu servieren, weil er keine langen Unterhaltungen will. Er erwartet, dass wir essen wie auf der Flucht und dann schleunigst wieder verschwinden.«

»Ich bin satt.«

Gray sah auf die Uhr. »Es ist viertel nach zwölf. Um eins müssen wir in der Wohnung von Judith Wilson sein. Wollen Sie jetzt Ihr Geld anfordern?«

»Wie lange wird es dauern?«

»Wir können jetzt den Auftrag erteilen und das Geld später abholen.«

»Gehen wir.«

»Wieviel wollen Sie haben?«

»Fünfzehntausend.«

Judith Wilson wohnte im zweiten Stock eines auffälligen alten Gebäudes, das in Zwei-Zimmer-Studentenwohnungen unterteilt worden war. Um eins war sie noch nicht zu Hause, und sie fuhren eine Stunde herum. Gray spielte den Stadtführer. Er fuhr langsam am Montrose Theatre vorbei, das immer noch vernagelt und ausgebrannt war. Er zeigte ihr den täglichen Auftrieb am Dupont Circle.

Viertel nach zwei parkten sie auf der Straße, als ein roter Mazda in der schmalen Einfahrt hielt. »Das ist sie«, sagte Gray und stieg aus. Darby blieb im Wagen.

Er erwischte Judith auf der Vordertreppe. Sie war entgegenkommend genug. Sie redeten miteinander, er zeigte ihr das Foto, sie betrachtete es ein paar Sekunden und schüttelte dann den Kopf. Gleich darauf saß er wieder im Wagen.

»Niete Nummer sechs«, sagte er.

»Damit bleibt nur noch Edward Linney, der vermutlich unser heißestes Eisen ist, weil er zwei Sommer dort gearbeitet hat.«

Sie fanden einen Münzfernsprecher in einem kleinen Supermarkt, und Gray wählte Linneys Nummer. Niemand meldete sich. Er knallte den Hörer auf die Gabel und kehrte in den Wagen zurück. »Er war heute morgen um zehn nicht zu Hause, und jetzt ist er es auch nicht.«

»Er könnte in der Universität sein«, sagte Darby. »Wir brauchen seinen Vorlesungsplan. Sie hätten ihn sich zusammen mit dem der anderen geben lassen sollen.«

»Davon haben Sie nichts gesagt.«

»Wer ist denn hier der Detektiv? Wer ist der intelligente Reporter von der *Washington Post*? Ich bin schließlich nur eine kleine Ex-Jurastudentin, die auf dem Vordersitz hingerissen zuschaut, wie Sie operieren.«

Wie wäre es mit den Rücksitzen? hätte er beinahe gesagt.
»Und wohin jetzt?«

»Zurück zur Juristischen Fakultät«, sagte sie. »Ich warte im Wagen, während Sie hineingehen und sich Linneys Vorlesungsplan verschaffen.«

»Ja, Madam.«

Jetzt saß ein Student am Schreibtisch im Büro der Registratorin. Gray bat um den Vorlesungsplan von Edward Linney, und der junge Mann machte sich auf die Suche nach der Registratorin. Fünf Minuten später kam die Registratorin langsam um die Ecke und bedachte ihn mit einem finsternen Blick.

Er produzierte das Lächeln. »Erinnern Sie sich an mich? Gray Grantham von der *Post*. Ich brauche noch einen Vorlesungsplan.«

»Der Dekan hat nein gesagt.«

»Ich denke, der Dekan ist nicht in der Stadt.«

»Ist er auch nicht. Der stellvertretende Dekan hat nein gesagt. Keine weiteren Vorlesungspläne. Sie haben mir schon genug Scherereien eingebracht.«

»Das verstehe ich nicht. Schließlich bitte ich Sie nicht um persönliche Unterlagen.«

»Der stellvertretende Dekan hat nein gesagt.«

»Wo ist der stellvertretende Dekan?«

»Er ist beschäftigt.«

»Ich werde warten. Wo ist sein Büro?«

»Er wird noch sehr lange Zeit beschäftigt sein.«

»Dann warte ich eben sehr lange Zeit.«

Sie baute sich vor ihm auf und verschränkte die Arme. »Er wird die Herausgabe weiterer Vorlesungspläne nicht zulassen. Unsere Studenten haben ein Recht auf ihr Privatleben.«

»Natürlich haben sie das. Was für Scherereien habe ich Ihnen eingebracht?«

»Das werde ich Ihnen sagen.«

»Bitte tun Sie es.«

Der Student verschwand um die Ecke herum.

»Einer der Studenten, mit denen Sie heute morgen gesprochen haben, hat White and Blazeovich angerufen, und die haben den stellvertretenden Dekan angerufen, und der stellvertretende Dekan hat mich angerufen und gesagt, dass Reporter keine weiteren Vorlesungspläne erhalten sollen.«

»Weshalb sollte ihnen das etwas ausmachen?«

»Es macht ihnen etwas aus, okay? Wir arbeiten seit langem mit White and Blazeovich zusammen. Sie stellen eine Menge von unseren Studenten ein.«

Gray versuchte, erbarmungswürdig und hilflos auszusehen.

»Ich versuche ja nur, Edward Linney zu finden. Ich schwöre, er steckt nicht in irgendwelchen Schwierigkeiten. Ich muss ihm nur ein paar Fragen stellen.«

Sie roch einen Sieg. Sie hatte einen Reporter der *Post* in die Schranken verwiesen, und darauf war sie ziemlich stolz. Also bot sie ihm einen Krümel an. »Mr. Linney ist nicht mehr immatrikuliert. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann.«

Er wich zur Tür zurück und murmelte »Danke«.

Er hatte fast seinen Wagen erreicht, als jemand seinen Namen rief. Es war der Student aus der Registratur.

»Mr. Grantham«, sagte er, während er auf ihn zulief. »Ich kenne Edward. Er ist für eine Weile aus dem Studium ausgestiegen. Persönliche Probleme.«

»Wo ist er?«

»Seine Eltern haben ihn in eine Privatklinik gesteckt. Er macht eine Entziehungskur.«

»Wo ist er?«

»In Silver Springs. Im Parklane Hospital.«

»Wie lange ist er schon dort?«

»Ungefähr einen Monat.«

Grantham reichte ihm die Hand. »Danke. Ich werde niemandem verraten, dass Sie es mir gesagt haben.«

»Er steckt doch nicht in Schwierigkeiten, oder?«

»Nein. Mein Ehrenwort.«

Sie hielten bei der Bank an, und Darby verließ sie mit fünfzehntausend Dollar Bargeld. Das viele Geld machte ihr Angst. Linney machte ihr Angst. Und plötzlich machten auch White and Blazeovich ihr Angst.

Parklane war eine Entziehungsklinik für die Reichen oder für Leute mit einer teuren Versicherung. Es war ein kleines, von

Bäumen umgebenes Gebäude, das ein paar hundert Meter von der Straße entfernt für sich allein stand. Sie kamen zu dem Schluss, dass dies schwierig werden könnte.

Gray betrat als erster das Foyer und fragte die Frau am Empfang nach Edward Linney.

»Er ist einer unserer Patienten«, sagte sie mit amtlicher Stimme.

Er machte von seinem besten Lächeln Gebrauch. »Ja, ich weiß, dass er ein Patient ist. Das hat man mir in der Juristischen Fakultät gesagt. In welchem Zimmer liegt er?«

Darby betrat das Foyer und wanderte zum Wasserbehälter, um dort sehr lange zu trinken.

»Er ist in Zimmer 22, aber Sie dürfen nicht zu ihm.«

»In der Juristischen Fakultät hat man mir gesagt, ich könnte mit ihm reden.«

»Wer sind Sie überhaupt?«

Er war überaus verbindlich. »Gray Grantham von der *Washington Post*. In der Juristischen Fakultät hat man mir gesagt, ich könnte ihm ein paar Fragen stellen.«

»Tut mir leid, dass man Ihnen das gesagt hat. Aber Sie müssen verstehen, Mr. Grantham, für dieses Hospital sind wir verantwortlich.«

Darby griff nach einer Zeitschrift und ließ sich auf einer Couch nieder.

Sein Lächeln verblasste beträchtlich, aber es war immer noch da. »Das verstehe ich durchaus«, sagte er, noch immer höflich. »Könnte ich mit dem Verwaltungsdirektor sprechen?«

»Weshalb?«

»Weil diese Sache sehr wichtig ist und ich Mr. Linney unbedingt heute noch sprechen muss. Wenn Sie es mir nicht gestatten, dann muss ich mit Ihrem Boss reden. Ich gehe nicht von hier fort, bevor ich mit dem Verwaltungsdirektor

gesprochen habe.«

Sie bedachte ihn mit ihrem besten »Scheren-Sie-sich-zum-Teufel«-Blick. »Einen Moment bitte. Sie können inzwischen Platz nehmen.«

»Danke.«

Sie verschwand, und Gray drehte sich zu Darby um. Er zeigte auf eine Doppeltür, hinter der die einzige Diele zu liegen schien. Sie holte tief Luft, ging schnell hindurch und stand auf einem großen Vorplatz, von dem drei sterile Korridore abzweigten. Ein Messingschild verwies auf Zimmer 18 bis 30. Es war der Mittelflügel des Hospitals, und der Vorplatz war düster und still mit dickem Teppichboden und geblümter Tapete.

Das konnte sie ins Gefängnis bringen. Sie würde von einem großen Wachmann oder einem kräftigen Pfleger überwältigt und in einen verschlossenen Raum gebracht werden, wo die Polizisten nicht gerade sanft mit ihr umgehen würden, wenn sie angekommen waren, und ihr Helfer draußen würde hilflos zusehen, wie man sie in Handschellen abführte. Ihr Name würde in der Zeitung stehen, in der *Post*, und Stummel, sofern er lesen konnte, würde ihn sehen, und dann hatten sie sie.

Als sie an diesen geschlossenen Türen vorbeischlich, schienen die Strände und die Pinas coladas in unerreichbare Ferne gerückt zu sein. Auch die Tür zu Nummer 22 war geschlossen. Auf einem Schild standen die Namen Edward L. Linney und Dr. Wayne McLatchee. Sie klopfte an.

Der Verwaltungsdirektor war noch arroganter als die Frau am Empfang. Aber schließlich bekam er auch mehr Geld. Er erklärte, sie hätten strikte Besuchsregeln. Ihre Patienten wären sehr kranke und labile Leute, und sie müssten sie schützen. Ihre Ärzte, die besten auf ihrem Gebiet, wären, was Besuche bei ihren Patienten anging, sehr streng. Besuche wären nur samstags und sonntags erlaubt, und auch dann nur für sorgfältig

ausgewählte Personen, gewöhnlich nur Familienangehörige und enge Freunde, die zu den Patienten durften, und das auch nur für eine halbe Stunde. Sie mussten sehr streng sein.

Dies waren sehr empfindliche Leute, und sie konnten auf gar keinen Fall eine Befragung durch einen Reporter verkraften, ganz gleich, wie schwerwiegend die Umstände auch sein mochten.

Mr. Grantham fragte, wann Mr. Linney entlassen werden würde. Absolut vertraulich, erklärte der Verwaltungsdirektor. Vermutlich dann, wenn die Versicherung abgelaufen war, meinte Mr. Grantham, der redete und hinzögerte und halbwegs damit rechnete, jenseits der Doppeltür laute und wütende Stimmen zu hören.

Die Erwähnung der Versicherung machte den Verwaltungsdirektor ziemlich wütend. Mr. Grantham fragte, ob er, der Verwaltungsdirektor, Mr. Linney fragen könnte, ob er Mr. Grantham zwei Fragen beantworten wollte. Das Ganze würde nicht länger als dreißig Sekunden dauern.

Kommt nicht in Frage, erklärte der Verwaltungsdirektor. Sie hatten sehr strenge Regeln.

Eine Stimme antwortete leise, und sie trat in das Zimmer. Der Teppich war dicker, und die Möbel waren aus Holz. Er saß in Jeans und ohne Hemd auf dem Bett, las in einem dicken Roman und sah sehr gut aus.

»Entschuldigen Sie«, sagte sie herzlich, während sie die Tür hinter sich zumachte.

»Kommen Sie herein«, sagte er mit einem sanften Lächeln. Es war seit zwei Tagen das erste nichtmedizinische Gesicht. Ein wunderschönes Gesicht. Er klappte das Buch zu.

Sie trat ans Fußende des Bettes. »Ich bin Sara Jacobs, und ich arbeite an einer Story für die *Washington Post*.«

»Wie sind Sie hereingekommen?« fragte er, offensichtlich erfreut, dass sie bei ihm war.

»Einfach so. Haben Sie im Sommer bei White and Blazeovich gearbeitet?«

»Ja, und im vorigen Sommer auch. Sie haben mir einen Job angeboten, wenn ich mit dem Studium fertig bin. Falls ich es abschlieÙe.«

Sie reichte ihm das Foto. »Kennen Sie diesen Mann?«

Er nahm es und lächelte. »Ja. Er heißt - warten Sie einen Moment. Er arbeitet in der Öl- und Gasabteilung im neunten Stock. Wie heißt er doch gleich?«

Darby hielt den Atem an.

Linney schloss die Augen und versuchte nachzudenken. Er betrachtete das Foto, und dann sagte er: »Morgan. Ich glaube, er heißt Morgan. Ja.«

»Sein Zuname ist Morgan?«

»So ist es. Sein Vorname fällt mir im Moment nicht ein. So etwas wie Charles - nein, das ist es nicht. Ich glaube, er fängt mit C an.«

»Und Sie sind sicher, dass er in der Öl- und Gasabteilung arbeitet?« Sie konnte sich zwar nicht an die genaue Zahl erinnern, aber sie war sicher, dass es bei White and Blazeovich mehr als nur einen Morgan gab.

»Ja.«

»Im neunten Stock?«

»Ja. Ich habe in der Insolvenzenabteilung im achten Stock gearbeitet, und Öl und Gas nimmt die Hälfte des achten und den ganzen neunten Stock ein.«

Er gab ihr das Foto zurück.

»Wann kommen Sie hier heraus?« fragte sie. Es wäre unhöflich, einfach so aus dem Zimmer zu rennen.

»Nächste Woche, hoffe ich. Was hat dieser Mann getan?«

»Nichts. Wir müssen nur mit ihm reden.« Sie wich vom Bett zurück. »Ich muss weiter. Danke. Und viel Glück.«

»War mir ein Vergnügen.«

Sie machte leise die Tür hinter sich zu und eilte auf das Foyer zu. Die Stimme kam von hinten.

»He, Sie! Was tun Sie hier?«

Darby drehte sich um und stand vor einem hochgewachsenen schwarzen Wachmann mit einer Waffe an der Hüfte. Sie sah sehr schuldbewusst aus.

»Was machen Sie hier?« fragte er abermals, während er sie an die Wand drängte.

»Ich habe meinen Bruder besucht«, sagte sie. »Und schreien Sie mich gefälligst nicht an.«

»Wer ist Ihr Bruder?«

Sie deutete mit einem Kopfnicken auf seine Tür. »Zimmer 22.«

»Jetzt ist keine Besuchszeit. Sie haben hier nichts zu suchen.«

»Es war wichtig. Und ich gehe ja schon, okay?«

Die Tür von Zimmer 22 ging auf, und Linney schaute heraus.

»Ist das Ihre Schwester?« fragte der Wachmann.

Darby flehte mit den Augen.

»Ja, lassen Sie sie in Ruhe. Sie wollte gerade gehen.«

Sie atmete aus und lächelte Linney an. »Mom kommt am Wochenende.«

»Fein«, sagte Linney leise.

Der Wachmann trat zurück, und Darby rannte fast zu der Doppeltür. Grantham hielt dem Verwaltungsdirektor einen Vortrag über die Kosten des Gesundheitswesens. Sie kam durch die Tür, durchquerte das Foyer und hatte schon fast die Eingangstür erreicht, als der Verwaltungsdirektor sie ansprach.

»Miss! Oh, Miss! Darf ich wissen, wie Sie heißen?«

Darby war zur Tür hinaus und eilte zum Wagen. Grantham verabschiedete sich mit einem Achselzucken von dem Verwaltungsdirektor und verließ das Gebäude. Sie stiegen schnell ein und brausten davon.

»Garcias Nachname ist Morgan. Linney hat ihn sofort erkannt, aber es fiel ihm schwer, sich an den Namen zu erinnern. Der Vorname fängt mit C an.« Sie wühlte sich durch ihre Notizen aus dem Martindale-Hubbell. »Er hat gesagt, er arbeitet in der Öl- und Gasabteilung im neunten Stock.«

Grantham fuhr, so schnell er konnte. »Öl und Gas!«

»Das hat er gesagt.« Sie hatte es gefunden. »Curtis D. Morgan, Öl- und Gasabteilung, neunundzwanzig Jahre alt. Es gibt noch einen weiteren Morgan in der Prozessabteilung, aber der ist Partner und einundfünfzig.«

»Garcia ist Curtis Morgan«, sagte Gray erleichtert. Er sah auf die Uhr. »Es ist viertel vor vier. Wir müssen uns beeilen.«

»Ich kann es kaum erwarten.«

Rupert entdeckte sie, als sie von der Auffahrt des Parklans abbogen. Er fuhr wie ein Wilder, nur um sie nicht aus den Augen zu verlieren, dann gab er über Funk Bescheid.

SIEBENUNDDREISSIG

Matthew Barr hatte noch nie in einem Rennboot gesessen, und nach fünf Stunden knochenzermürender Fahrt übers Meer war er völlig durchgeweicht und hatte überall Schmerzen. Sein Körper war taub, und als er Land sah, sprach er ein Gebet, das erste seit Jahrzehnten. Dann fuhr er fort, Fletcher Coal alle Übel der Welt an den Hals zu wünschen.

Sie gingen in einem kleinen Jachthafen in der Nähe einer Stadt an Land, von der er glaubte, dass es Freeport war. Als sie Florida verließen, hatte der Kapitän irgend etwas über Freeport zu einem Mann gesagt, der Larry genannt wurde. Sonst war während der ganzen Fahrt kein Wort gesprochen worden. Welche Rolle Larry bei dieser Strapaze spielte, war ihm nicht klar. Er war mindestens einsfüfundneunzig groß und hatte einen gewaltigen Stiernacken, und er tat nichts, als Barr zu beobachten, was ihn anfangs nicht weiter störte, nach fünf Stunden aber ausgesprochen lästig war.

Sie standen steif auf, als das Boot festmachte. Larry stieg als erster aus und bedeutete Barr, ihm zu folgen. Ein weiterer großer und massiger Mann kam auf den Anleger zu, und die beiden eskortierten Barr gemeinsam zu einem wartenden Transporter.

An diesem Punkt hätte Barr seinen neuen Freunden nur zu gern Lebewohl gesagt und wäre einfach in Richtung Freeport verschwunden, um dort in die nächste Maschine nach Washington zu steigen und auf Coal einzuschlagen, sobald er seiner habhaft wurde. Aber er musste cool bleiben. Sie würden es nicht wagen, ihm etwas anzutun.

Der Transporter hielt nur Augenblicke später auf einem kleinen Flugplatz, und Barr wurde zu einem schwarzen Lear Jet

es Eskortiert. Er bewunderte die Maschine kurz, bevor er Larry die Treppe hinauf folgte. Er war cool und entspannt; es war nur ein Job wie andere auch. Schließlich war er früher einmal einer der besten CIA-Agenten in Europa gewesen. Er war ein ehemaliger Marineinfanterist. Er konnte selbst auf sich aufpassen.

In der Kabine saß er allein. Die Fenster waren verhängt, und das ärgerte ihn. Aber er verstand es. Mr. Mattiece legte Wert auf Ungestörtheit, und dafür hatte Barr volles Verständnis. Larry und der andere Schwergewichtler hatten sich im vorderen Teil der Kabine niedergelassen, blätterten in Zeitschriften und ignorierten ihn.

Eine halbe Stunde nach dem Start ging der Jet wieder herunter, und Larry trat neben ihn.

»Legen Sie das an«, befahl er und gab ihm ein dickes Tuch zum Verbinden der Augen. An diesem Punkt wäre ein Anfänger in Panik geraten. Ein Amateur hätte angefangen, Fragen zu stellen. Aber Barr waren schon früher die Augen verbunden worden, und obwohl er, was seinen Auftrag anging, schwere Bedenken hatte, nahm er gelassen das Tuch entgegen und verband sich die Augen.

Der Mann, der ihm die Binde abnahm, stellte sich als Emil, Assistent von Mr. Mattiece, vor. Er war ein kleiner, drahtiger Mann mit dunklem Haar und einem kleinen Schnurrbart auf der Oberlippe. Er ließ sich einen Meter entfernt auf einem Stuhl nieder und zündete sich eine Zigarette an.

»Unsere Leute haben uns gesagt, dass Sie legitimiert sind, gewissermaßen«, sagte er mit einem freundlichen Lächeln. Barr sah sich in dem Zimmer um. Es hatte keine Wände, nur aus vielen kleinen Scheiben zusammengesetzte Fenster. Die Sonne war grell und stach ihm in die Augen. Draußen umgab ein üppiger Garten eine Reihe von Springbrunnen und Pools. Sie befanden sich im hinteren Teil eines sehr großen Hauses.

»Ich bin im Auftrag des Präsidenten hier«, sagte Barr.

»Wir glauben Ihnen.« Emil nickte. Er war ganz offensichtlich ein Cajún.

»Darf ich fragen, wer Sie sind?« sagte Barr.

»Ich bin Emil, das reicht. Mr. Mattiece fühlt sich nicht wohl. Vielleicht sollten Sie Ihre Botschaft mir ausrichten.«

»Ich habe Anweisung, mit ihm selbst zu sprechen.«

»Anweisung von Mr. Coal, nehme ich an.« Emil hörte keine Sekunde auf zu lächeln.

»So ist es.«

»Ich verstehe. Mr. Mattiece zieht es vor, Sie nicht zu empfangen. Er möchte, dass Sie mit mir reden.«

Barr schüttelte den Kopf. Falls es hart auf hart gehen sollte, wenn ihm die Dinge aus der Hand glitten, dann würde er mit Emil reden, wenn es unbedingt sein musste. Aber fürs erste gedachte er, fest zu bleiben.

»Ich bin nicht befugt, mit irgend jemandem außer Mr. Mattiece zu reden«, erklärte Barr.

Das Lächeln verschwand fast völlig. Emil deutete über die Pools und Springbrunnen hinweg auf ein großes, pavillonähnliches Gebäude mit Fenstern vom Boden bis zur Decke, das umgeben war von Reihen säuberlich beschnittener Sträucher und Blumen. »Mr. Mattiece ist in seinem Pavillon. Folgen Sie mir.«

Sie verließen das Sonnenzimmer und gingen langsam um einen flachen Pool herum. Barr hatte einen dicken Knoten im Bauch, aber er folgte seinem kleinen Freund, als wäre dies nichts als ein weiterer Tag im Büro. Von irgendwoher kam das Plätschern fallenden Wassers. Zu dem Pavillon führte ein schmaler Steg. Sie blieben vor der Tür stehen.

»Ziehen Sie bitte die Schuhe aus«, sagte Emil mit einem Lächeln. Emil war barfuss. Barr zog die Schuhe aus und stellte

sie neben die Tür.

»Treten Sie nicht auf die Handtücher«, sagte Emil ernst.

Die Handtücher?

Emil öffnete die Tür für Barr, der allein eintrat. Der Raum war kreisrund und hatte einen Durchmesser von ungefähr fünfzehn Metern. Darin standen drei Sessel und eine Couch, alle mit weißen Laken abgedeckt. Dicke Frotteehandtücher lagen auf dem Fußboden und bildeten kleine Pfade durch den Raum. Die Sonne schien grell durch Oberlichter. Eine Tür ging auf, und Mr. Mattiece kam aus einem kleinen Nebenzimmer.

Barr erstarrte und glotzte den Mann an. Er war dürr und hager, mit langem grauem Haar und einem schmutzigen Bart. Er hatte nichts an außer einer weißen Turnhose und wanderte über die Handtücher, ohne Barr anzusehen.

»Setzen Sie sich dorthin«, sagte er und deutete auf einen Sessel. »Treten Sie nicht auf die Handtücher.«

Barr vermied die Handtücher und setzte sich. Mattiece drehte ihm den Rücken zu und schaute aus dem Fenster. Seine Haut war lederig und dunkel bronzefarben. Seine nackten Füße waren von hässlichen Adern durchzogen. Die Zehennägel waren lang und gelb. Er war völlig verrückt.

»Was wollen Sie?« fragte er, zum Fenster gewandt.

»Der Präsident schickt mich.«

»Tut er nicht. Fletcher Coal hat Sie geschickt. Der Präsident weiß überhaupt nicht, dass Sie hier sind.«

Vielleicht war er doch nicht verrückt. Er sprach, ohne einen Muskel in seinem Körper zu bewegen.

»Fletcher Coal ist der Stabschef des Präsidenten. Er hat mich geschickt.«

»Ich weiß Bescheid über Coal. Und ich weiß Bescheid über Sie. Und über Ihre kleine Organisation. Also, was wollen Sie?«

»Information.«

»Halten Sie mich nicht zum Narren. Was wollen Sie?«

»Haben Sie die Pelikan-Akte gelesen?« fragte Barr.

Der dürre Körper bewegte sich nicht. »Haben Sie sie gelesen?«

»Ja«, erwiderte Barr schnell.

»Glauben Sie, dass stimmt, was darin steht?«

»Es könnte sein. Deshalb bin ich hier.«

»Weshalb macht sich Mr. Coal wegen dieser Akte so viele Gedanken?«

»Weil zwei Reporter Wind davon bekommen haben. Und wenn es stimmt, dann müssen wir es sofort wissen.«

»Wer sind diese Reporter?«

»Gray Grantham von der *Washington Post*. Er hat als erster davon erfahren. Er weiß mehr als alle anderen, und er versucht, noch mehr herauszubekommen. Mr. Coal glaubt, dass er im Begriff ist, etwas zu veröffentlichen.«

»Den können wir aus dem Weg räumen«, sagte Mattiece zu den Fenstern. »Wer ist der andere?«

»Rifkin von der *Times*.«

Mattiece hatte sich noch immer nicht bewegt. Barr ließ den Blick über die Laken und die Handtücher schweifen. Ja, er musste verrückt sein. Der Raum war sterilisiert und roch nach Franzbranntwein. Vielleicht war er krank.

»Glaubt Mr. Coal, dass stimmt, was darin steht?«

»Ich weiß es nicht. Er macht sich große Sorgen. Deshalb bin ich hier, Mr. Mattiece. Wir müssen es wissen.«

»Was ist, wenn es stimmt?«

»Dann haben wir Probleme.«

Endlich bewegte sich Mattiece. Er verlagerte sein Gewicht auf das rechte Bein und verschränkte die Arme vor der schmalen Brust. Aber seine Augen bewegten sich nicht. In der Ferne gab

es Sanddünen und Strandhafer, aber nicht das Meer.

»Wissen Sie, was ich glaube?« sagte er leise.

»Was?«

»Ich glaube, Coal ist das Problem. Er hat die Akte zu vielen Leuten gegeben. Er hat sie der CIA gegeben. Er hat zugelassen, dass Sie sie lesen. Das gefällt mir ganz und gar nicht.«

Darauf fiel Barr keine Erwiderung ein. Es war lächerlich, davon auszugehen, dass Coal das Dossier verbreiten wollte. Das Problem sind Sie, Mr. Mattiece. Sie haben die Richter ermordet. Sie sind in Panik geraten und haben Callahan umgebracht. Sie sind der gierige Mistkerl, der nicht bereit war, sich mit lumpigen fünfzig Millionen zufriedenzugeben.

Mattiece drehte sich langsam um und sah Barr an. Die Augen waren dunkel und rot. Er hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Foto, auf dem er mit dem Vizepräsidenten zu sehen war, aber das lag sieben Jahre zurück. In den letzten sieben Jahren war er um zwanzig Jahre gealtert, und vielleicht hatte er irgendwann in dieser Zeit die Grenze des Irrsinns überschritten.

»Das ist die Schuld von euch Clowns in Washington«, sagte er, jetzt etwas lauter.

Barr konnte ihn nicht ansehen. »Stimmt es, Mr. Mattiece? Das ist alles, was ich wissen möchte.«

Hinter Barr wurde lautlos eine Tür geöffnet. Larry, in Socken und den Handtüchern ausweichend, schob sich zwei Schritte vor und blieb dann stehen.

Mattiece ging auf den Handtüchern zu einer Glastür und öffnete sie. Er schaute hinaus und sagte leise: »Natürlich stimmt es.« Er trat durch die Tür und machte sie langsam hinter sich zu. Barr sah zu, wie der Irre auf einem Pfad, der zu den Dünen führte, davon schlurfte.

Was nun? dachte er. Vielleicht würde Emil kommen und ihn abholen. Vielleicht.

Larry näherte sich mit einem Seil, und Barr hörte und spürte nichts, bevor es zu spät war. Mattiece wollte kein Blut in seinem Pavillon, also brach Larry ihm einfach das Genick und presste seinen Hals zusammen, bis es vorüber war.

ACHTUNDDREISSIG

Der Schlachtplan sah vor, dass sie an diesem Punkt ihrer Suche in diesem Fahrstuhl zu stehen hatte, aber wie sie es sah, waren so viele unerwartete Ereignisse eingetreten, dass eine Änderung des Schlachtplans angezeigt gewesen wäre. Er war nicht dieser Meinung. Es hatte eine eingehende Debatte über diese Fahrt im Fahrstuhl gegeben, und nun stand sie darin. Er hatte recht: es war der kürzeste Weg zu Curtis Morgan. Und sie hatte auch recht: es war ein gefährlicher Weg zu Curtis Morgan. Aber die anderen Wege waren nicht weniger gefährlich. Der ganze Schlachtplan war mörderisch.

Sie trug ihr einziges Kleid und ihre einzigen Schuhe mit hohen Absätzen. Gray sagte, sie sähe sehr gut aus, aber das war zu erwarten gewesen. Der Fahrstuhl hielt im neunten Stock, und als sie heraustrat, hatte sie Magenkrämpfe und konnte kaum atmen.

Zum Empfang musste sie ein elegantes Foyer durchqueren. An der Wand prangte in großen, dicken Messingbuchstaben der Name WHITE AND BLAZEVICH. Ihre Knie waren weich, aber sie schaffte es bis zu der Frau am Empfang, die freundlich lächelte. Es war zehn vor fünf.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte sie. Dem Namensschild zufolge hieß sie Peggy Young.

»Ja«, brachte Darby nach einem Räuspern heraus. »Ich bin um fünf Uhr mit Curtis Morgan verabredet. Mein Name ist Dorothy Blythe.«

Die Frau war fassungslos. Ihr Unterkiefer sackte herab, und sie starrte Darby, jetzt Dorothy, an. Sie konnte nicht sprechen.

Darby blieb das Herz stehen. »Fehlt Ihnen etwas?«

»Äh - nein. Entschuldigung. Einen Augenblick bitte.« Peggy Young stand schnell auf und verschwand.

Hau ab! Dir Herz dröhnte wie eine Trommel. Hau ab! Sie versuchte, ihre Atmung zu kontrollieren, aber sie musste gegen Hyperventilation ankämpfen. Ihre Beine fühlten sich an, als wären sie aus Gummi. Hau ab!

Sie sah sich um, versuchte, so gelassen zu wirken, als wäre sie nichts als eine Mandantin, die auf ihren Anwalt wartet. Bestimmt würde man sie nicht hier im Foyer einer Anwaltskanzlei niederschießen.

Er kam zuerst, gefolgt von der Empfangsdame. Er war ungefähr fünfzig, mit buschigem grauen Haar und grässlich finsterer Miene. »Hi«, sagte er, aber nur, weil er es musste. »Ich bin Jarreld Schwabe, ein Partner hier. Sie sagen, Sie hätten eine Verabredung mit Curtis Morgan?«

Bleib dabei. »Ja. Um fünf. Gibt es ein Problem?«

»Und Ihr Name ist Dorothy Blythe?«

Ja, aber Sie können mich Dot nennen. »Ja, das habe ich bereits gesagt. Was ist los?« Sie hörte sich an, als wäre sie echt verärgert.

Er rückte näher an sie heran. »Wann haben Sie die Verabredung getroffen?«

»Ich weiß es nicht mehr so genau. Vor ungefähr zwei Wochen. Ich habe Curtis auf einer Party in Georgetown kennengelernt. Er hat mir erzählt, dass er Öl- und Gas-Anwalt ist, und zufällig brauche ich einen solchen Anwalt. Deshalb rief ich hier an und vereinbarte eine Zusammenkunft. Und nun sagen Sie mir bitte, was hier vorgeht?« Sie war erstaunt, wie gut diese Worte aus ihrem trockenen Mund herauskamen.

»Wozu brauchen Sie einen Öl- und Gas-Anwalt?«

»Ich glaube nicht, dass Sie das etwas angeht«, sagte sie, und es klang ziemlich bissig.

Die Fahrstuhltür ging auf, und ein Mann in einem billigen Anzug kam rasch herbei, um dem Gespräch folgen zu können.

Darby warf ihm einen finsternen Blick zu. Ihre Beine konnten jede Sekunde ihren Dienst versagen.

Schwabe war unerbittlich. »In unseren Unterlagen steht nichts von einer solchen Verabredung.«

»Dann feuern Sie die Sekretärin, die den Terminkalender führt. Werden bei Ihnen alle neuen Mandanten auf diese Art empfangen?« Oh, sie war empört, aber Schwabe ließ nicht locker.

»Sie können Curtis Morgan nicht sehen«, sagte er.

»Und weshalb nicht?« wollte sie wissen.

»Er ist tot.«

Ihre Knie waren butterweich und im Begriff nachzugeben. Ein heftiger Schmerz schoss durch ihren Magen. Aber, dachte sie schnell, es war völlig in Ordnung, wenn sie schockiert wirkte. Schließlich hätte er ihr neuer Anwalt sein sollen.

»Das tut mir leid. Weshalb hat mich niemand angerufen?«

Schwabe war noch immer argwöhnisch. »Wie ich schon sagte, haben wir keine Unterlagen über eine Dorothy Blythe.«

»Was ist mit ihm passiert?« fragte sie fassungslos.

»Er wurde vor einer Woche überfallen und niedergeschossen. Vermutlich von einem Straßenräuber.«

Der Mann in dem billigen Anzug kam einen Schritt näher. »Können Sie sich irgendwie ausweisen?«

»Wer zum Teufel sind Sie?« fuhr sie ihn laut an.

»Er gehört zum Sicherheitsdienst«, sagte Schwabe.

»Was gibt es hier zu sichern?« fragte sie sogar noch lauter. »Ist das hier eine Anwaltskanzlei oder ein Gefängnis?«

Der Partner sah den Mann in dem billigen Anzug an, und es war offensichtlich, dass keiner von beiden so recht wusste, was

er in dieser Situation tun sollte. Sie sah sehr gut aus, sie hatten sie verärgert, und ihre Geschichte klang irgendwie glaubhaft. Sie entspannten sich ein wenig.

»Vielleicht sollten Sie lieber gehen, Ms. Blythe«, sagte Schwabe.

»Mit Vergnügen!«

Der Wachmann wollte ihr helfen. »Hier entlang«, sagte er.

Sie schob ihn beiseite. »Wenn Sie mich anrühren, wird morgen früh meine erste Handlung darin bestehen, dass ich Sie verklage. Gehen Sie mir aus dem Weg!«

Das erschütterte sie ein wenig. Sie war wütend und schlug um sich. Vielleicht waren sie ein bisschen zu hart.

»Ich begleite Sie hinunter«, sagte der Wachmann.

»Ich finde allein hinaus. Mich wundert nur, dass Sie überhaupt noch Mandanten haben.« Sie bewegte sich rückwärts. Ihr Gesicht war gerötet, aber nicht vor Wut. Es war Angst. »Ich habe Anwälte in vier Staaten und bin noch nie so behandelt worden«, schrie sie sie an. Sie war in der Mitte des Foyers. »Voriges Jahr habe ich eine halbe Million Anwaltskosten bezahlt, und dieses Jahr wird es eine *ganze* Million sein, aber dieser Laden hier wird keinen Cent davon sehen.« Je näher sie dem Fahrstuhl kam, desto lauter schrie sie. Sie sahen ihr nach, bis sich die Fahrstuhltür geschlossen hatte und sie verschwunden war.

Gray wanderte mit dem Telefon in der Hand am Fußende des Bettes herum und wartete auf Smith Keen. Darby hatte sich auf dem Bett ausgestreckt und die Augen geschlossen.

Gray blieb stehen. »Hallo, Smith. Ich möchte, dass Sie ganz schnell etwas überprüfen.«

»Wo sind Sie?« fragte Keen.

»In einem Hotel. Gehen Sie sechs oder sieben Tage zurück.

Ich brauche die Todesanzeige von Curtis D. Morgan.«

»Wer ist das?«

»Garcia.«

»Garcia! Was ist mit Garcia passiert?«

»Er ist offensichtlich tot. Von Straßenräubern erschossen.«

»Daran erinnere ich mich. Wir haben vorige Woche einen Bericht über einen jungen Anwalt gebracht, der ausgeraubt und erschossen wurde.«

»Das muss er gewesen sein. Können Sie für mich nachsehen? Ich brauche den Namen und die Adresse seiner Frau, falls wir sie haben.«

»Wie haben Sie ihn gefunden?«

»Das ist eine lange Geschichte. Wir wollen versuchen, noch heute abend mit seiner Witwe zu sprechen.«

»Garcia ist tot. Mann, das ist gespenstisch.«

»Das ist mehr als gespenstisch. Der Mann hat etwas gewusst, und sie haben ihn um die Ecke gebracht.«

»Und Sie - sind Sie in Sicherheit?«

»Wer weiß?«

»Wo ist die Frau?«

»Hier bei mir.«

»Was ist, wenn sie sein Haus beobachten?«

Daran hatte Gray noch nicht gedacht. »Das Risiko müssen wir eingehen. Ich rufe in einer Viertelstunde wieder an.«

Er stellte das Telefon auf den Fußboden und setzte sich in einen alten Schaukelstuhl. Auf dem Tisch stand warmes Bier, und er nahm einen großen Schluck. Er betrachtete sie. Ein Unterarm bedeckte beide Augen. Sie trug jetzt Jeans und ein Sweatshirt. Das Kleid hatte sie in eine Ecke geworfen, die Schuhe mit den hohen Absätzen von sich geschleudert.

»Sind Sie okay?« fragte er leise.

»Mir geht es wunderbar.«

Sie war ungeheuer schlagfertig, und das gefiel ihm. Natürlich, sie war fast Anwältin, und vermutlich wurde ihnen an der Universität Schlagfertigkeit beigebracht. Er trank Bier und bewunderte die Jeans. Er genoss es, sie anstarren zu können, ohne dabei erwischt zu werden.

»Starren Sie mich an?« fragte sie.

»Ja.«

»Sex ist das letzte, was mich im Moment interessiert.«

»Warum erwähnen Sie es dann?«

»Weil ich das Gefühl habe, dass es Sie nach meinen roten Zehennägeln gelüstet.«

»Stimmt.«

»Ich habe Kopfschmerzen. Hundsgemeine Kopfschmerzen.«

»Die haben Sie sich redlich erarbeitet. Kann ich Ihnen irgend etwas bringen?«

»Ja. Ein Ticket nach Jamaika.«

»Sie können noch heute abend abreisen. Ich bringe Sie gleich jetzt zum Flughafen.«

Sie nahm den Unterarm von den Augen und massierte ihre Schläfen. »Tut mir leid, dass ich geweint habe.«

Er leerte die Bierdose mit einem langen Zug. »Sie haben sich das Recht dazu verdient.« Ihr Gesicht war tränenüberströmt gewesen, als sie aus dem Fahrstuhl trat. Er wartete auf sie wie ein werdender Vater, nur dass er eine .38er in der Tasche hatte, eine .38er, von der sie nichts wusste.

»Nun, was halten Sie von der Arbeit eines recherchierenden Reporters?« fragte er.

»Ich würde lieber Schweine schlachten.«

»Nun, ehrlich gesagt, nicht jeder Tag ist so ereignisreich. An manchen Tagen sitze ich nur an meinem Schreibtisch und rufe

Hunderte von Bürokraten an, die mir alle nichts sagen.«

»Hört sich großartig an. Lassen Sie uns das morgen tun.«

Er streifte seine Schuhe ab und legte die Füße aufs Bett. Sie schloss die Augen und atmete tief. Minuten vergingen ohne ein weiteres Wort.

»Haben Sie gewusst, dass man Louisiana den Pelikan-Staat nennt?« fragte sie mit geschlossenen Augen.

»Nein, das habe ich nicht gewusst.«

»Im Grunde ist es eine Schande, weil die Braunpelikane Anfang der 60er Jahre praktisch ausgerottet wurden.«

»Was passierte mit ihnen?«

»Pestizide. Sie fressen nur Fische, und die Fische leben in Flusswasser voll von Pestiziden. Der Regen spült die Pestizide vom Land in kleine Bäche, und von dort gelangen sie in größere Flüsse und schließlich in den Mississippi. Wenn dann die Pelikane in Louisiana die Fische fressen, sind sie voll von DDT und anderen Chemikalien, die sich im Fettgewebe der Vögel ablagern. Das führt nur selten sofort zu ihrem Tod. Aber in Stresszeiten, zum Beispiel bei Nahrungsknappheit oder schlechtem Wetter, sind die Pelikane und Adler und Kormorane gezwungen, auf ihre Reserven zurückzugreifen. Dabei werden sie buchstäblich von ihrem eigenen Fett vergiftet. Wenn sie nicht daran sterben, sind sie in der Regel unfähig, sich fortzupflanzen. Die Schalen ihrer Eier sind so dünn und empfindlich, dass sie beim Bebrüten zerbrechen. Haben Sie das gewusst?«

»Woher sollte ich das wissen?«

»Ende der sechziger Jahre hat man in Louisiana damit begonnen, Braunpelikane aus Südflorida anzusiedeln, und im Lauf der Jahre hat sich die Population langsam wieder vergrößert. Aber die Vögel sind nach wie vor stark gefährdet. Vor vierzig Jahren gab es Tausende von ihnen. Die

Zypressensümpfe, die Mattiece vernichten möchte, sind die Heimat von nur ein paar Dutzend Pelikanen.«

Gray dachte über diese Dinge nach. Sie schwieg lange Zeit.

»Welchen Tag haben wir heute?« fragte sie schließlich, ohne die Augen zu öffnen.

»Montag.«

»Heute vor einer Woche habe ich New Orleans verlassen. Heute vor zwei Wochen haben Thomas und Verheek zusammen gegessen. Und das war der schicksalsträchtige Moment, in dem das Pelikan-Dossier weitergegeben wurde.«

»Morgen ist es drei Wochen her, dass Rosenberg und Jensen ermordet wurden.«

»Ich war eine unschuldige kleine Jurastudentin, die sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmerte und ein wundervolles Verhältnis mit ihrem Professor hatte. Aber diese Zeiten sind vermutlich vorbei.«

Mit dem Studium und dem Professor ist sicherlich Schluss, dachte er. »Wie sehen Ihre weiteren Pläne aus?«

»Ich habe keine. Ich versuche nur, aus dieser verdammten Sache herauszukommen und am Leben zu bleiben. Ich werde irgendwohin verschwinden und mich ein paar Monate verstecken, vielleicht auch ein paar Jahre. Ich habe genug Geld, um mich längere Zeit über Wasser zu halten. Wenn ich an dem Punkt angelangt bin, an dem ich nicht mehr über die Schulter sehe, falls das jemals wieder der Fall sein sollte, komme ich vielleicht zurück.«

»An die Universität?«

»Ich glaube nicht. Die Juristerei hat ihren Reiz verloren.«

»Weshalb wollten Sie Anwältin werden?«

»Aus Idealismus und wegen des Geldes. Ich dachte, ich könnte die Welt verändern und dafür bezahlt werden.«

»Aber es gibt doch ohnehin schon so verdammt viele

Anwälte. Weshalb strömen all diese intelligenten jungen Leute in die Juristischen Fakultäten?»

»Ganz einfach. Es ist Habgier. Sie wollen BMWs und goldene Kreditkarten. Wenn man an eine gute Universität geht, unter den ersten zehn Prozent abschließt und einen Job bei einer großen Firma bekommt, dann hat man nach ein paar Jahren ein sechsstelliges Gehalt, und von da an geht es ständig aufwärts. Das ist garantiert. Im Alter von fünfunddreißig kann man schon ein Partner sein, der mindestens zweihunderttausend im Jahr einsackt. Manche verdienen noch viel mehr.«

»Und was ist mit den anderen neunzig Prozent?»

»Für die sieht es weniger rosig aus. Sie müssen sich mit dem begnügen, was übrigbleibt.«

»Die meisten Anwälte, die ich kenne, hassen ihren Beruf. Sie würden lieber etwas anderes tun.«

»Aber sie können nicht ausscheiden, wegen dem Geld. Sogar ein lausiger Anwalt in einer kleinen Kanzlei kann nach zehn Jahren Praxis an die hunderttausend im Jahr verdienen. Vielleicht hassen sie ihren Beruf, aber wo sonst könnten sie so viel Geld scheffeln?»

»Ich verabscheue Anwälte.«

»Und vermutlich glauben Sie, dass Reporter angebetet werden.«

Gutes Argument. Gray sah auf die Uhr, dann griff er zum Telefon. Er wählte Keens Nummer. Keen las ihm die Todesanzeige vor und die *Post-Story* über den sinnlosen Straßenmord an dem jungen Anwalt. Gray machte sich Notizen.

»Noch ein paar Dinge«, sagte Keen. »Feldman macht sich große Sorgen um Ihre Sicherheit. Er hat damit gerechnet, heute in seinem Büro von Ihnen informiert zu werden, und war stocksauer, weil er nichts von Ihnen gehört hat. Sehen Sie zu, dass Sie ihm morgen vormittag Bericht erstatten. Verstanden?»

»Ich werde es versuchen.«

»Versuchen reicht nicht, Gray. Wir sind alle sehr nervös.«

»Die *Times* ist uns auf den Fersen, stimmt's?«

»Es ist nicht die *Times*, die mir im Augenblick Sorgen macht. Ich mache mir wesentlich mehr Sorgen um Sie und die Frau.«

»Uns geht's gut. Es ist alles in bester Ordnung. Was haben Sie sonst noch?«

»In den letzten beiden Stunden sind drei Anrufe für Sie eingegangen, von einem Mann namens Cleve. Sagt, er wäre Polizist. Kennen Sie ihn?«

»Ja.«

»Nun, er möchte Sie heute abend sprechen. Sagt, es wäre dringend.«

»Ich rufe ihn nachher an.«

»Okay. Aber seien Sie vorsichtig. Wir sind noch bis spät abends hier, also melden Sie sich.«

Gray legte auf und betrachtete seine Notizen. Es war kurz vor sieben. »Ich fahre zu Mrs. Morgan. Und ich möchte, dass Sie hier bleiben.«

Sie setzte sich auf und legte die Arme um die Knie. »Ich möchte mitkommen.«

»Was ist, wenn sie das Haus beobachten?« fragte er.

»Weshalb sollten sie das Haus beobachten? Er ist tot.«

»Vielleicht sind sie jetzt argwöhnisch, weil heute eine mysteriöse Mandantin aufgetaucht ist und nach ihm gefragt hat. Obwohl er tot ist, erregt er Aufmerksamkeit.«

Sie dachte eine Minute darüber nach. »Nein. Ich komme mit.«

»Es ist zu riskant, Darby.«

»Kommen Sie mir nicht mit Risiken. Ich habe zwölf Tage in den Minenfeldern überlebt. Das hier ist ein Kinderspiel.«

Er wartete an der Tür auf sie. »Übrigens, wo soll ich heute

übernachten?«

»Im Jefferson Hotel.«

»Haben Sie die Telefonnummer?«

»Was dachten Sie denn?«

»Dumme Frage.«

Der Privatjet mit Edwin Sneller an Bord landete ein paar Minuten nach sieben auf dem National Airport in Washington. Er war froh gewesen, New York verlassen zu können. Er hatte sechs Tage dort verbracht und ausschließlich in seiner Suite im Plaza Hotel herumgesessen. Fast eine Woche lang hatten seine Männer Hotels überprüft, Flughäfen beobachtet und auf den Straßen patrouilliert, und sie wussten verdammt gut, dass sie nur ihre Zeit vergeudeten. Aber Befehl war Befehl. Sie waren angewiesen worden, zu bleiben, bis sich irgend etwas tat und sie woanders weitermachen konnten. Der Versuch, die Frau in Manhattan zu finden, war absurd, aber sie mussten in der Nähe bleiben für den Fall, dass sie einen Fehler machte wie einen Telefonanruf oder eine Kreditkarten-Transaktion, durch die man ihr auf die Spur kommen konnte. Dann wurden sie gebraucht.

Sie hatte keinen Fehler gemacht bis halb drei an diesem Nachmittag, als sie Geld brauchte und zur Bank ging. Sie wussten, dass dies passieren würde, zumal wenn sie vorhatte, das Land zu verlassen, und davor zurückscheute, Plastikgeld zu benutzen. Irgendwann würde sie Geld brauchen, und es musste überwiesen werden - ihre Bank war in New Orleans und sie nicht. Snellers Auftraggeber gehörten acht Prozent der Bank, nicht gerade viel, aber ein hübscher Zwölf-Millionen-Dollar-Anteil, mit dem sich einiges bewirken ließ. Kurz nach drei hatte er einen Anruf aus Freeport erhalten.

Sie hatten nicht damit gerechnet, dass sie in Washington sein würde. Sie war eine schlaue Person, die vor Schwierigkeiten davonlief, nicht mitten hinein. Und sie hatten schon gar nicht

damit gerechnet, dass sie sich mit dem Reporter zusammentun würde. Auf die Idee waren sie nicht gekommen, aber jetzt kam es ihnen logisch vor. Und das war schlimmer als nur bedenklich.

Fünftehtausend wanderten von ihrem Konto auf seines, und schon war Sneller wieder im Geschäft. Er hatte zwei Männer bei sich. Ein weiterer Privatjet war von Miami aus unterwegs. Er hatte sofort ein Dutzend Männer angefordert. Es würde ein schneller Job sein oder überhaupt keiner. Sie durften keine Sekunde verlieren.

Sneller hatte keine großen Hoffnungen. Mit Khamel im Team war offensichtlich alles möglich gewesen. Er hatte Rosenberg und Jensen sauber umgebracht und war dann verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen. Jetzt war er tot, in den Kopf geschossen wegen einer kleinen Jurastudentin.

Das Haus der Morgans lag in einem hübschen Vorort in Alexandria. Hier wohnten nur junge, wohlhabende Leute, und vor jedem Haus standen Fahrräder und Dreiräder.

Drei Wagen parkten in der Auffahrt. Einer davon hatte Ohio-Kennzeichen. Gray läutete und beobachtete die Straße. Nichts Verdächtiges.

Ein älterer Mann machte die Tür einen Spaltbreit auf. »Ja?« sagte er leise.

»Ich bin Gray Grantham von der *Washington Post*, und dies ist meine Assistentin Sara Jacobs.« Darby zwang sich zu einem Lächeln. »Wir hätten gern mit Mrs. Morgan gesprochen.«

»Ich glaube nicht, dass sich das machen lässt.«

»Bitte. Es ist sehr wichtig.«

Er musterte sie eingehend. »Warten Sie einen Moment.« Er schloss die Tür und verschwand.

Das Haus hatte eine schmale, überdachte hölzerne Veranda. Sie standen im Schatten und konnten von der Straße aus nicht

gesehen werden. Ein Wagen fuhr langsam vorüber.

Er machte die Tür wieder auf. »Ich bin Tom Kupcheck, ihr Vater, und sie möchte mit niemandem reden.«

Gray nickte, als hätte er dafür volles Verständnis. »Es würde keine fünf Minuten dauern, das verspreche ich.«

Er kam auf die Veranda und machte die Tür hinter sich zu. »Sie scheinen schwerhörig zu sein. Ich sagte, sie möchte mit niemandem reden.«

»Ich habe gehört, was Sie sagten, Mr. Kupcheck. Ich weiß, was sie durchgemacht hat, und ich respektiere ihr Privatleben.«

»Seit wann respektiert ihr Reporter irgend jemandes Privatleben?«

Offensichtlich hatte Mr. Kupcheck eine sehr kurze Leitung. Und sie war nahe daran durchzubrennen.

Gray blieb ruhig. Darby wich zurück. Für einen Tag hatte sie genug Wortwechsel gehabt.

»Ihr Mann hat mich vor seinem Tod dreimal angerufen. Ich habe am Telefon mit ihm gesprochen, und ich glaube nicht, dass sein Tod ein Zufall war und dass er von einem Straßenräuber umgebracht wurde.«

»Er ist tot. Meine Tochter ist mit ihren Nerven am Ende. Sie will mit niemandem reden. Und nun verschwinden Sie.«

»Mr. Kupcheck«, sagte Darby eindringlich, »wir haben Grund zu der Annahme, dass Ihr Schwiegersohn Zeuge einer organisierten kriminellen Aktivität war.«

Das machte ihn etwas ruhiger, und er musterte Darby. »Ach, wirklich? Aber ihm können Sie keine Fragen mehr stellen. Und meine Tochter weiß von nichts. Sie hatte einen schlechten Tag und hat Medikamente bekommen. Also gehen Sie bitte.«

»Können wir sie morgen sprechen?« fragte Darby.

»Das bezweifle ich. Rufen Sie vorher an.«

Gray reichte ihm eine Visitenkarte. »Wenn Sie reden möchte, soll sie mich unter der Nummer auf der Rückseite anrufen. Ich wohne zur Zeit in einem Hotel. Ich rufe morgen gegen Mittag wieder an.«

»Tun Sie das. Aber jetzt verschwinden Sie. Sie haben sie schon jetzt aufgeregt.«

»Das tut mir leid«, sagte Gray, während er die Veranda verließ. Mr. Kupcheck öffnete die Tür, beobachtete aber ihr Fortgehen. Gray drehte sich zu ihm um. »War irgendein anderer Reporter bei Ihnen, oder hat jemand angerufen?«

»Einen Tag, nachdem er umgebracht wurde, hat ein ganzer Haufen angerufen. Sie wollten alles mögliche wissen. Unverschämte Bande.«

»Aber keiner in den letzten paar Tagen?«

»Nein. Und jetzt verschwinden Sie endlich.«

»Jemand von der *New York Times*?«

»Nein.« Er trat ins Haus und knallte die Tür zu.

Sie eilten zu dem vier Häuser weiter geparkten Wagen. Auf der Straße herrschte keinerlei Verkehr. Gray fuhr kreuz und quer durch die kurzen Vorortstraßen und bahnte sich im Zickzack seinen Weg aus dem Viertel heraus. Er schaute unablässig in den Rückspiegel, bis er ganz sicher war, dass sie nicht verfolgt wurden.

»Ende der Spur Garcia«, sagte Darby, als sie auf die 395 einbogen und auf die Innenstadt zufuhren.

»Noch nicht. Wir unternehmen morgen noch einen letzten verzweifelten Versuch, und vielleicht können wir dann mit ihr reden.«

»Wenn sie etwas wüsste, hätte sie es ihrem Vater gesagt. Und wenn ihr Vater Bescheid wüsste, wäre er nicht so unkooperativ gewesen. Da ist nichts zu holen, Gray.«

Das leuchtete ein. Sie fuhren ein paar Minuten schweigend

weiter. Die Erschöpfung setzte ein.

»Wir können in einer Viertelstunde am Flughafen sein«, sagte er. »Ich setze Sie dort ab, und in einer halben Stunde können Sie abfliegen. Nehmen Sie die nächste Maschine, ganz gleich wohin. Hauptsache, Sie verschwinden.«

»Ich fliege morgen ab. Ich brauche ein bisschen Ruhe, und ich möchte darüber nachdenken, wo ich hin will. Danke.«

»Fühlen Sie sich sicher?«

»Im Augenblick, ja. Aber das kann sich von einer Sekunde auf die andere ändern.«

»Ich könnte heute nacht in Ihrem Zimmer schlafen. Genau wie in New York.«

»In New York haben Sie nicht in meinem Zimmer geschlafen, sondern auf einer Couch im Wohnzimmer.« Sie lächelte, und das war ein gutes Zeichen.

Er lächelte ebenfalls. »Okay. Dann schlafe ich heute nacht eben im Wohnzimmer.«

»Ich habe kein Wohnzimmer.«

»Und wo kann ich dann schlafen?«

Plötzlich lächelte sie nicht mehr. Sie biss sich auf die Lippe, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Er war zu schnell vorgeprescht. Es war wieder Callahan.

»Ich bin einfach noch nicht so weit.«

»Und wann werden Sie so weit sein?«

»Gray, bitte. Lassen wir das.«

Sie beobachtete den Verkehr vor ihnen und schwieg. »Es tut mir leid«, sagte er.

Langsam ließ sie sich auf den Sitz sinken und legte den Kopf in seinen Schoß. Er rieb sanft ihre Schulter, und sie umklammerte seine Hand.

»Ich habe fürchterliche Angst«, sagte sie leise.

NEUNUNDDREISSIG

Er hatte ihr Zimmer gegen zehn verlassen, nach einer Flasche Wein. Er hatte Mason Paypur angerufen, den Nacht-Polizeireporter der *Post*, und ihn gebeten, sich bei seinen Informanten über den Mord an Morgan zu erkundigen. Es war in der Innenstadt passiert, in einer Gegend, die nicht für Morde berüchtigt war und in der nur gelegentlich jemand überfallen und verprügelt wurde.

Er war müde und mutlos. Und unglücklich, weil sie morgen abreisen würde. Die *Post* schuldete ihm sechs Wochen Urlaub, und er war versucht, sie zu begleiten. Mattiece konnte sein Öl haben. Aber er hatte Angst, dass er nie zurückkommen würde. Das bedeutete für ihn zwar nicht das Ende der Welt, aber ihn störte der Gedanke, dass sie Geld hatte und er nicht. Mit seinem Geld konnten sie ungefähr zwei Monate am Strand entlang wandern und die Sonne genießen, dann würde sie an der Reihe sein. Und, was wichtiger war, sie hatte ihn nicht eingeladen, sie zu begleiten. Sie trauerte. Er konnte ihren Schmerz spüren, wann immer sie Thomas Callahan erwähnte.

Jetzt war er im Jefferson Hotel an der Sechzehnten, nach ihren Anweisungen natürlich. Er rief Cleve zu Hause an.

»Wo stecken Sie?« fragte Cleve verärgert.

»In einem Hotel. Das ist eine lange Geschichte. Was liegt an?«

»Sie haben Sarge krankheitshalber für neunzig Tage beurlaubt.«

»Was fehlt ihm?«

»Nichts. Er sagt, sie wollen ihn für eine Weile aus dem Haus haben. Dort geht es zu wie in einem Bunker. Alle Leute wurden

angewiesen, den Mund zu halten und mit niemandem zu reden. Sie haben eine Heidenangst. Sarge musste heute mittag gehen. Er glaubt, dass Sie in großer Gefahr sind. Er hat in der letzten Woche Ihren Namen tausendmal gehört. Sie sind besessen von Ihnen und davon, wieviel Sie wissen.«

»Wer sind sie?«

»Coal natürlich, und sein Stellvertreter Birchfield. Sie regieren das Weiße Haus wie die Gestapo. Manchmal ist es auch dieser - wie heißt er doch gleich - dieses kleine Frettchen mit der Fliege? Interne Angelegenheiten.«

»Emmitt Waycross.«

»Genau der. Aber in erster Linie sind es Coal und Birchfield, die die Drohungen ausstoßen und die Strategie planen.«

»Was für Drohungen?«

»Niemand im Weißen Haus, der Präsident ausgenommen, darf ohne Coals Zustimmung mit der Presse reden, weder offiziell noch inoffiziell. Das gilt auch für den Pressesprecher. Coal zensiert alles.«

»Das ist ja unglaublich.«

»Sie haben Angst. Und Sarge meint, sie wären gefährlich.«

»Okay. Ich bin untergetaucht.«

»Ich war gestern am späten Abend bei Ihrer Wohnung. Ich wollte, Sie sagten mir Bescheid, bevor Sie verschwinden.«

»Ich melde mich morgen abend wieder.«

»Was fahren Sie?«

»Einen gemieteten viertürigen Pontiac. Sehr sportlich.«

»Ich habe heute nachmittag den Volvo überprüft. Alles in Ordnung.«

»Danke, Cleve.«

»Und Sie sind okay?«

»Ich denke schon. Sagen Sie Sarge, dass es mir gut geht.«

»Rufen Sie mich morgen an. Ich mache mir Sorgen.«

Er schlief vier Stunden und war wach, als das Telefon läutete. Draußen war es dunkel, und das würde es noch mindestens zwei Stunden bleiben. Er betrachtete das Telefon und nahm nach dem fünften Läuten den Hörer ab.

»Hallo?« sagte er argwöhnisch.

»Spreche ich mit Gray Grantham?« Es war eine sehr schüchterne Frauenstimme.

»Ja. Wer sind Sie?«

»Beverly Morgan. Sie waren heute abend hier.«

Gray war auf den Beinen, hellwach, und ließ sich kein Wort entgehen. »Ja. Tut mir leid, dass wir Sie aufgeregt haben.«

»Nein. Mein Vater ist sehr besorgt um mich. Und wütend. Die Reporter waren widerlich, nachdem Curtis umgebracht worden war. Sie riefen von überallher an. Sie wollten alte Fotos von ihm und neue Fotos von mir und dem Kind. Sie riefen zu jeder Tages- und Nachtzeit an. Es war grässlich, und mein Vater hatte es satt. Er hat zwei von ihnen von der Veranda heruntergestoßen.«

»Da haben wir ja Glück gehabt.«

»Ich hoffe, er ist Ihnen nicht zu nahe getreten.«

»Durchaus nicht.«

»Jetzt schläft er, unten auf der Couch. Deshalb kann ich mit Ihnen reden.«

»Weshalb schlafen Sie nicht?« fragte er.

»Ich nehme Tabletten, damit ich schlafen kann, und jetzt bin ich völlig aus dem Rhythmus. Ich habe tagsüber geschlafen und bin in den Nächten herumgewandert.« Es war offensichtlich, dass sie hellwach war und reden wollte.

Gray setzte sich aufs Bett und versuchte, sich zu entspannen. »Ich kann mir vorstellen, was für ein Schock das für Sie

gewesen sein muss.«

»Es dauert mehrere Tage, bis man es begriffen hat. Zuerst ist der Schmerz grauenhaft. Einfach grauenhaft. Ich konnte kein Glied bewegen, ohne dass es wehtat. Ich konnte einfach nicht denken, weil es so ein Schock war und ich es nicht glauben konnte. Irgendwie habe ich die Beisetzung überstanden, und jetzt kommt sie mir vor wie ein böser Traum. Langweilt Sie das?«

»Durchaus nicht.«

»Ich muss von diesen Tabletten loskommen. Ich schlafe so viel, dass ich überhaupt nicht dazu komme, mit erwachsenen Menschen zu reden. Und außerdem hält mein Vater alle Leute von mir fern. Nehmen Sie das auf?«

»Nein. Ich höre Ihnen nur zu.«

»Heute vor einer Woche wurde er umgebracht. Ich dachte, er arbeitete bis in die Nacht hinein, was nicht ungewöhnlich war. Sie haben ihn erschossen und seine Brieftasche mitgenommen, deshalb konnte die Polizei ihn nicht identifizieren. Ich erfuhr aus den Spätnachrichten, dass in der Innenstadt ein junger Anwalt ermordet worden war, und ich wusste, dass es Curtis war. Fragen Sie mich nicht, woher sie wussten, dass er Anwalt war, obwohl sie seinen Namen nicht kannten. Es war merkwürdig, eines dieser unheimlichen kleinen Dinge, die bei einem Mord passieren.«

»Weshalb arbeitete er noch so spät?«

»Er arbeitete achtzig Stunden in der Woche, manchmal noch mehr. White and Blazeovich ist eine Treitmühle. Sie versuchen sieben Jahre lang, die angestellten Anwälte umzubringen, und wenn es ihnen dann nicht gelungen ist, machen sie sie zu Partnern. Curtis hasste die Firma. Er hatte es satt, Anwalt zu sein.«

»Wie lange war er dort?«

»Fünf Jahre. Er verdiente neunzigtausend im Jahr, also nahm er die Schufterei in Kauf.«

»Wissen Sie, dass er mich angerufen hat?«

»Nein. Mein Vater teilte mir mit, dass Sie das gesagt hätten, und ich habe den ganzen Abend darüber nachgedacht. Was hat er gesagt?«

»Seinen Namen hat er mir nie genannt. Er gebrauchte den Namen Garcia. Fragen Sie mich nicht, wie ich herausbekommen habe, wer er in Wirklichkeit war - das würde Stunden dauern. Er sagte, er wüsste möglicherweise etwas über die Morde an den Richtern Rosenberg und Jensen, und er wollte mir sagen, was er wusste.«

»Sein bester Freund in der Grundschule hieß Randy Garcia.«

»Ich hatte den Eindruck, als hätte er im Büro irgend etwas gesehen und als wüsste vielleicht irgendjemand im Büro, dass er es gesehen hatte. Er war sehr nervös und rief immer von Telefonzellen aus an. Wir hatten uns für frühmorgens am vorletzten Samstag verabredet, aber kurz vorher rief er mich an und sagte die Verabredung ab. Er hatte Angst und sagte, er müsse an seine Familie denken. Haben Sie irgend etwas davon gewusst?«

»Nein. Ich wusste, dass er unter Stress stand, aber das war in den letzten fünf Jahren ständig der Fall. Er hat zu Hause nie über das Büro geredet. Er hasste den Laden.«

»Warum hasste er ihn?«

»Er arbeitete für einen Haufen Halsabschneider, einen Haufen Ganoven, die seelenruhig zusahen, wie jemand für einen Dollar verblutete. Sie geben tonnenweise Geld aus für die Fassade der Respektabilität, aber sie sind Abschaum. Curtis war ein Spitzenstudent und konnte sich aussuchen, für wen er arbeiten wollte. Sie waren prächtige Kerle, als sie ihn einstellten, und absolute Ungeheuer, wenn man mit ihnen arbeiten musste. Absolut unmoralisch.«

»Und weshalb ist er dann bei der Firma geblieben?«

»Das Gehalt wurde immer besser. Vor einem Jahr wäre er beinahe gegangen, aber aus dem anderen Job wurde nichts. Er war sehr unglücklich, aber er versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen. Ich glaube, er fühlte sich schuldig, weil er einen solchen Fehler gemacht hatte. Wir hatten eine Art kleine Routine. Wenn er heimkam, fragte ich ihn, wie sein Tag verlaufen wäre. Manchmal war das zehn Uhr abends; dann wusste ich, dass es ein schlimmer Tag gewesen war. Aber er sagte immer, der Tag wäre einträglich gewesen, das war das Wort, einträglich. Und dann sprachen wir über unser Kind. Er wollte nicht über das Büro reden, und ich wollte nichts davon hören.«

Nun ja, so viel über Garcia. Er war tot, und er hatte seiner Frau nichts erzählt. »Wer hat seinen Schreibtisch ausgeräumt?«

»Irgend jemand im Büro. Sie haben das Zeug am Freitag gebracht, alles säuberlich in drei zugeklebte Pappkartons verpackt. Sie können die Sachen gern durchsehen.«

»Nein, besten Dank. Ich bin sicher, dass darin nichts zu finden sein wird. Was für eine Lebensversicherung hatte er?«

Sie schwieg einen Moment. »Sie sind ein kluger Mann, Mr. Grantham. Vor zwei Wochen schloss er eine Versicherung über eine Million Dollar ab, mit doppelter Summe im Falle eines tödlichen Unfalls.«

»Das sind zwei Millionen Dollar.«

»Ja, Sir. Vermutlich haben Sie recht. Es sieht so aus, als hätte er so etwas befürchtet.«

»Ich glaube nicht, dass er von Straßenräubern umgebracht wurde, Mrs. Morgan.«

»Das ist doch unmöglich.« Sie keuchte ein wenig, kämpfte aber dagegen an.

»Hat Ihnen die Polizei viele Fragen gestellt?«

»Nein. Es war einer von den vielen Überfällen in Washington, bei denen der Räuber einen Schritt zu weit ging. Keine große Sache. So etwas passiert alle Tage.«

Seine Lebensversicherung war interessant, aber nutzlos. Gray hatte allmählich genug von Mrs. Morgan und ihrer monotonen Weitschweifigkeit. Sie tat ihm leid, aber sie wusste nichts, es war also Zeit, sich von ihr zu verabschieden.

»Was, meinen Sie, könnte er gewusst haben?« fragte sie.

Das konnte Stunden dauern. »Ich weiß es nicht«, erwiderte Gray und warf einen Blick auf die Uhr. »Er sagte, er wüsste etwas über die Morde, aber mehr wollte er mir nicht verraten. Ich war überzeugt, dass wir uns irgendwo treffen und er dann mit der Sprache herausrücken und mir etwas zeigen würde. Ich habe mich geirrt.«

»Woher sollte er etwas über diese toten Richter wissen?«

»Keine Ahnung. Er hat mich einfach aus heiterem Himmel angerufen.«

»Wenn er Ihnen etwas zeigen wollte - was könnte das gewesen sein?« fragte sie.

Er war der Reporter und damit derjenige, der Fragen stellte. »Ich weiß es wirklich nicht. Er hat nicht einmal eine Andeutung gemacht.«

»Wo würde er so etwas verstecken?« Die Frage war ernst gemeint, aber ärgerlich. Dann begriff er. Sie wollte auf irgend etwas hinaus.

»Auch das weiß ich nicht. Wo hat er wichtige Papiere aufbewahrt?«

»Wir haben ein Schließfach für Urkunden und Testamente und solche Dinge. Über dieses Schließfach wusste ich immer Bescheid. Um alle juristischen Angelegenheiten hat er sich gekümmert, Mr. Grantham. Ich habe das Schließfach vorigen Donnerstag zusammen mit meinem Vater durchgesehen, und es

war nichts Ungewöhnliches darin.«

»Sie haben nicht damit gerechnet, etwas Ungewöhnliches zu finden, nicht wahr?«

»Nein. Und dann, ganz früh am Samstagmorgen, es war noch dunkel, habe ich die Papiere in seinem Schreibtisch im Schlafzimmer durchgesehen. Wir haben so ein antikes Schreibpult, das er für seine privaten Briefe und Papiere benutzte, und dort habe ich etwas gefunden, was ein bisschen ungewöhnlich ist.«

Gray war auf den Beinen, umklammerte den Hörer und starrte fassungslos auf den Boden. Sie hatte um vier Uhr morgens angerufen. Sie hatte zwanzig Minuten belangloses Zeug geredet. Und sie hatte gewartet, bis er nahe daran war, den Hörer aufzulegen, bevor sie die Bombe hochgehen ließ.

»Was ist es?« fragte er so gelassen wie möglich.

»Es ist ein Schlüssel.«

Er hatte einen Klumpen in der Kehle. »Ein Schlüssel wozu?«

»Zu einem anderen Schließfach.«

»Bei welcher Bank?«

»First Columbia. Bei der hatten wir nie ein Konto.«

»Ich verstehe. Und von diesem anderen Schließfach haben Sie nichts gewusst?«

»Nein. Nicht vor Samstagmorgen. Ich habe mich gewundert, tue es immer noch, aber in dem alten Schließfach habe ich alle unsere Papiere gefunden, also hatte ich keine Veranlassung, in diesem Fach nachzusehen. Ich dachte, ich sehe einmal hinein, wenn mir danach zumute ist.«

»Wäre es Ihnen recht, wenn ich das für Sie tun würde?«

»Ich dachte mir, dass Sie das sagen würden. Was ist, wenn Sie dort finden, wonach Sie suchen?«

»Ich weiß nicht, wonach ich suche. Aber falls ich etwas

finden sollte, das er hinterlassen hat, und es ist etwas, das sich als sehr, sagen wir, berichtenswert erweist?«

»Benutzen Sie es.«

»Keine Bedingungen?«

»Nur eine. Wenn es meinen Mann auf irgendeine Weise verunglimpft, dann dürfen Sie es nicht benutzen.«

»Einverstanden. Sie haben mein Wort darauf.«

»Wann wollen Sie den Schlüssel?«

»Haben Sie ihn in der Hand?«

»Ja.«

»Wenn Sie damit auf die Vorderveranda hinausgehen, bin ich in drei Sekunden bei Ihnen.«

Der Privatjet aus Miami hatte nur fünf Männer gebracht, also standen Edwin Sneller nur sieben zur Verfügung. Sieben Männer, keine Zeit und herzlich wenig Ausrüstung. Montagnacht hatte er nicht geschlafen. Seine Hotelsuite war eine kleine Kommandozentrale, in der sie die ganze Nacht hindurch Karten studierten und versuchten, die nächsten vierundzwanzig Stunden zu planen. Ein paar Dinge standen fest. Grantham hatte eine Wohnung, war aber nicht darin. Er hatte einen Wagen, den er nicht benutzte. Er arbeitete bei der *Post*, und die lag an der Fünfzehnten Straße. White und Blazeovich residierten in einem Gebäude an der Zehnten. Morgans Witwe wohnte in Alexandria. Davon abgesehen suchten sie nach zwei Leuten unter drei Millionen.

Die Leute, die er brauchte, waren nicht von der Sorte, die man aus der Schlafbaracke holen und ins Gefecht schicken konnte. Sie mussten gefunden und angeheuert werden, und ihm waren bis zum Ende des Tages so viele wie möglich versprochen worden.

Sneller war kein Anfänger im Mordgeschäft, aber das hier

war hoffnungslos. Es war zum Verzweifeln. Der Himmel stürzte ein. Sie würden ihr Bestes tun unter den gegebenen Umständen, aber Edwin Sneller hatte bereits einen Fuß vor der Hintertür.

Sie ging ihm nicht aus dem Kopf. Sie war Khamel begegnet und mit heiler Haut davongekommen. Sie war Kugeln und Bomben ausgewichen und den Besten in der Branche entschlüpft. Er würde sie gern kennenlernen, nicht, um sie umzubringen, sondern um ihr zu gratulieren. Eine Amateurin, die auf der Flucht war, am Leben blieb und davon erzählen konnte.

Sie würden sich auf das *Post*-Gebäude konzentrieren. Es war der einzige Ort, an den er zurückkommen musste.

VIERZIG

Der Verkehr in der Innenstadt schob sich Stoßstange an Stoßstange voran, und Darby hatte dagegen nichts einzuwenden. Sie hatte es nicht eilig. Die Bank machte um halb zehn auf, und irgendwann gegen sieben, bei Kaffee und nicht angerührten Croissants in ihrem Zimmer, hatte er sie davon überzeugt, dass sie es sein müsste, die den Tresorraum aufsuchte. Es war ihm nicht gelungen, sie völlig zu überzeugen, aber eine Frau sollte es tun, und es waren nicht viele Frauen verfügbar. Beverly Morgan hatte Gray erzählt, dass ihre Hausbank, die First Hamilton, sofort nach Bekanntwerden von Curtis' Tod ihr Schließfach gesperrt hatte, und dass sie nur den Inhalt durchsehen und eine Bestandsaufnahme machen durfte. Ihr wurde auch erlaubt, das Testament zu kopieren, aber das Original wurde wieder in das Fach gelegt und im Tresor eingeschlossen. Das Fach würde erst freigegeben werden, nachdem die Steuerprüfer ihre Arbeit beendet hatten.

Also war die vordringliche Frage, ob die First Columbia wusste, dass er tot war. Die Morgans hatten dort nie ein Konto gehabt. Beverly hatte keine Ahnung, weshalb er sich für sie entschieden hatte. Es war eine riesige Bank mit einer Million Kunden, und sie kamen zu dem Schluss, dass es ziemlich unwahrscheinlich war.

Darby hatte es satt, sich auf Wahrscheinlichkeiten einzulassen. Am Abend zuvor hatte sie eine wundervolle Gelegenheit, in ein Flugzeug zu steigen, vorbeigehen lassen, und nun war sie hier, im Begriff, als Beverly Morgan die First Columbia zu überlisten, damit sie einem toten Mann etwas stehlen konnte. Und was gedachte ihr treuer Begleiter zu tun? Er gedachte sie zu beschützen. Er hatte seine Waffe, die ihr eine

Heidenangst einjagte und auf ihn dieselbe Wirkung hatte, obwohl er es nicht zugab, und er wollte am Eingang den Leibwächter spielen, während sie das Schließfach ausraubte.

»Was ist, wenn sie wissen, dass er tot ist«, fragte sie, »und ich sage, er ist es nicht?«

»Dann versetzen Sie der Person einen Schlag ins Gesicht und rennen davon. Ich warte am Eingang auf Sie. Ich habe eine Waffe, und wir schießen uns unseren Weg frei.«

»Mir ist nicht nach Witzen zumute, Gray. Ich weiß nicht, ob ich das schaffe.«

»Sie schaffen es, okay? Bleiben Sie ganz cool. Seien Sie selbstbewusst. Behandeln Sie sie von oben herab. Das sollte Ihnen eigentlich nicht schwerfallen.«

»Vielen Dank. Und was ist, wenn sie den Sicherheitsdienst rufen? Gegen Sicherheitsdienste habe ich neuerdings eine starke Abneigung.«

»Dann rette ich Sie. Ich komme und stürme durch das Foyer wie ein Einsatzkommando.«

»Wir werden beide dabei umkommen.«

»Ruhig, Darby, ganz ruhig. Es wird funktionieren.«

»Weshalb sind Sie so aufgekratzt?«

»Ich rieche es. Irgend etwas ist in diesem Schließfach, Darby. Und Sie müssen es herausholen. Jetzt hängt alles von Ihnen ab.«

»Danke, dass Sie den Druck mildern.«

Sie waren auf der E Street in der Nähe der Neunten. Gray verlangsamte die Fahrt, dann parkte er in einer Ladezone, zwölf Meter vom Haupteingang der First Columbia entfernt. Er sprang heraus. Darby verließ den Wagen wesentlich langsamer. Zusammen gingen sie schnell auf die Tür zu. Es war fast zehn Uhr. »Ich warte hier«, sagte er und deutete auf eine Marmorsäule. »Und nun auf in den Kampf.«

»Auf in den Kampf«, murmelte sie und verschwand durch die

Drehtür. Immer war sie es, die den Löwen zum Fraß vorgeworfen wurde. Das Foyer war so groß wie ein Fußballplatz, mit Säulen und Kronleuchtern und imitierten Perserteppichen.

»Schließfächer?« fragte sie eine junge Frau am Informationsschalter. Die Frau deutete in eine Ecke rechts hinten.

»Danke«, sagte sie und strebte in die angegebene Richtung. Links von ihr standen Leute in Viererreihen vor den Schaltern, und rechts von ihr sprachen hundert schwerbeschäftigte Vizepräsidenten in ihre Telefonapparate. Es war die größte Bank in der Stadt, und niemand nahm von ihr Notiz.

Der Tresorraum lag hinter zwei massiven Bronzetüren, die so poliert waren, dass sie beinahe golden aussahen, zweifellos, um den Eindruck absoluter Sicherheit und Uneinnehmbarkeit zu erwecken. Die Türen wurden spaltbreit geöffnet, um einigen Auserwählten Zutritt und Ausgang zu gewähren. Links saß eine wichtig aussehende, ungefähr sechzigjährige Dame hinter einem Schreibtisch, auf dem SCHLIESSFÄCHER zu lesen war. Ihr Name war Virginia Baskin.

Virginia Baskin musterte Darby, als diese sich ihrem Schreibtisch näherte. Es gab kein Lächeln.

»Ich brauche Zugang zu einem Schließfach«, sagte Darby, ohne zu atmen. Sie hatte in den letzten zweieinhalb Minuten nicht geatmet.

»Die Nummer bitte«, sagte Ms. Baskin. Sie tippte etwas ein und richtete den Blick auf den Monitor.

»F 566.«

Sie gab die Nummer ein und wartete darauf, dass die Worte auf dem Bildschirm erschienen. Sie runzelte die Stirn und brachte das Gesicht dicht an den Monitor heran. Hau ab! dachte Darby. Sie runzelte die Stirn noch stärker und kratzte sich am Kinn. Hau ab, bevor sie zum Hörer greift und den

Sicherheitsdienst ruft. Verschwinde, bevor Alarm gegeben wird und mein idiotischer Begleiter durch das Foyer stürmt.

Ms. Baskin zog ihren Kopf vom Monitor zurück. »Das wurde erst vor zwei Wochen gemietet«, sagte sie fast zu sich selbst.

»Richtig«, sagte Darby, als hätte sie es gemietet.

»Ich nehme an, Sie sind Mrs. Morgan«, sagte sie, auf der Tastatur tippend.

Machen Sie weiter mit Ihren Annahmen, Lady. »Ja, Beverly Anne Morgan.«

»Und Ihre Adresse?«

»891 Pembroke, Alexandria.«

Sie nickte zum Bildschirm, als könnte er sie sehen und seine Zustimmung geben. »Telefonnummer?«

»703-664-5980.«

Das gefiel Ms. Baskin. Und dem Computer gefiel es auch. »Wer hat dieses Fach gemietet?«

»Mein Mann, Curtis D. Morgan.«

»Und seine Sozialversicherungsnummer?«

Darby öffnete ganz ruhig ihre neue, ziemlich große lederne Schulertasche und holte ihre Brieftasche heraus. Wie viele Frauen kannten schon die Sozialversicherungsnummer ihrer Männer auswendig? Sie öffnete die Brieftasche. »510-96-8686.«

»In Ordnung«, sagte Ms. Baskin, wendete sich von der Tastatur ab und griff in ihren Schreibtisch. »Wie lange wird es dauern?«

»Nur eine Minute.«

Sie legte eine breite Karte auf einem kleinen Clipboard auf den Schreibtisch und deutete darauf. »Bitte unterschreiben Sie hier, Mrs. Morgan.«

Darby unterschrieb nervös in der zweiten Zeile. Die erste Eintragung hatte Mr. Morgan gemacht, als er das Fach mietete.

Ms. Baskin betrachtete die Unterschrift, während Darby den Atem anhielt.

»Haben Sie Ihren Schlüssel?« fragte sie.

»Natürlich«, sagte Darby mit einem freundlichen Lächeln.

Ms. Baskin holte einen kleinen Kasten aus der Schublade und kam um den Schreibtisch herum. »Kommen Sie mit.« Sie gingen durch die Bronzetüren. Der Tresorraum war so groß wie eine Bankfiliale in einer Vorstadt, gebaut wie ein Mausoleum, ein Labyrinth aus Gängen und kleinen Kammern. Zwei uniformierte Männer gingen an ihnen vorbei. Sie passierten vier identische Räume mit Reihen von Schließfächern an den Wänden. F 566 befand sich offensichtlich im fünften Raum, weil Ms. Baskin in ihn hineinging und ihren kleinen schwarzen Kasten öffnete. Darby schaute sich nervös um.

Virginia war ganz geschäftsmäßig. Sie ging zu F 566, das sich in Schulterhöhe befand, und steckte ihren Schlüssel ein. Sie warf Darby einen Blick zu, als wollte sie sagen: »Sie sind dran, Dummchen.« Darby zog den Schlüssel aus ihrer Tasche und steckte ihn neben dem anderen ein. Dann drehte Virginia beide Schlüssel und zog das Fach fünf Zentimeter weit aus seiner Halterung heraus.

Sie deutete auf eine kleine Kabine mit einer hölzernen Falttür. »Gehen Sie damit dort hinein. Wenn Sie fertig sind, schließen Sie das Fach wieder zu und kommen an meinen Schreibtisch.« Noch während sie sprach, wendete sie sich zum Gehen.

»Danke«, sagte Darby. Sie wartete, bis Virginia außer Sichtweite war, dann zog sie das Fach aus der Wand. Es war nicht schwer. Die Vorderseite war fünfzehn mal dreißig Zentimeter groß, und es war fünfundvierzig Zentimeter lang. Oben war es offen, und es lagen zwei Dinge darin: ein dünner brauner Umschlag und eine unbezeichnete Videokassette.

Sie brauchte die Kabine nicht. Sie stopfte den Umschlag und die Kassette in ihre Schulertasche und schob das Fach wieder

an seinen Platz. Sie verließ den Tresorraum.

Virginia hatte gerade die Ecke ihres Schreibtisches umrundet, als Darby hinter ihr herkam. »Ich bin fertig«, sagte sie.

»Das ging aber schnell.«

Verdammt richtig. Alles geht schnell, wenn man vor Nervosität nahezu durchdreht. »Ich habe gefunden, was ich suchte«, sagte sie.

»Wunderbar.« Ms. Baskin war plötzlich eine freundliche Person. »Haben Sie vorige Woche diese grauenvolle Geschichte über diesen Anwalt in der Zeitung gelesen? Sie wissen schon, den, der nicht weit von hier auf der Straße ermordet wurde. Hieß er nicht Curtis Morgan? Mir ist so, als hätte er Curtis Morgan geheißen. Grauenvoll.«

Oh, du blöde Person. »Nein, die habe ich nicht gelesen«, sagte Darby. »Ich war im Ausland. Danke.«

Jetzt waren ihre Schritte durch das Foyer ein wenig schneller. In der Bank herrschte reger Betrieb, und es waren keine Wachmänner in Sicht. Ein Kinderspiel.

Der Revolvermann bewachte die Marmorsäule. Die Drehtür wirbelte sie auf den Gehsteig, und sie war schon fast beim Wagen, als er sie einholte. »Steigen Sie ein!« befahl sie.

»Was haben Sie gefunden?« wollte er wissen.

»Lassen Sie uns erst verschwinden.« Sie riss die Tür auf und sprang hinein. Er startete den Motor, und sie fuhren los.

»Nun reden Sie schon«, sagte er.

»Ich habe das Fach ausgeräumt«, sagte sie. »Ist jemand hinter uns her?«

Er schaute in den Rückspiegel. »Woher zum Teufel soll ich das wissen? Was war drin?«

Sie machte ihre Handtasche auf und zog den Umschlag heraus. Sie öffnete ihn. Gray stieg auf die Bremse, weil er fast auf den vor ihnen fahrenden Wagen aufgeprallt wäre.

»Passen Sie gefälligst auf!«

»Okay, okay. Was ist in dem Umschlag?«

»Ich weiß es nicht! Ich habe es noch nicht gelesen, und wenn Sie mich umbringen, werde ich es niemals lesen können.«

Der Wagen fuhr wieder. Gray holte tief Luft. »Wir sollten aufhören, uns gegenseitig anzuschreien. Wir sollten ganz cool bleiben.«

»Ja. Sie fahren, und ich bleibe cool.«

»Okay. So, sind wir cool?«

»Ja. Entspannen Sie sich. Und passen Sie auf, wo Sie hinfahren. Wohin fahren wir eigentlich?«

»Ich weiß es nicht. Was ist in dem Umschlag?«

Sie zog eine Art Dokument heraus. Sie warf einen Blick auf ihn, und er starrte auf das Dokument. »Passen Sie auf, wo Sie hinfahren.«

»Lesen Sie endlich das verdammte Ding.«

»Bei Ihrer Fahrerei ist mir schlecht geworden. Dabei kann ich nicht lesen.«

»Verdammt! Verdammt! Verdammt!«

»Sie schreien schon wieder.«

Er riss das Lenkrad nach rechts herum und steuerte den Wagen in ein Halteverbot auf der E Street. Hupen ertönten, als er auf die Bremse stieg. Er funkelte sie an.

»Danke«, sagte sie und fing an, laut zu lesen.

Es war eine vierseitige eidliche Versicherung, säuberlich getippt und vor einem Notar beschworen. Sie war auf Freitag datiert, dem Tag vor Garcias letztem Anruf bei Grantham. Unter Eid erklärte Curtis Morgan, dass er in der Öl- und Gasabteilung von White and Blazeovich arbeitete, und zwar seit seinem Eintritt in die Firma fünf Jahre zuvor. Seine Mandanten waren ölsuchende Privatfirmen in vielen Ländern, aber in erster Linie

Amerikaner. Seit er in die Firma eingetreten war, hatte er für einen Mandanten gearbeitet, der in einen gewaltigen Prozess im Süden von Louisiana verstrickt war. Der Mandant war ein Mann namens Victor Mattiece, und Mr. Mattiece, dem er nie begegnet war, den die Seniorpartner von White and Blazeovich jedoch gut kannten, wollte den Prozess unbedingt gewinnen und danach aus den Sumpfgebieten von Terrebonne Parish, Louisiana, Millionen von Barrel Öl herausholen. Außerdem gab es dort Hunderte von Millionen Kubikmetern Erdgas. Der bei White and Blazeovich für diesen Fall zuständige Partner war F. Sims Wakefield, der Victor Mattiece sehr nahe stand und ihn oft auf den Bahamas besuchte.

Sie saßen im Parkverbot, und die hintere Stoßstange des Pontiac ragte gefährlich weit in die rechte Fahrspur hinein, aber sie achteten nicht auf die Wagen, die um sie herum ausscheren mussten. Sie las langsam, und er hörte mit geschlossenen Augen zu.

Weiter: der Prozess war sehr wichtig für White and Blazeovich. Die Firma war an der Verhandlung und der Berufung nicht direkt beteiligt, aber alles ging über Wakefields Schreibtisch. Er arbeitete an nichts anderem als dem Pelikan-Fall, wie er genannt wurde. Er verbrachte den größten Teil seiner Zeit am Telefon, wobei er entweder mit Mattiece sprach oder mit einem der hundert an diesem Fall beteiligten Anwälte. Morgan arbeitete pro Woche im Durchschnitt zehn Stunden an dem Fall, aber immer an der Peripherie. Seine Stundenabrechnungen musste er immer Wakefield persönlich aushändigen, und das war ungewöhnlich, weil alle anderen Abrechnungen an die Öl- und Gasbuchhaltung gingen und von dieser den Mandanten angelastet wurden. Im Laufe der Jahre hatte er Gerüchte gehört und war überzeugt, dass Mattiece White and Blazeovich nicht nach dem üblichen Stundensatz bezahlte. Er glaubte, dass die Firma den Fall für einen Anteil am Profit übernommen hatte. Er hatte die Zahl von zehn Prozent des

Nettogewinns der Förderung gehört. So etwas hatte es in der Branche noch nie gegeben.

Bremsen quietschten laut, und sie wappneten sich gegen den Zusammenstoß. Er wurde um Haaresbreite vermieden. »Wir werden hier noch totgefahren«, fuhr Darby ihn an.

Gray schaltete auf Drive und zog das rechte Vorderrad über den Bordstein auf den Gehsteig. Jetzt waren sie aus dem Verkehr heraus. Der Wagen stand schräg an einer verbotenen Stelle mit der vorderen Stoßstange auf dem Gehsteig und der hinteren knapp außerhalb des Verkehrsstroms. »Lesen Sie weiter«, fuhr er sie seinerseits an.

Weiter: am oder um den 28. September herum war Morgan in Wakefields Büro. Er ging hinein mit zwei Akten und einem Stapel von Dokumenten, die nichts mit dem Pelikan-Fall zu tun hatten. Wakefield telefonierte. Wie üblich gingen Sekretärinnen ein und aus. In dem Büro ging es immer sehr hektisch zu. Er stand da und wartete darauf, dass Wakefield sein Gespräch beendete, aber es zog sich in die Länge. Nachdem er fast zehn Minuten gewartet hatte, nahm Morgan seine Akten und Dokumente, die er auf Wakefields mit Papieren übersäten Schreibtisch gelegt hatte, wieder an sich und ging. Er kehrte in sein Büro am anderen Ende des Gebäudes zurück und machte sich an seinem Schreibtisch an die Arbeit. Es war gegen zwei Uhr nachmittags. Als er nach einer Akte griff, fand er unter dem Stapel Dokumente, die er gerade in sein Büro gebracht hatte, ein handschriftliches Memo. Er hatte es versehentlich von Wakefields Schreibtisch mitgenommen. Er stand sofort auf, um es Wakefield zurückzubringen. Dann las er es. Und las es abermals. Er warf einen Blick aufs Telefon. Wakefields Nummer war immer noch besetzt. Eine Kopie des Memos war der Erklärung beigelegt.

»Lesen Sie das Memo vor«, verlangte Gray ungeduldig.

»Ich bin mit der Erklärung noch nicht fertig«, fuhr sie ihn an.

Es hatte keinen Sinn, sich auf eine Diskussion mit ihr einzulassen. Sie war die Juristin, und dies war ein juristisches Dokument, und sie würde es genau so vorlesen, wie sie es für richtig hielt.

Weiter: er war bestürzt über das Memo. Und es jagte ihm entsetzliche Angst ein. Er verließ sein Büro, ging den Flur entlang zum nächsten Xerox und machte eine Kopie. Er kehrte in sein Büro zurück und legte das Original-Memo an die ursprüngliche Stelle unter den Akten auf seinem Schreibtisch. Er würde schwören, dass er es nie gesehen hatte.

Das Memo bestand aus zwei Absätzen, mit der Hand auf firmeninternem White and Blazeovich-Papier geschrieben. Es stammte von M. Velmano, Marty Velmano, einem der Seniorpartner. Es war auf den 28. September datiert, an Wakefield gerichtet und lautete:

Sims:

Mandanten informieren, dass Recherchen abgeschlossen sind - das Gericht wird wesentlich zugänglicher sein, nachdem Rosenberg in den Ruhestand getreten ist. Die zweite Pensionierung ist etwas ungewöhnlich. Einstein ist auf Jensen verfallen, ausgerechnet. Aber der hat natürlich seine eigenen Probleme.

Weiterhin mitteilen, dass der Pelikan, andere Faktoren vorausgesetzt, in vier Jahren hier eintreffen sollte.

Das Memo trug keine Unterschrift.

Gray kicherte und runzelte gleichzeitig die Stirn. Sein Mund stand offen. Sie las schneller.

Weiter: Marty Velmano war ein skrupelloser Hai, der achtzehn Stunden am Tag arbeitete und sich unnütz vorkam, wenn nicht jemand in seiner Umgebung blutete. Er war das Herz und die Seele von White and Blazeovich. Für die Mächtigen in

Washington war er ein zäher Verhandler mit massenhaft Geld. Er dinierte mit Kongressabgeordneten und spielte Golf mit Kabinettsmitgliedern. Das Halsabschneiden betrieb er hinter der Tür seines Büros.

Einstein war der Spitzname von Nathaniel Jones, einem geisteskranken juristischen Genie, das die Firma in seiner eigenen kleinen Bibliothek im sechsten Stock weggeschlossen hatte. Er las jedes Urteil des Obersten Bundesgerichts, der elf Bundes-Berufungsgerichte und der Obersten Gerichte der fünfzig Staaten. Morgan war Einstein nie begegnet. In der Firma bekam ihn nur ganz selten jemand zu Gesicht.

Nachdem er das Memo kopiert hatte, faltete er seine Kopie zusammen und legte sie in eine Schreibtischschublade. Zehn Minuten später stürmte Wakefield in sein Büro, blass und sehr aufgeregt. Sie suchten auf Morgans Schreibtisch herum und fanden das Memo. Wakefield war stocksauer, was bei ihm nichts Ungewöhnliches war. Er fragte Morgan, ob er es gelesen hätte. Nein, versicherte er. Offensichtlich hatte er es versehentlich mitgegriffen, als er sein Büro verließ, erklärte er. Was ist denn schon dabei? Wakefield war wütend. Er hielt Morgan einen Vortrag über die Heiligkeit eines Schreibtisches. Er schäumte regelrecht, überschüttete Morgan mit Vorwürfen und tobte in seinem Büro herum, bis er endlich begriff, dass er zu heftig reagierte. Er versuchte, sich zu beruhigen, aber der Eindruck war nicht zu übertünchen. Er ging mit dem Memo.

Morgan versteckte die Kopie in einem Buch in der Bibliothek im neunten Stock. Wakefields Hysterie hatte ihm Angst gemacht. Bevor er an diesem Nachmittag ging, ordnete er die Papiere und Gegenstände in seinen Regalen und auf seinem Schreibtisch auf eine bestimmte Art. Am nächsten Morgen überprüfte er sie. Jemand hatte in der Nacht seinen Schreibtisch durchsucht.

Morgan wurde sehr vorsichtig. Zwei Tage später fand er hinter einem Buch in seiner Handbibliothek einen kleinen

Schraubenzieher. Dann fand er ein Stückchen schwarzes Isolierband, das jemand zusammengeknüllt und in seinen Papierkorb geworfen hatte. Er vermutete, dass man sein Büro verdrahtet und seine Telefone angezapft hatte. Er registrierte argwöhnische Blicke von Wakefield. Er sah Velmano öfter als üblich in Wakefields Büro.

Dann wurden die Richter Rosenberg und Jensen umgebracht. Für ihn gab es keinerlei Zweifel daran, dass es das Werk von Mattiece und seinen Helfershelfern war. In dem Memo wurde Mattiece nicht erwähnt, aber es war die Rede von einem »Mandanten«. Wakefield hatte keine anderen Mandanten. Und kein Mandant konnte von einem neuen Gericht so viel profitieren wie Mattiece.

Der letzte Absatz der Erklärung war bestürzend. Nach den Morden war Morgan zweimal ganz sicher gewesen, dass er beschattet wurde. Er wurde von dem Pelikan-Fall abgezogen. Ihm wurde mehr Arbeit abverlangt, mehr Stunden, mehr Leistung. Er hatte Angst, umgebracht zu werden. Wenn sie zwei Richter umgebracht hatten, würden sie auch einen bescheidenen Anwalt umbringen.

Er unterschrieb die Erklärung vor Emily Stanford, einer Notarin, und beeidete sie. Ihre Adresse stand unter ihrem Namen.

»Bleiben Sie sitzen. Ich bin gleich wieder da«, sagte Gray, während er die Tür öffnete und hinausprang. Wagen ausweichend, rannte er über die E Street. Vor einer Bäckerei stand eine Telefonzelle. Er wählte Smith Keens Nummer und schaute dabei zu seinem auf gut Glück geparkten Mietwagen auf der anderen Straßenseite hinüber.

»Smith, hier ist Gray. Hören Sie genau zu und tun Sie, was ich Ihnen sage. Ich habe gerade weiteres Material über das Pelikan-Dossier bekommen. Es ist eine ganz große Sache. Smith, ich brauche Sie und Krauthammer in einer Viertelstunde

in Feldmans Büro.«

»Was ist es?«

»Garcia hat eine Abschiedsbotschaft hinterlassen. Wir müssen noch einmal Station machen, dann sind wir da.«

»Wir? Die Frau kommt auch mit?«

»Ja. Sorgen Sie dafür, dass ein Fernseher und ein Videorecorder im Konferenzraum stehen. Ich glaube, Garcia möchte mit uns sprechen.«

»Er hat eine Kassette hinterlassen?«

»Ja. In einer Viertelstunde.«

»Sind Sie in Sicherheit?«

»Ich denke schon. Ich bin nur verdammt nervös.« Er legte auf und rannte zurück zum Wagen.

Ms. Stanford leitete ein Büro für Gerichtsprotokollierungen. Sie staubte gerade Bücherregale ab, als Gray und Darby hereinkamen. Sie hatten es sehr eilig.

»Sind Sie Emily Stanford?« fragte er.

»Ja. Weshalb?«

Er zeigte ihr die letzte Seite der Erklärung. »Haben Sie das hier notariell beglaubigt?«

»Wer sind Sie?«

»Gray Grantham von der *Washington Post*. Ist das Ihre Unterschrift?«

»Ja. Ich habe es beglaubigt.«

Darby reichte ihr das Foto von Garcia, jetzt Morgan, auf dem Gehsteig. »Ist das der Mann, der die eidesstattliche Erklärung unterschrieben hat?«

»Ja, das ist Curtis Morgan.«

»Danke«, sagte Gray.

»Er ist tot, nicht wahr?« fragte Ms. Stanford. »Ich habe es in der Zeitung gelesen.«

»Ja, er ist tot«, sagte Gray. »Haben Sie diese Erklärung gelesen?«

»Oh nein. Ich habe nur seine Unterschrift bezeugt. Aber ich wusste, dass etwas faul war.«

»Danke, Ms. Stanford.« Sie verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren.

Der dünne Mann versteckte seine glänzende Stirn unter einem abgetragenen Filzhut. Seine Hose bestand aus Fetzen, seine Schuhe waren zerlöchert, und er saß in einem uralten Rollstuhl vor dem Gebäude der *Post* und hielt ein Schild hoch, auf dem stand, dass er HUNGRIG UND OBDACHLOS war. Sein Kopf kippte von einer Schulter auf die andere, als versagten die Muskeln in seinem Hals vor Hunger den Dienst. Ein Pappteller mit ein paar Dollar und Münzen stand auf seinem Schoß, aber es war sein eigenes Geld.

Er sah erbarmungswürdig aus, als er so dasaß wie ein Häufchen Elend, mit wegkippendem Kopf und einer grünen Kermit-der-Frosch-Sonnenbrille. Er beobachtete jede Bewegung auf der Straße.

Er sah, wie der Wagen um die Ecke jagte und vor dem Gebäude anhielt. Der Mann und die Frau sprangen heraus und rannten auf ihn zu. Er hatte eine Waffe unter der zerlumpten Decke, aber sie bewegten sich zu schnell. Und es waren zu viele Leute auf dem Gehsteig. Sie betraten das *Post*-Gebäude.

Er wartete eine Minute, dann rollte er sich weg.

EINUNDVIERZIG

Smith Keen wanderte erregt vor Feldmans Büro herum, und die Sekretärin schaute zu. Er sah, wie sie sich eilig ihren Weg durch den Gang zwischen den Schreibtischreihen bahnten. Gray hielt ihre Hand. Sie sah wirklich gut aus, aber das würde er später würdigen. Sie waren außer Atem.

»Smith Keen, das ist Darby Shaw«, sagte Gray zwischen zweimaligem Luftholen.

Sie gaben sich die Hand. »Hallo«, sagte sie und schaute sich in der betriebsamen Redaktion um.

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Darby. Nach allem, was ich gehört habe, sind Sie eine bemerkenswerte Frau.«

»Stimmt«, sagte Grantham. »Aber plaudern können wir später.«

»Kommt mit«, sagte Keen, und sie waren wieder unterwegs. »Feldman will, dass wir den Konferenzraum benutzen.« Sie durchquerten die Redaktion und betraten einen großen Raum mit einem langen Tisch in der Mitte. Er war voll von Männern, die sofort verstummten, als sie eintraten. Feldman machte die Tür zu.

Er griff nach ihrer Hand. »Ich bin Jackson Feldman, der Chefredakteur. Sie müssen Darby sein.«

»Wer sonst?« fragte Gray, immer noch außer Atem.

Feldman ignorierte ihn und ließ den Blick um den Tisch wandern. Er stellte vor. »Das ist Howard Krauthammer, Chef vom Dienst; Ernie DeBasio, stellvertretender Chef vom Dienst/ Ausland; Elliot Cohen, stellvertretender Chef vom Dienst/ Inland; und Vince Litsky, unser Anwalt.«

Sie nickte höflich und vergaß die Namen sofort wieder. Sie

waren alle mindestens fünfzig, alle in Hemdsärmeln, alle überaus interessiert. Sie konnte die Spannung spüren.

»Geben Sie mir die Kassette«, sagte Gray.

Sie holte sie aus ihrer Handtasche und gab sie ihm. Der Fernseher und der Videorecorder standen im hinteren Teil des Raums auf einem Tisch. Er legte die Kassette in den Recorder ein. »Das haben wir vor zwanzig Minuten bekommen und deshalb selbst noch nicht gesehen.«

Darby setzte sich auf einen Stuhl an der Wand. Die Männer rückten näher an den Bildschirm heran und warteten auf ein Bild.

Zuerst erschien das Datum - 12. Oktober. Dann saß Curtis Morgan auf einem Stuhl in einer Küche. Er hielt einen Schalter in der Hand, mit dem er offenbar die Kamera bediente.

»Mein Name ist Curtis Morgan, und wenn Sie dies sehen, bin ich vermutlich tot.« Es war ein schlimmer erster Satz. Die Männer rückten noch näher heran.

»Heute ist der 12. Oktober, und ich tue dies in meinem Haus. Meine Frau ist beim Arzt. Ich sollte eigentlich bei der Arbeit sein, aber ich habe mich krank gemeldet. Meine Frau weiß nichts von alledem. Ich habe es niemandem gesagt. Wenn Sie mich sehen, haben Sie auch das hier gelesen. Dies ist eine eidesstattliche Erklärung, die ich unterschrieben habe, und ich habe vor, sie zusammen mit dieser Kassette aufzubewahren, wahrscheinlich in einem Schließfach bei einer Bank in der Innenstadt. Ich werde die Erklärung vorlesen und noch auf einige andere Dinge zu sprechen kommen.«

»Wir haben die Erklärung«, sagte Gray schnell. Er stand neben Darby an der Wand. Niemand sah ihn an. Alle Augen hingen am Bildschirm. Morgan las langsam die Erklärung vor. Sein Blick wanderte von den Seiten zur Kamera, hin und her, hin und her.

Dazu brauchte er zehn Minuten. Jedesmal, wenn Darby das

Wort »Pelikan« hörte, schloss sie die Augen und schüttelte langsam den Kopf. Darauf war alles hinausgelaufen. Es war ein böser Traum. Sie versuchte zuzuhören.

Als Morgan mit der Erklärung fertig war, legte er sie auf den Tisch und wendete sich ein paar Notizen auf einem Block zu. Er war ein gutausssehender Mann, der jünger wirkte als neunundzwanzig. Er war zu Hause, deshalb trug er keine Krawatte, nur ein gestärktes weißes Oberhemd. White and Blazeulich war nicht gerade der ideale Ort, um dort zu arbeiten, aber die meisten der vierhundert Anwälte waren anständig und hatten vermutlich keine Ahnung von Mattiece. Er bezweifelte sogar, dass außer Wakefield, Velmano und Einstein noch andere an der Verschwörung beteiligt waren. Es gab einen Partner namens Jarreld Schwabe, dem zuzutrauen war, dass er daran beteiligt war, aber Morgan hatte keinen Beweis dafür. (Darby erinnerte sich gut an ihn.) Da war eine Sekretärin, die die Firma ein paar Tage nach den Morden ganz plötzlich verlassen hatte. Ihr Name war Miriam LaRue, und sie hatte achtzehn Jahre in der Öl- und Gasabteilung gearbeitet. Durchaus möglich, dass sie etwas wusste. Sie wohnte in Fall Church. Eine andere Sekretärin, deren Namen er nicht nennen wollte, hatte ihm erzählt, sie hätte gehört, wie Wakefield und Velmano darüber sprachen, ob man ihm, Morgan, vertrauen könnte. Aber sie hatte nur Bruchstücke gehört. Sie behandelten ihn anders, nachdem das Memo auf seinem Schreibtisch gefunden worden war. Es war, als hätten sie ihn am liebsten an die Wand gestellt und ihm mit dem Tode gedroht, falls er über das Memo sprechen sollte, aber das konnten sie nicht, weil sie nicht sicher waren, ob er es gesehen hatte. Sie scheuten davor zurück, deshalb einen großen Wirbel zu machen. Aber er hatte es gesehen, und sie waren fast sicher, dass er es gesehen hatte. Und wenn sie bei den Morden an Rosenberg und Jensen die Hand im Spiel gehabt hatten - er war schließlich nur ein angestellter Anwalt und in Sekundenschnelle zu ersetzen.

Litsky, der Anwalt, schüttelte ungläubig den Kopf. Die Lähmung ließ nach, und sie bewegten sich ein wenig auf ihren Stühlen.

Morgan fuhr mit dem Wagen zur Arbeit, und zweimal war ihm jemand gefolgt. Einmal, beim Lunch, hatte er einen Mann gesehen, der ihn beobachtete. Er redete eine Weile über seine Familie, dann begann er abzuschweifen. Es war offensichtlich, dass er keine harten Tatsachen mehr zu bieten hatte. Gray gab Feldman die Erklärung und das Memo, der es las und Krauthammer übergab, der es seinerseits weiterreichte.

Morgans letzte Worte waren erschreckend. »Ich weiß nicht, wer diese Kassette sehen wird. Ich werde dann tot sein, also spielt es wohl keine Rolle. Ich hoffe, Sie werden dies dazu benutzen, Mattiece und seine skrupellosen Anwälte festzunageln. Aber wenn die skrupellosen Anwälte dies sehen, dann könnt ihr alle zur Hölle fahren.«

Gray nahm die Kassette aus dem Recorder. Er rieb sich die Hände und lächelte die Anwesenden an. »Nun, meine Herren, haben wir Ihnen genug Beweismaterial gebracht, oder wollen Sie noch mehr?«

»Ich kenne diese Leute«, sagte Litsky fassungslos. »Wakefield und ich haben im vorigen Jahr zusammen Tennis gespielt.«

Feldman war aufgestanden und wanderte herum. »Wie haben Sie Morgan ausfindig gemacht?«

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Gray.

»Geben Sie mir die Kürzestfassung.«

»Wir haben einen Jurastudenten gefunden, der im Sommer als Praktikant bei White and Blazevich gearbeitet hat. Er hat ein Foto von Morgan identifiziert.«

»Wie sind Sie an das Foto gekommen?« fragte Litsky.

»Fragen Sie nicht. Das tut nichts zur Sache.«

»Ich bin dafür, dass wir die Story bringen«, sagte Krauthammer laut.

»Ich auch«, sagte Elliot Cohen.

»Wo waren die Kassette und die Erklärung?«

»In einem Schließfach der First Columbia. Morgans Frau hat mir heute morgen um fünf den Schlüssel gegeben. Ich habe nichts Unrechtes getan. Das Pelikan-Dossier ist von einem Unbeteiligten vollauf verifiziert worden.«

»Wir sollten sie bringen«, sagte Ernie DeBasio. »Mit der größten Schlagzeile seit NIXON ZURÜCKGETRETEN.«

Feldman blieb neben Smith Keen stehen. Die beiden Freunde musterten sich eingehend. »Wir sollten sie bringen«, sagte Keen.

Er wendete sich an den Anwalt. »Vince?«

»In juristischer Hinsicht gibt es keine Einwände. Aber ich würde die Story gern sehen, wenn sie geschrieben ist.«

»Wie lange werden Sie dazu brauchen?« fragte der Chefredakteur Gray.

»Der Teil über das Dossier ist bereits skizziert. Den kann ich in ungefähr einer Stunde fertig haben. Geben Sie mir zwei Stunden für Morgan. Höchstens drei.«

Feldman hatte nicht gelächelt, seit er Darby die Hand gegeben hatte. Jetzt durchquerte er den Raum und baute sich vor Gray auf. »Was ist, wenn diese Kassette ein Schwindel ist?«

»Ein Schwindel? Wir reden über Leichen, Jackson. Ich habe die Witwe gesehen. Sie ist eine echte, lebendige Witwe. Unsere Zeitung hat über den Mord an Morgan berichtet. Er ist tot. Sogar seine Firma hat gesagt, dass er tot ist. Und das ist er selbst auf der Kassette, der vom Sterben redet. Ich weiß, dass er es ist. Und wir haben mit der Notarin gesprochen, die seine Unterschrift auf der eidesstattlichen Erklärung beglaubigt hat. Sie hat ihn identifiziert.« Gray wurde lauter und ließ den Blick durch den Raum wandern. »Alles, was er gesagt hat, verifiziert

das Pelikan-Dossier. Alles. Mattiece, den Prozess, die Morde. Und dann haben wir Darby, die Verfasserin des Dossiers. Und weitere Leichen, und sie haben sie durchs ganze Land gejagt. Da gibt es keine Löcher, Jackson. Es ist eine Story.«

Endlich lächelte Feldman. »Es ist mehr als eine Story. Sehen Sie zu, dass Sie bis zwei Uhr fertig sind. Jetzt ist es elf. Benutzen Sie diesen Konferenzraum und schließen Sie die Tür zu.« Feldman wanderte wieder herum. »Wir kommen um Punkt zwei hier wieder zusammen und lesen den Entwurf. Zu niemandem ein Wort.«

Die Männer standen auf und verließen den Raum, aber nicht, bevor jeder Darby die Hand gegeben hatte. Sie wussten nicht recht, ob sie herzlichen Glückwunsch oder danke oder was auch immer sagen sollten, deshalb lächelten sie nur und schüttelten ihr die Hand. Sie blieb sitzen.

Nachdem sie allein waren, setzte sich Gray neben sie, und sie hielten sich bei den Händen.

»Wie fühlen Sie sich?« fragte er.

»Ich weiß nicht. Dies ist das Ende der Straße, nehme ich an. Wir haben es geschafft.«

»Das hört sich nicht sonderlich glücklich an.«

»Ich habe schon bessere Monate gehabt. Ich freue mich für Sie.«

Er sah sie an. »Weshalb freuen Sie sich für mich?«

»Sie haben die Teile zusammengefügt, und morgen kommt es heraus. Und es steht ganz groß Pulitzerpreis darauf.«

»Daran habe ich überhaupt nicht gedacht.«

»Lügner.«

»Okay, vielleicht einmal. Aber als Sie gestern aus dem Fahrstuhl kamen und mir sagten, dass Garcia tot ist, da habe ich aufgehört, an Pulitzerpreise zu denken.«

»Das ist nicht fair. Ich habe die ganze Arbeit getan. Wir haben

meinen Verstand und mein Aussehen und meine Beine benutzt, und Sie heimsen den ganzen Ruhm ein.«

»Ich werde mit Vergnügen Ihren Namen nennen. Ich werde sagen, dass Sie das Dossier geschrieben haben. Wir bringen Ihr Foto auf der Titelseite, neben denen von Rosenberg, Jensen, Mattiece, dem Präsidenten, Verheek und...«

»Thomas? Wird auch sein Foto gebracht werden?«

»Das hat Feldman zu entscheiden. In diesem Fall hat er das letzte Wort.«

Sie dachte darüber nach und sagte nichts.

»Also, Ms. Shaw. Ich habe drei Stunden, um die größte Story meiner Laufbahn zu schreiben. Eine Story, die die Welt erschüttern wird. Eine Story, die einen Präsidenten zu Fall bringen kann. Eine Story, die die Morde aufklärt. Eine Story, die mich reich und berühmt machen wird.«

»Sie sollten mich sie schreiben lassen.«

»Würden Sie das tun? Ich bin müde.«

»Holen Sie Ihre Notizen. Und Kaffee.«

Sie machten die Tür zu und setzten sich an den Tisch. Ein Volontär rollte einen PC mit einem Drucker herein. Sie baten ihn, eine Kanne Kaffee zu bringen. Und etwas Obst. Sie umrissen die Story abschnittsweise, beginnend mit den Morden, dann der Pelikan-Fall im Süden von Louisiana, dann Mattiece und seine Verbindung zum Präsidenten, dann das Pelikan-Dossier und das ganze Unheil, das es angerichtet hatte, Callahan, Verheek, dann Curtis Morgan und seine Straßenräuber, dann White and Blazeovich und Wakefield, Velmano und Einstein. Darby zog es vor, mit der Hand zu schreiben. Sie umriss den Prozess und das Dossier und das, was von Mattiece bekannt war. Gray übernahm den Rest und tippte rohe Notizen in den Computer.

Darby war ein Muster an Organisation, mit ordentlich auf dem Tisch ausgelegten Notizen und sorgfältig auf Papier niedergeschriebenen Worten. Er war ein Wirbelwind von Chaos er redete mit dem Computer und druckte auf gut Glück Absätze aus, die verworfen wurden, sobald sie auf dem Papier standen. Sie sagte ihm immer wieder, er sollte ruhig sein. Dies ist keine juristische Bibliothek, erklärte er ihr. Dies ist eine Zeitung. Hier arbeitete man mit einem Telefon an jedem Ohr und jemandem, der einem etwas zuruft.

Halb eins schickte Smith Keen Essen herein. Darby aß ein kaltes Sandwich und beobachtete den Verkehr unten auf der Straße. Gray wühlte sich durch Berichte über Wahlkampffinanzierungen.

Sie sah ihn. Er lehnte an der Mauer eines Hauses auf der anderen Seite der Fünfzehnten Straße, und er wäre nicht verdächtig gewesen, wenn er nicht eine Stunde zuvor am Madison Hotel gelehnt hätte. Er trank etwas aus einem großen Plastikbecher und beobachtete den Vordereingang der *Post*. Er trug eine schwarze Mütze und Jeansjacke und -hose. Er war unter dreißig. Und er stand einfach da und schaute über die Straße. Sie knabberte an ihrem Sandwich und beobachtete ihn zehn Minuten. Er trank aus seinem Becher und rührte sich nicht von der Stelle.

»Gray, kommen Sie bitte einmal her.«

»Was ist?« Er trat zu ihr. Sie zeigte auf den Mann mit der schwarzen Mütze.

»Sehen Sie ihn sich genau an«, forderte sie ihn auf. »Sagen Sie mir, was er tut.«

»Er trinkt etwas, vermutlich Kaffee. Er lehnt an dem Haus dort drüben, und er beobachtet dieses Gebäude.«

»Was hat er an?«

»Jeans von Kopf bis Fuß und eine schwarze Mütze. Und anscheinend Stiefel. Was ist mit ihm?«

»Vor einer Stunde habe ich ihn dort drüben am Hotel gesehen. Er war halb verdeckt von dem Wagen der Telefongesellschaft, aber ich wusste, dass er es war. Und jetzt steht er hier.«

»Also?«

»Also hat er zumindest während der letzten Stunde hier herumgestanden und nichts getan, als dieses Gebäude zu beobachten.«

Gray nickte. Dies war nicht der Augenblick für eine dumme Bemerkung. Der Mann sah verdächtig aus, und sie war beunruhigt. Sie waren ihr zwei Wochen lang gefolgt, von New Orleans nach New York und jetzt vielleicht nach Washington. Vom Verfolgtwerden verstand sie mehr als er.

»Was meinen Sie, Darby?«

»Nennen Sie mir einen guten Grund, weshalb dieser Mann, der ganz offensichtlich kein Penner ist, so etwas tut.«

Der Mann sah auf die Uhr und ging langsam den Gehsteig entlang, bis er außer Sicht war. Auch Darby sah auf die Uhr.

»Jetzt ist es genau eins«, sagte sie. »Sehen wir jede Viertelstunde nach.«

»Okay. Ich bezweifle, dass etwas dahintersteckt«, sagte er. Ein Versuch, sie zu beruhigen. Es funktionierte nicht. Sie setzte sich an den Tisch und betrachtete ihre Notizen.

Er beobachtete sie und kehrte dann langsam zum Computer zurück.

Gray tippte intensiv eine Viertelstunde lang, dann trat er wieder ans Fenster. Darby beobachtete ihn genau. »Ich sehe ihn nicht«, sagte er.

Sie sahen ihn um halb zwei. »Darby«, sagte er und deutete auf die Stelle, an der sie ihn zuerst gesehen hatte. Sie schaute aus dem Fenster und richtete langsam den Blick auf den Mann mit der schwarzen Mütze. Jetzt trug er einen dunkelgrünen Anorak, und er schaute nicht zur *Post* herüber. Er betrachtete seine

Stiefel und warf nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Haupteingang. Das machte ihn noch verdächtiger, aber er stand halb versteckt hinter einem Lieferwagen. Der Plastikbecher war verschwunden. Er zündete sich eine Zigarette an. Er warf einen Blick auf die *Post*, dann beobachtete er den Gehsteig vor dem Gebäude.

»Weshalb habe ich dieses flaue Gefühl im Magen?« sagte Darby.

»Wie konnten sie Ihnen folgen? Es ist unmöglich.«

»Sie haben gewusst, dass ich in New York war. Das kam mir damals auch unmöglich vor.«

»Vielleicht sind sie mir gefolgt. Man hat mir gesagt, dass ich beobachtet würde. Und genau das tut der Kerl. Woher sollte er wissen, dass Sie hier sind? Der Typ hat es auf mich abgesehen.«

»Vielleicht«, sagte sie langsam.

»Haben Sie ihn schon einmal gesehen?«

»Sie stellen sich nicht vor.«

»Wir haben noch eine halbe Stunde, und dann sind sie hier, um unsere Story zurechtzuschneiden. Wir sollten zusehen, dass wir fertig werden. Danach können wir uns mit dem Typen dort drüben beschäftigen.«

Sie machten sich wieder an die Arbeit. Viertel vor zwei sah er wieder aus dem Fenster, und der Mann war fort. Der Drucker ratterte den ersten Entwurf heraus, und sie machte sich ans Überarbeiten.

Die Redakteure lasen mit ihren Bleistiften. Litsky, der Anwalt, las zu seinem Vergnügen. Ihm schien es mehr Spaß zu machen als den anderen.

Es war eine lange Story, und Feldman strich sie zusammen. Smith Keen machte Randnotizen. Krauthammer gefiel, was er las.

Sie lasen langsam und schweigend. Gray überarbeitete das Ganze noch einmal. Darby stand am Fenster. Der Typ war wieder da, jetzt mit einem marineblauen Blazer zu den Jeans. Es war bewölkt, um die fünfzehn Grad, und er trank aus dem Becher. Er hatte ihn mit beiden Händen umfasst, um sich warm zu halten. Er trank einen Schluck, schaute zur *Post*, schaute die Straße entlang und wieder auf seinen Becher. Er stand jetzt vor einem anderen Gebäude, und genau um viertel nach zwei begann er, auf der Fünfzehnten nach Norden hin Ausschau zu halten.

Ein Wagen hielt auf seiner Straßenseite an. Die hintere Tür wurde geöffnet, und da war er. Der Wagen fuhr schnell davon. Leicht hinkend ging Stummel auf den Mann mit der schwarzen Mütze zu. Sie wechselten ein paar Worte, dann ging Stummel südwärts zur Kreuzung von Fünfzehnter und L Street. Der Typ blieb, wo er war.

Sie sah sich im Konferenzraum um. Sie waren in die Story vertieft. Stummel war nicht mehr zu sehen, also konnte sie ihn Gray nicht zeigen, der las und lächelte. Nein, sie beobachteten nicht den Reporter. Sie warteten auf sie.

Und sie mussten zu allem entschlossen sein. Sie standen auf der Straße und hofften darauf, dass irgendein Wunder geschah - dass sie aus dem Gebäude kam und sie sie erledigen konnten. Sie war drinnen, packte aus und schwenkte Kopien dieses verdammten Dossiers. Irgendwie mussten sie ihr Einhalt gebieten. Sie hatten ihre Anweisungen.

Sie war in einem Raum voller Männer, und plötzlich fühlte sie sich nicht mehr sicher.

Feldman wurde als letzter fertig. Er schob sein Exemplar Gray zu. »Kleinigkeiten. Dürfte ungefähr eine Stunde kosten. Reden wir über Telefonanrufe.«

»Nur drei, meine ich«, sagte Gray. »Das Weiße Haus, das FBI und White and Blazeovich.«

»Von denen haben Sie nur Wakefield beim Namen genannt. Weshalb?« fragte Krauthammer.

»Ihn hat Morgan am schwersten belastet.«

»Aber das Memo kam von Velmano. Ich finde, sein Name sollte auch genannt werden.«

»Einverstanden«, sagte Smith Keen.

»Gleichfalls«, sagte DeBasio.

»Ich habe seinen Namen hineingeschrieben«, sagte Feldman.
»Auf Einstein kommen wir später. Warten Sie bis halb fünf oder fünf, bevor Sie im Weißen Haus und bei White and Blazeovich anrufen. Wenn Sie es früher tun, drehen sie vielleicht durch und rennen zum Gericht.«

»Stimmt«, sagte Litsky, der Anwalt. »Sie können es nicht verhindern, aber sie werden es versuchen. Ich würde mit dem Anruf bis fünf warten.«

»Okay«, sagte Gray. »Um halb vier bin ich mit der Überarbeitung fertig. Dann rufe ich das FBI an und höre mir an, was man dort dazu zu sagen hat. Dann das Weiße Haus, dann White and Blazeovich.«

Feldman war schon fast zur Tür hinaus. »Wir treffen uns hier um halb vier wieder. Bleibt in der Nähe eurer Telefone.«

Als der Raum wieder leer war, schloss Darby die Tür und zeigte auf das Fenster. »Habe ich Ihnen gegenüber je Stummel erwähnt?«

»Ist er etwa aufgetaucht?«

Sie schauten auf die Straße hinunter.

»Ja. Er hat sich mit unserem kleinen Freund getroffen, dann ist er wieder verschwunden. Ich bin ganz sicher, dass er es war.«

»Damit bin ich wohl aus dem Spiel.«

»Höchstwahrscheinlich. Ich möchte so schnell wie möglich von hier fort.«

»Wir lassen uns etwas einfallen. Ich informiere unseren Sicherheitsdienst. Soll ich es Feldman sagen?«

»Nein. Noch nicht.«

»Ich kenne einige Polizisten.«

»Großartig. Und sie können einfach anmarschiert kommen und die Kerle zusammenschlagen.«

»Diese Polizisten könnten es.«

»Sie können ihnen nichts anhaben. Was tun sie denn schon?«

»Sie planen nur einen Mord.«

»Wie sicher sind wir in diesem Gebäude?«

Gray dachte kurz nach. »Erlauben Sie, dass ich es Feldman sage. Wir werden zwei Wachmänner vor diese Tür postieren.«

»Okay.«

Um halb vier hieß Feldman die zweite Fassung gut, und Gray bekam grünes Licht für seinen Anruf beim FBI. Vier Telefone wurden in den Konferenzraum gebracht, und das Bandgerät wurde eingeschaltet. Feldman, Smith Keen und Krauthammer hörten an den Nebenapparaten mit.

Gray rief Phil Norvell an, einen guten Bekannten und gelegentlichen Informanten, wenn es so etwas innerhalb des FBI überhaupt gab. Norvell meldete sich an seinem eigenen Apparat.

»Phil, Gray Grantham von der *Post*.«

»Ich weiß, für wen Sie arbeiten, Gray.«

»Ich habe das Bandgerät eingeschaltet.«

»Dann muss es etwas Ernstes sein. Was liegt an?«

»Wir bringen morgen früh eine Story mit allen Einzelheiten über eine Verschwörung zur Ermordung von Rosenberg und Jensen. Wir benennen Victor Mattiece, einen Ölspekulanten, und zwei seiner Anwälte hier in Washington. Wir erwähnen auch Verheek, natürlich nicht als einen der Verschwörer. Wir

glauben, dass das FBI schon frühzeitig über Mattiece Bescheid wusste, es aber auf Drängen des Weißen Hauses unterließ, der Sache nachzugehen. Wir wollten euch Gelegenheit zu einem Kommentar geben.«

Vom anderen Ende der Leitung kam keine Reaktion.

»Phil, sind Sie noch da?«

»Ja, natürlich.«

»Irgendein Kommentar?«

»Ich bin sicher, dass wir einen Kommentar dazu haben, aber ich muss Sie zurückrufen.«

»Wir gehen bald in Druck. Sie sollten sich also beeilen.«

»Also, Gray, das ist wirklich ein Schuss aus dem Hinterhalt. Können Sie es einen Tag zurückhalten?«

»Ausgeschlossen.«

Norvell schwieg einen Moment. »Okay. Ich spreche mit Mr. Voyles, dann rufe ich zurück.«

»Danke.«

»Nein, ich danke Ihnen, Gray. Das ist wundervoll. Mr. Voyles wird hellauf begeistert sein.«

»Wir warten.« Gray drückte auf einen Knopf und machte die Leitung frei. Keen stellte das Bandgerät ab.

Sie warteten acht Minuten, dann war Voyles selbst am Apparat. Er bestand darauf, mit Jackson Feldman zu sprechen. Das Bandgerät war wieder eingeschaltet.

»Mr. Voyles?« sagte Feldman herzlich. Die beiden hatten sich viele Male getroffen, das »Mister« war also unnötig.

»Nennen Sie mich Dentón, verdammt nochmal. Hören Sie, Jackson, was hat Ihr Junge schon in der Hand? Ihr springt von einer Klippe hinunter. Wir haben Mattiece nachgespürt, spüren ihm immer noch nach, und es ist zu früh, gegen ihn vorzugehen. Also, was hat Ihr Junge in der Hand?«

»Sagt Ihnen der Name Darby Shaw etwas?« Feldman lächelte, als er die Frage stellte. Sie stand an der Wand.

Voyles reagierte sehr langsam. »Ja«, sagte er nur.

»Mein Junge hat das Pelikan-Dossier, Dentón, und ich sitze hier und sehe Darby Shaw an.«

»Ich hatte befürchtet, sie wäre tot.«

»Nein. Sie ist überaus lebendig. Sie und Gray haben die in dem Dossier angeführten Fakten aus anderer Quelle bestätigt. Es ist alles hieb- und stichfest, Dentón.«

Voyles stieß einen tiefen Seufzer aus und warf das Handtuch. »Wir stellen Nachforschungen über Mattiece als Verdächtigen an«, sagte er.

»Das Bandgerät ist eingeschaltet, Dentón, also seien Sie vorsichtig.«

»Wir müssen miteinander reden. Von Mann zu Mann, meine ich. Vielleicht kann ich Ihnen ein paar Hintergründe liefern.«

»Sie können gern herkommen.«

»Das werde ich tun. Ich bin in zwanzig Minuten bei Ihnen.«

Die Redakteure hatten einen Mordsspaß bei der Vorstellung, wie der große F. Dentón Voyles in seine Limousine sprang und zur *Post* raste. Sie hatten ihn seit Jahren beobachtet und wussten, dass er ein Meister darin war, sich mit Niederlagen abzufinden.

Er hasste die Presse, und seine Bereitwilligkeit, auf ihrem eigenen Spielfeld zu reden, konnte nur eines bedeuten - er würde auf jemand anderen zeigen. Aller Wahrscheinlichkeit nach aufs Weiße Haus.

Darby hatte kein Verlangen, dem Mann zu begegnen. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit dem Entkommen. Sie konnte auf den Mann mit der schwarzen Mütze deuten, aber der war schon seit einer halben Stunde nicht mehr da. Und was konnte das FBI schon tun? Zuerst mussten sie ihn fangen, und was

dann? Ihm vorwerfen, dass er herumgelungert und einen Hinterhalt geplant hatte? Ihn foltern und zwingen, alles zu gestehen? Wahrscheinlich würden sie ihr kein Wort glauben.

Sie wollte mit dem FBI nichts zu tun haben. Sie wollte seinen Schutz nicht. Sie war im Begriff, eine Reise zu machen, und niemand würde wissen, wohin. Gray vielleicht ausgenommen. Aber vielleicht auch nicht.

Er wählte die Nummer des Weißen Hauses, und sie griffen nach den Nebenapparaten. Keen schaltete das Bandgerät ein.

»Fletcher Coal, bitte. Ich bin Gray Grantham von der *Washington Post*, und es ist sehr dringend.«

Er wartete. »Weshalb Coal?« fragte Keen.

»Alles muss über ihn laufen«, sagte Gray mit der Hand auf der Sprechmuschel.

»Sagt wer?«

»Sagt ein Informant.«

Die Sekretärin meldete sich mit der Nachricht, Mr. Coal wäre unterwegs. Bitte warten Sie. Gray lächelte. Das Adrenalin durchflutete seinen Körper.

Endlich: »Fletcher Coal.«

»Ja, Mr. Coal. Gray Grantham von der *Post*. Ich nehme dieses Gespräch auf. Haben Sie verstanden?«

»Ja.«

»Stimmt es, dass Sie sämtlichen Personen im Weißen Haus mit Ausnahme des Präsidenten eine Direktive haben zukommen lassen, derzufolge alle Mitteilungen an die Presse zuvor von Ihnen gutgeheißen werden müssen?«

»Völliger Unsinn. Um diese Dinge kümmert sich der Pressesprecher.«

»Ich verstehe. Wir bringen morgen früh eine Story, die, kurz gesagt, die in dem Pelikan-Dossier aufgezeigten Fakten

bestätigt. Sie kennen das Pelikan-Dossier?«

Langsam: »Ich kenne die Akte.«

»Wir wissen, dass Mr. Victor Mattiece den Wahlkampf des Präsidenten vor drei Jahren mit mehr als vier Millionen Dollar unterstützt hat.«

»Vier Millionen und zweihunderttausend, alles auf legalen Wegen.«

»Wir glauben außerdem, dass das Weiße Haus interveniert und versucht hat, die Nachforschungen des FBI in bezug auf Mr. Mattiece zu behindern, und wir hätten dazu gern Ihren Kommentar.«

»Ist das etwas, was Sie glauben, oder etwas, was Sie zu drucken vorhaben?«

»Wir versuchen, dafür eine Bestätigung zu bekommen.«

»Und wer, glauben Sie, wird Ihnen das bestätigen?«

»Wir haben unsere Informanten, Mr. Coal.«

»Ach, haben Sie die? Das Weiße Haus bestreitet nachdrücklich jede Einmischung in diese Untersuchung. Nach dem tragischen Tod von Rosenberg und Jensen hat der Präsident darum gebeten, über den Stand der gesamten Untersuchung auf dem laufenden gehalten zu werden, aber es hat weder eine direkte noch eine indirekte Einmischung des Weißen Hauses in irgendeinen Aspekt der Untersuchung gegeben. Da sind Sie falsch informiert worden.«

»Hält der Präsident Victor Mattiece für einen Freund?«

»Nein. Sie sind sich einmal begegnet, und Mr. Mattiece hat, wie bereits erwähnt, einen beachtlichen Beitrag zum Wahlkampf geleistet, aber er ist kein Freund des Präsidenten.«

»Aber sein Beitrag war der größte, nicht wahr?«

»Das kann ich nicht bestätigen.«

»Haben Sie sonst noch irgendeinen Kommentar?«

»Nein. Ich bin sicher, dass der Pressesprecher morgen früh darauf eingehen wird.«

Sie legten auf, und Keen schaltete das Bandgerät aus. Feldman war auf den Beinen und rieb sich die Hände. »Ich würde ein Jahresgehalt dafür geben, wenn ich jetzt im Weißen Haus sein könnte«, sagte er.

»Er ist eiskalt, nicht wahr?« sagte Gray bewundernd.

»Ja, aber sein eiskalter Hintern steckt jetzt ganz tief in kochendem Wasser.«

ZWEIUNDVIERZIG

Für einen Mann, der es gewohnt war, seine Macht zu demonstrieren und zuzusehen, wie andere vor ihm krochen, war es schwierig, mit dem Hut in der Hand aufzutreten und um gut Wetter zu bitten. Er durchquerte mit K. O. Lewis und zwei Agenten im Schlepp die Redaktion so bescheiden, wie er nur konnte. Er trug seinen üblichen verknautschten Trenchcoat mit dem um die Mitte seiner kleinen, massigen Gestalt eng zusammengeschnallten Gürtel. Er machte nicht viel her, aber sein Gebaren und sein Gang ließen keinen Zweifel daran, dass er es gewohnt war, seinen Kopf durchzusetzen. Alle mit dunklen Mänteln angetan, erweckten sie den Eindruck eines Mafiabosses mit seinen Leibwächtern. In der geschäftigen Redaktion trat für einen Moment Stille ein, als sie sie schnell durchquerten. F. Dentón Voyles war, bescheiden oder nicht, eine nicht zu übersehende Persönlichkeit.

Eine kleine, angespannte Gruppe von Redakteuren wartete auf dem kurzen Flur vor Feldmans Büro. Howard Krauthammer kannte Voyles und ging ihm entgegen. Sie gaben sich die Hand und flüsterten. Feldman war am Telefon und sprach mit Mr. Ludwig, dem Verleger, der in China war. Smith Keen gesellte sich zu ihnen und gab Voyles und Lewis die Hand. Die beiden Agenten hielten Abstand.

Feldman öffnete seine Tür und sah Dentón Voyles. Er bedeutete ihm, hereinzukommen. K. O. Lewis folgte ihm. Sie tauschten Routinehöflichkeiten aus, bis Smith Keen die Tür schloss und alle sich niedergelassen hatten.

»Ich nehme an, Sie haben eine eindeutige Bestätigung des Pelikan-Dossiers«, sagte Voyles.

»Die haben wir«, erwiderte Feldman. »Wollen Sie und Mr.

Lewis nicht das Manuskript der Story lesen? Ich meine, das würde die Sache vereinfachen. Wir gehen in ungefähr einer Stunde in Satz, und der Reporter, Mr. Grantham, möchte Ihnen Gelegenheit zu einem Kommentar geben.«

»Das weiß ich zu würdigen.«

Feldman ergriff ein Exemplar des Manuskripts und reichte es Voyles, der es leicht widerstrebend nahm. K. O. Lewis beugte sich vor, und sie begannen sofort mit der Lektüre. »Wir gehen nach draußen«, sagte Feldman. »Lassen Sie sich Zeit.« Er und Keen verließen das Büro und machten die Tür hinter sich zu. Die beiden Agenten rückten enger zusammen.

Feldman und Keen durchquerten die Redaktion und steuerten auf die Tür des Konferenzraums zu. Davor standen zwei massige Wachmänner. Als sie eintraten, fanden sie Gray und Darby allein darin vor.

»Sie müssen White and Blazeovich anrufen«, sagte Feldman.

»Ich habe nur auf Sie gewartet.«

Sie nahmen die Hörer der Nebenapparate ab. Krauthammer war anderswo beschäftigt, und Keen gab Darby seinen Hörer. Gray wählte die Nummer.

»Marty Velmano, bitte«, sagte Gray. »Ich bin Gray Grantham von der *Washington Post*, und ich muss mit ihm sprechen. Es ist dringend.«

»Einen Moment, bitte«, sagte die Sekretärin.

Der Moment verging, und eine andere Sekretärin war am Apparat. »Mr. Velmanos Büro.«

Gray identifizierte sich abermals und verlangte nach ihrem Boss.

»Er ist in einer Sitzung«, sagte sie.

»Ich auch«, sagte Gray. »Gehen Sie hinein, sagen Sie ihm, wer ich bin, und sagen Sie ihm weiterhin, dass heute um Mitternacht sein Foto auf der Titelseite der *Post* erscheinen

wird.«

»Nun - ja, Sir.«

Sekunden später sagte Velmano: »Ja, was gibt es?«

Gray nannte seinen Namen zum dritten Mal und wies auf das Bandgerät hin.

»Ich habe verstanden«, fuhr Velmano ihn an.

»Wir bringen in der Morgenausgabe eine Story über Ihren Mandanten Victor Mattiece und seine Verwicklung in die Morde an den Richtern Rosenberg und Jensen.«

»Großartig! Dafür werden wir Sie die nächsten zwanzig Jahre vor Gericht schleifen. Sie müssen den Verstand verloren haben, Mann. Wir werden die *Post* aufkaufen.«

»Ja, Sir. Denken Sie daran, wir nehmen das auf.«

»Nehmen Sie auf, was Sie wollen. Wir werden Sie verklagen. Das wird großartig werden! Victor Mattiece wird die *Washington Post* kaufen! Das ist phantastisch!«

Gray schüttelte fassungslos den Kopf. Die Redakteure lächelten den Fußboden an. Das war im Begriff, überaus spaßig zu werden.

»Ja, Sir. Haben Sie von dem Pelikan-Dossier gehört? Wir haben eine Kopie.«

Totenstille. Dann ein fernes Grunzen, wie das letzte Keuchen eines sterbenden Hundes. Dann abermals Stille.

»Mr. Velmano? Sind Sie noch da?«

»Ja.«

»Wir haben außerdem eine Kopie des Memos, das Sie am 28. September an Sims Wakefield geschickt haben und in dem Sie darauf hinweisen, dass die Aussichten Ihres Mandanten wesentlich besser wären, wenn Rosenberg und Jensen aus dem Gericht entfernt würden. Wir wissen aus sicherer Quelle, dass diese Idee von jemandem recherchiert wurde, der Einstein

genannt wird und unseres Wissens in einer Bibliothek im sechsten Stock Ihrer Firma sitzt.«

Stille.

Gray fuhr fort: »Wir haben die Story so weit fertig, dass sie in Satz gehen kann, aber wir wollten Ihnen Gelegenheit zu einem

Kommentar geben. Möchten Sie einen Kommentar abgeben, Mr. Velmano?«

»Ich habe Kopfschmerzen.«

»Okay. Sonst noch etwas?«

»Haben Sie vor, das Memo Wort für Wort zu bringen?«

»Ja.«

»Wollen Sie mein Foto bringen?«

»Ja. Es ist ein altes, von einer Anhörung vor dem Senat.«

»Sie Mistkerl.«

»Vielen Dank. Sonst noch etwas?«

»Ich stelle fest, dass Sie bis fünf Uhr gewartet haben. Eine Stunde früher, und wir hätten zum Gericht laufen und diese verdammte Sache stoppen können.«

»Ja, Sir. Das haben wir absichtlich getan.«

»Sie Mistkerl.«

»Okay.«

»Ihnen macht es wohl nichts aus, Leute zu ruinieren, ja?« Die Stimme versagte, und er hörte sich fast bemitleidenswert an. Was für ein wundervolles Zitat. Gray hatte zweimal auf das Bandgerät hingewiesen, aber Velmano war zu schockiert, um daran zu denken.

»Nein, Sir. Sonst noch etwas?«

»Sagen Sie Jackson Feldman, dass die Klage morgen früh um neun, sowie das Gericht öffnet, erhoben wird.«

»Das werde ich tun. Bestreiten Sie, das Memo geschrieben zu

haben?«

»Natürlich.«

»Bestreiten Sie die Existenz des Memos?«

»Es ist pure Erfindung.«

»Es wird kein Verfahren geben, Mr. Velmano, und ich glaube, Sie wissen es.«

Stille, dann: »Sie Mistkerl.«

In den Hörern klickte es, und sie hörten nur noch das Freizeichen. Sie lächelten einander ungläubig an.

»Möchten Sie nicht Journalistin werden, Darby?« fragte Smith Keen.

»Oh, das macht schon Spaß«, sagte sie. »Aber gestern wäre beinahe zweimal jemand über mich hergefallen. Nein, danke.«

Feldman stand auf und deutete auf das Bandgerät. »Ich bin dafür, dass wir nichts davon benutzen.«

»Aber mir hat der Satz über das Ruinieren von Leuten gefallen. Und was ist mit den Prozessdrohungen?«

»Wir brauchen sie nicht, Gray. Die Story nimmt schon jetzt die gesamte Titelseite ein. Vielleicht später.«

Jemand klopfte an die Tür. Es war Krauthammer. »Voyles möchte Sie sehen«, sagte er zu Feldman.

»Bringen Sie ihn her.«

Gray erhob sich, und Darby ging zum Fenster. Die Sonne wurde schwächer, Schatten breiteten sich aus. Der Verkehr kroch die Straße entlang. Von Stummel und seinen Genossen war nichts zu sehen, aber sie waren da, warteten zweifellos darauf, dass es dunkel wurde, planten zweifellos einen letzten Versuch, sie umzubringen, entweder vorbeugend oder aus Rache. Gray sagte, er hätte einen Plan, wie sie nach Redaktionsschluss das Gebäude verlassen könnten, ohne dass es zu einer Schießerei käme, aber er ließ sich nicht näher darüber

aus.

Voyles kam mit K. O. Lewis herein. Feldman machte sie mit Gray Grantham und Darby Shaw bekannt. Voyles ging zu ihr und schaute lächelnd zu ihr auf. »Also Sie sind es, die all das ins Rollen gebracht hat«, sagte er und versuchte, es bewundernd klingen zu lassen. Es funktionierte nicht.

Er war ihr sofort unsympathisch. »Das war wohl eher Mr. Mattiece«, sagte sie kalt. Er wendete sich ab und zog den Trenchcoat aus.

»Können wir uns setzen?« fragte er in den Raum hinein.

Sie ließen sich um den Tisch herum nieder - Voyles, Lewis, Feldman, Keen, Grantham und Krauthammer. Darby blieb am Fenster stehen.

»Ich habe einen offiziellen Kommentar abzugeben«, verkündete Voyles und ließ sich von Lewis ein Blatt Papier reichen. Gray bereitete sich darauf vor, Notizen zu machen.

»Heute vor zwei Wochen haben wir ein Exemplar des Pelikan-Dossiers bekommen und es noch am gleichen Tag dem Weißen Haus übergeben. Es wurde vom stellvertretenden Direktor, K. O. Lewis, Mr. Fletcher Coal persönlich ausgehändigt, der es zusammen mit unserem Tagesbericht für das Weiße Haus erhielt. Bei dieser Zusammenkunft war Special Agent Eric East zugegen. Wir waren der Ansicht, dass es genügend Fragen aufwarf, um der Sache nachzugehen. Aber das ist sechs Tage lang unterblieben, bis Mr. Gavin Verheek, beratender Anwalt des Direktors, in New Orleans ermordet aufgefunden worden war. Daraufhin hat das FBI sofort mit umfassenden Nachforschungen über Victor Mattiece begonnen. Mehr als vierhundert Agenten von siebenundzwanzig Büros waren an der Untersuchung beteiligt, haben mehr als elftausend Stunden erbracht, mehr als sechshundert Leute verhört und Reisen in fünf andere Länder unternommen. Zur Zeit läuft die Untersuchung auf vollen Touren. Wir halten Victor Mattiece für

den Hauptverdächtigen bei den Morden an den Richtern Rosenberg und Jensen, und gegenwärtig versuchen wir, ihn ausfindig zu machen.«

Voyles faltete das Blatt zusammen und gab es Lewis zurück.

»Was werden Sie tun, wenn Sie Mattiece finden?« fragte Grantham.

»Ihn verhaften.«

»Haben Sie einen Haftbefehl?«

»Den werden wir bald haben.«

»Haben Sie eine Ahnung, wo er steckt?«

»Offengestanden, nein. Wir versuchen seit einer Woche, ihn ausfindig zu machen, bisher ohne Erfolg.«

»Hat sich das Weiße Haus in Ihre Nachforschungen bezüglich Mattiece eingemischt?«

»Dazu werde ich mich inoffiziell äußern. Einverstanden?«

Gray warf einen Blick auf den Chefredakteur.
»Einverstanden«, sagte Feldman.

Voyles musterte Feldman, dann Keen, dann Krauthammer, dann Grantham. »Was jetzt kommt, ist inoffiziell, okay? Sie dürfen es unter keinen Umständen verwenden. Sind wir uns darüber einig?«

Sie nickten und beobachteten ihn aufmerksam. Auch Darby beobachtete ihn.

Voyles warf Lewis einen misstrauischen Blick zu. »Vor zwölf Tagen hat der Präsident der Vereinigten Staaten mich im Oval Office aufgefordert, Victor Mattiece als Verdächtigen zu ignorieren. Er hat verlangt, dass wir uns aus der Sache zurückziehen.«

»Hat er einen Grund dafür angegeben?« fragte Grantham.

»Den offenkundigen. Er hat gesagt, es wäre sehr peinlich für ihn und könnte seinen Bemühungen um eine Wiederwahl

schweren Schaden zufügen. Er wäre der Ansicht, dass hinter dem Pelikan-Dossier nicht viel stecke, und wenn wir ihm nachgingen, würde die Presse Wind davon bekommen und er politischen Schaden erleiden.«

Krauthammer hörte mit offenem Mund zu. Keen starrte auf den Tisch. Feldman ließ sich kein Wort entgehen.

»Sind Sie ganz sicher?« fragte Gray.

»Ich habe das Gespräch aufgenommen. Ich habe ein Band, das niemand zu hören bekommt, es sei denn, dass der Präsident diese Unterredung abstreitet.«

Es folgte ein langes Schweigen, während dessen sie diesen niederträchtigen kleinen Bastard und sein Bandgerät bewunderten. Ein Tonband!

Feldman räusperte sich. »Sie haben die Story gelesen. Es gibt eine leere Zeitspanne zwischen dem Tag, an dem das FBI das Dossier bekam, und dem Beginn der Untersuchung. Die muss in der Story erklärt werden.«

»Sie haben meine Stellungnahme. Mehr bekommen Sie nicht.«

»Wer hat Gavin Verheek umgebracht?« fragte Gray.

»Ich kann mich über Details der Untersuchung nicht äußern.«

»Aber Sie wissen es?«

»Wir haben eine Vermutung. Aber mehr sage ich nicht.«

Gray ließ den Blick um den Tisch wandern. Es war offensichtlich, dass Voyles im Moment nicht mehr zu sagen hatte. Die Redakteure genossen den Augenblick.

Voyles lockerte seine Krawatte und lächelte beinahe. »Das ist natürlich inoffiziell, aber wie ist es Ihnen gelungen, Morgan, den toten Anwalt, ausfindig zu machen?«

»Ich kann mich über Details der Untersuchung nicht äußern«, sagte Gray mit einem boshaften Grinsen. Alle lachten.

»Wie geht es jetzt weiter?« fragte Krauthammer Voyles.

»Morgen mittag wird ein Geschworenengericht zusammentreten. Schnelle Anklageerhebung. Wir werden versuchen, Mattiece zu finden, aber das wird schwierig sein. Wir haben keine Ahnung, wo er sich aufhält. Er hat den größten Teil der letzten fünf Jahre auf den Bahamas verbracht, aber er besitzt Häuser in Mexiko, Panama und Paraguay.« Voyles warf zum zweiten Mal einen Blick auf Darby. Sie lehnte neben dem Fenster an der Wand und hörte zu.

»Wann kommt die erste Ausgabe heraus?« fragte Voyles.

»Wir drucken die ganze Nacht hindurch, ab halb elf«, sagte Keen.

»In welcher Ausgabe wird die Story erscheinen?«

»In der Stadt-Spätausgabe, ein paar Minuten vor Mitternacht. Sie hat die höchste Auflage.«

»Werden Sie Coals Foto auf der Titelseite bringen?«

Keen sah Krauthammer an, der Feldman ansah. »Sollten wir wohl. Wir werden Sie dahingehend zitieren, dass das Dossier Fletcher Coal persönlich ausgehändigt wurde, und hn werden wir dahingehend zitieren, dass Mattiece dem Präsidenten vier Komma zwei Millionen Dollar hat zukommen lassen. Ja, ich finde, das Gesicht von Mr. Coal sollte auf der Titelseite erscheinen, zusammen mit denen aller anderen.«

»Das finde ich auch«, sagte Voyles. »Wenn ich um Mitternacht einen Mann herschicke, kann ich dann ein paar Exemplare bekommen?«

»Natürlich«, sagte Feldman. »Warum?«

»Weil ich sie Coal persönlich bringen möchte. Ich möchte um Mitternacht an seine Tür klopfen, ihn im Pyjama sehen und die Zeitung vor seiner Nase schwenken. Dann möchte ich ihm sagen, dass ich mit einer Vorladung vors Geschworenengericht wiederkommen werde, und kurz darauf werde ich eine

Anklageschrift haben. Und danach erscheine ich mit den Handschellen.«

Er sagte das mit solcher Genugtuung, dass es beängstigend war.

»Nur gut, dass Sie keinen Groll gegen ihn hegen«, sagte Gray. Nur Smith Keen fand das spaßig.

»Glauben Sie, dass er vor Gericht gestellt wird?« fragte Krauthammer sofort.

Voyles warf wieder einen Blick auf Darby. »Er wird sich für den Präsidenten opfern. Er wird sich freiwillig vor das Erschießungskommando begeben, um seinen Boss zu retten.«

Feldman schaute auf die Uhr und schob seinen Stuhl vom Tisch zurück.

»Darf ich Sie um einen Gefallen bitten?« fragte Voyles.

»Natürlich. Welchen?«

»Ich würde gern ein paar Minuten allein mit Ms. Shaw reden. Wenn sie nichts dagegen hat.«

Alle sahen Darby an, die mit einem Achselzucken ihr Einverständnis erklärte. Die Redakteure und K. O. Lewis standen auf und verließen den Raum. Darby ergriff Grays Hand und bat ihn zu bleiben. Sie setzten sich Voyles gegenüber an den Tisch.

»Ich wollte mit Ihnen allein sprechen«, sagte Voyles.

»Er bleibt«, sagte sie. »Es ist inoffiziell.«

»Also gut.«

Sie kam ihm zuvor. »Wenn Sie mich verhören wollen - ich äußere mich nur in Gegenwart eines Anwalts.«

Er schüttelte den Kopf. »Nichts dergleichen. Ich habe mich nur gefragt, was Sie nun vorhaben.«

»Weshalb sollte ich Ihnen das sagen?«

»Weil wir Ihnen helfen können.«

»Wer hat Gavin Verheek umgebracht?«

Voyles zögerte. »Inoffiziell.«

»Inoffiziell«, sagte Gray.

»Ich werde Ihnen sagen, wer ihn unserer Ansicht nach umgebracht hat. Aber zuerst möchte ich wissen, wie oft Sie mit ihm gesprochen haben, bevor er umgebracht wurde.«

»Wir haben im Laufe des Wochenendes ein paar Mal miteinander telefoniert. Wir wollten uns vorigen Montag treffen und New Orleans verlassen.«

»Wann fand das letzte Gespräch statt?«

»Sonntagabend.«

»Und wo war er da?«

»In seinem Zimmer im Hilton.«

Voyles holte tief Luft und schaute dann zur Decke. »Und Sie vereinbarten mit ihm das Treffen am Montag?«

»Ja.«

»Kannten Sie ihn persönlich?«

»Nein.«

»Der Mann, der ihn umgebracht hat, war derselbe, den Sie an der Hand hielten, als ihm das Gehirn weggepusht wurde.«

Sie scheute vor der Frage zurück. Gray stellte sie für sie.
»Wer war es?«

»Ein gewisser Khamel.«

Sie rang nach Luft und versuchte, etwas zu sagen. Aber sie schaffte es nicht.

»Das ist ziemlich verwirrend«, sagte Gray, um Sachlichkeit bemüht.

»So könnte man es ausdrücken. Der Mann, der Khamel tötete, ist ein freiberuflich arbeitender Agent, den die CIA angeheuert hat. Er war vor Ort, als Callahan umgebracht wurde, und ich glaube, Darby hat ihn kennengelernt.«

»Rupert«, sagte sie leise.

»Das ist natürlich nicht sein wirklicher Name, aber Rupert tut es auch. Er hat vermutlich zwanzig Namen. Wenn er der ist, von dem ich glaube, dass er es ist, dann ist er Engländer und überaus zuverlässig.«

»Haben Sie eine Ahnung, wie verwirrend das alles ist?« fragte sie.

»Ich kann es mir vorstellen.«

»Weshalb war Rupert in New Orleans? Weshalb ist er ihr gefolgt?« fragte Gray.

»Das ist eine sehr lange Geschichte, und ich kenne nur einen Teil davon. Ich versuche, Abstand von der CIA zu halten, das können Sie mir glauben. Ich habe selbst genug um die Ohren. Es geht auf Mattiece zurück. Vor ein paar Jahren brauchte er mehr Geld, um sein großes Vorhaben in die Tat umzusetzen. Deshalb verkaufte er einen Anteil davon an die Regierung von Libyen. Ich bin nicht sicher, ob das legal war, aber daraufhin schaltete sich die CIA ein. Allem Anschein nach überwachte sie Mattiece und die Libyer sehr eingehend, und als es zu dem Prozess kam, verfolgte ihn die CIA. Ich glaube nicht, dass sie Mattiece bei den Richtermorden verdächtigte, aber nur wenige Stunden, nachdem wir dem Weißen Haus ein Exemplar ausgehändigt hatten, erhielt auch Bob Gminski eine Kopie Ihres kleinen Dossiers. Fletcher Coal gab sie ihm. Ich habe keine Ahnung, wem Gminski etwas von dem Dossier erzählt hat, aber die falschen Worte gelangten in die falschen Ohren, und vierundzwanzig Stunden später war Mr. Callahan tot. Und Sie, meine Liebe, haben sehr viel Glück gehabt.«

»Weshalb fühle ich mich dann nicht glücklich?« sagte sie.

»Das erklärt Rupert nicht«, sagte Gray.

»Ich weiß es nicht mit Sicherheit, aber ich vermute, dass Gminski sofort Rupert losschickte mit dem Auftrag, Darby im Auge zu behalten. Ich glaube, das Dossier beunruhigte Gminski

anfänglich mehr als uns alle. Wahrscheinlich schickte er Rupert los, damit er sich an Darby hängte, teils, um sie zu beobachten, teils, um sie zu beschützen. Dann fliegt der Wagen in die Luft, und damit hatte Mr. Mattiece das Dossier bestätigt. Welchen anderen Grund könnte es geben, Callahan und Darby umzubringen? Ich habe Grund zu der Annahme, dass sich nur ein paar Stunden, nachdem der Wagen explodierte, Dutzende von CIA-Leuten in New Orleans aufhielten.«

»Aber warum?«

»Das Dossier hatte sich als stimmig erwiesen, und Mattiece brachte Leute um. Der größte Teil seiner Firmen sitzt in New Orleans. Und ich glaube, die CIA war sehr besorgt wegen Darby. Zu ihrem Glück. Sie war zur Stelle, als es darauf ankam.«

»Wenn die CIA so schnell handelte, weshalb haben Sie es dann nicht getan?« fragte sie.

»Gute Frage. Wir hielten nicht soviel von dem Dossier, und wir wussten nicht einmal halb soviel wie die CIA. Es kam uns ziemlich unwahrscheinlich vor, und wir hatten ein Dutzend andere Verdächtige. Wir haben es ganz einfach unterschätzt. Außerdem hatte der Präsident uns angewiesen, die Finger davon zu lassen, und das fiel uns nicht schwer, weil ich noch nie von Mattiece gehört hatte. Ich hatte keinen Grund, seiner Anweisung zuwiderzuhandeln. Aber dann wurde mein Freund Gavin umgebracht, und daraufhin setzte ich die Truppen in Marsch.«

»Weshalb hat Coal Gminski das Dossier gegeben?« fragte Gray.

»Es hat ihm Angst gemacht. Und, um die Wahrheit zu sagen, das ist einer der Gründe, weshalb wir es ihm zukommen ließen. Gminski ist – nun ja, Gminski ist eben Gminski, und manchmal tut er Dinge auf seine Art, ohne Rücksicht auf kleine Hindernisse wie Gesetze und dergleichen. Coal wollte das Dossier überprüft haben, und er glaubte, Gminski würde das

schnell und unauffällig tun.«

»Also war Gminski Coal gegenüber nicht aufrichtig.«

»Er hasst Coal, wofür ich vollstes Verständnis habe. Gminski ist nur dem Präsidenten Rechenschaft schuldig und, nein, er war Coal gegenüber nicht aufrichtig. Es ging alles so schnell. Vergessen Sie nicht, es ist gerade erst zwei Wochen her, dass Gminski, Coal, der Präsident und ich das Dossier zum ersten Mal sahen. Wahrscheinlich hatte Gminski vor, dem Präsidenten einen Teil der Geschichte zu erzählen, hatte aber einfach keine Gelegenheit dazu.«

Darby schob ihren Stuhl zurück und trat wieder ans Fenster. Draußen war es inzwischen dunkel, und der Verkehr war dicht und stockend. Es war gut und schön, diese Geheimnisse erklärt zu bekommen, aber sie warfen nur weitere Fragen auf. Sie wollte einfach verschwinden. Sie hatte es satt, auf der Flucht zu sein und gejagt zu werden; hatte es satt, mit Gray Reporter zu spielen; hatte es satt, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wer was getan hatte und warum; hatte das Schuldgefühl satt, das sie seit der Niederschrift dieses verdamnten Dossiers nicht verlassen hatte; hatte es satt, sich alle drei Tage eine neue Zahnbürste kaufen zu müssen. Sie sehnte sich nach einem kleinen Haus an einem abgelegenen Stück Strand ohne Telefone und ohne Leute, die sich hinter Fahrzeugen und Torpfosten versteckten. Sie wollte drei Tage lang schlafen, ohne Alpträume zu haben und ohne Schatten zu sehen. Es war Zeit, zu verschwinden.

Gray beobachtete sie genau. »Man ist ihr nach New York und dann hierher gefolgt«, sagte er zu Voyles. »Wer ist es?«

»Sind Sie sicher?« fragte Voyles.

»Sie haben den ganzen Tag auf der Straße gestanden und das Gebäude beobachtet«, sagte Darby und deutete mit einem Kopfnicken auf das Fenster.

»Wir haben aufgepasst«, sagte Gray. »Sie sind irgendwo da

draußen.«

Voyles schien skeptisch. »Haben Sie sie früher schon einmal gesehen?« fragte er Darby.

»Einen von ihnen. Er hat mich bei dem Gedenkgottesdienst für Thomas in New Orleans beobachtet. Er hat mich durchs French Quarter gejagt. Er hätte mich beinahe in Manhattan gefunden, und vor ungefähr fünf Stunden habe ich gesehen, wie er mit einem anderen Mann redete. Ich bin ganz sicher, dass er es war.«

»Wer ist es?« fragte Gray Voyles noch einmal.

»Ich glaube nicht, dass die CIA Sie jagen würde.«

»Oh, der hat mich gejagt.«

»Sehen Sie sie jetzt?«

»Nein. Sie sind vor zwei Stunden verschwunden. Aber sie sind irgendwo da draußen.«

Voyles stand auf und streckte seine dicken Arme. Er wanderte langsam um den Tisch herum und wickelte eine Zigarre aus. »Stört es Sie, wenn ich rauche?«

»Ja, es stört mich«, sagte sie. Er legte die Zigarre auf den Tisch.

»Wir können helfen«, sagte er.

»Ich will Ihre Hilfe nicht«, sagte sie zum Fenster.

»Was wollen Sie dann?«

»Ich will das Land verlassen, aber wenn ich es tue, will ich absolut sicher sein, dass mir niemand folgt. Nicht das FBI, nicht Sie, nicht Rupert oder einer von seinen Kumpanen.«

»Sie werden zurückkommen und vor dem Geschworenengericht aussagen müssen.«

»Nur, wenn man mich finden kann. Ich gehe an einen Ort, an dem man sich um Vorladungen nicht zu kümmern braucht.«

»Was ist mit der Verhandlung? Bei der Verhandlung werden

Sie gebraucht.«

»Die findet frühestens in einem Jahr statt. Darüber denke ich nach, wenn es soweit ist.«

Voyles steckte die Zigarre in den Mund, zündete sie aber nicht an. »Ich schlage Ihnen einen Handel vor.«

»Ich bin nicht in der richtigen Stimmung für einen Handel.« Sie lehnte jetzt an der Wand und sah abwechselnd ihn und Gray an.

»Es ist ein guter Handel. Ich habe Flugzeuge und Hubschrauber und massenhaft Leute, die bewaffnet sind und kein bisschen Angst haben vor diesen Kerlen, die da draußen Verstecken spielen. Erstens bringen wir Sie aus diesem Gebäude heraus, ohne dass jemand es merkt. Zweitens setzen wir Sie in mein Flugzeug und fliegen Sie an jeden von Ihnen gewünschten Ort. Drittens, von dort aus können Sie verschwinden. Sie haben mein Wort, dass wir Ihnen nicht folgen werden. Und viertens, Sie gestatten mir, über Mr. Grantham hier mit Ihnen in Verbindung zu treten, falls es dringend erforderlich werden sollte, aber nur dann.«

Sie sah Gray an, während Voyles sein Angebot machte, und es war offensichtlich, dass ihm der Handel gefiel. Sie verzog keine Miene, aber verdammt nochmal, es hörte sich gut an. Wenn sie Gavin nach seinem ersten Anruf vertraut hätte, dann wäre er noch am Leben, und sie hätte Khamel nie bei der Hand gehalten. Wenn sie New Orleans mit Gavin verlassen hätte, als er es vorschlug, wäre er nicht ermordet worden. Darüber hatte sie in den letzten sieben Tagen alle fünf Minuten nachgedacht.

Diese Sache war größer, als dass sie sie hätte verkraften können. Es kommt ein Punkt, an dem man aufgibt und anfängt, Leuten zu vertrauen. Sie mochte diesen Mann nicht, aber in den letzten zehn Minuten war er ihr gegenüber bemerkenswert ehrlich gewesen.

»Ist es Ihr Flugzeug? Und Ihre Piloten?«

»Ja.«

»Wo steht es?«

»In Andrews.«

»Machen wir es so. Ich steige in das Flugzeug, und es fliegt nach Denver. Und niemand ist an Bord außer mir, Gray und Ihren Piloten. Und eine halbe Stunde nach dem Start weise ich den Piloten an, nach - sagen wir - Chicago zu fliegen. Kann er das tun?«

»Er muss den Flugplan vorlegen, bevor er startet.«

»Ich weiß. Aber Sie sind der Direktor des FBI und können einiges bewirken.«

»Okay. Was passiert, wenn Sie in Chicago angekommen sind?«

»Ich verlasse allein die Maschine, und sie fliegt mit Gray nach Andrews zurück.«

»Und was tun Sie in Chicago?«

»Ich tauche in einem von Menschen wimmelnden Flughafen unter und fliege mit der nächsten Maschine weiter.«

»Das dürfte funktionieren. Und Sie haben mein Wort, dass wir Ihnen nicht folgen werden.«

»Ich weiß. Entschuldigen Sie, dass ich so vorsichtig bin.«

»Der Handel gilt. Wann möchten Sie von hier fort?«

Sie sah Gray an. »Wann?«

»Ich brauche eine Stunde, um den Text noch einmal zu überarbeiten und Mr. Voyles' Kommentar einzufügen.«

»In einer Stunde«, sagte sie zu Voyles.

»Ich warte auf Sie.«

»Können wir allein reden?« sagte sie zu Voyles und deutete mit einem Kopfnicken auf Gray.

»Natürlich.« Er ergriff seinen Trenchcoat. An der Tür blieb er noch einmal stehen und lächelte sie an. »Sie sind eine tolle Frau,

Ms. Shaw. Mit Ihrem Verstand und Ihrem Mut haben Sie einen der widerwärtigsten Männer in diesem Land zur Strecke gebracht. Ich bewundere Sie. Und ich verspreche Ihnen, dass ich Ihnen gegenüber immer aufrichtig sein werde.«

Er steckte die Zigarre in die Mitte seines freundlichen Lächelns und verließ den Raum.

Sie schauten zu, wie die Tür geschlossen wurde. »Glauben Sie, dass ich in Sicherheit sein werde?« fragte sie.

»Ja. Ich glaube, er meint es ehrlich. Außerdem hat er Männer, die Sie hier herausbringen können. Es ist okay, Darby.«

»Sie können mich doch begleiten, nicht wahr?«

»Natürlich.«

Sie ging zu ihm und legte ihm die Arme um die Taille. Er hielt sie fest umschlungen und machte die Augen zu.

Um sieben versammelten sich die Redakteure an diesem Dienstagabend zum letzten Mal um den Tisch herum. Sie lasen schnell den Abschnitt mit Voyles' Kommentar, den Gray noch eingefügt hatte. Feldman kam etwas später herein, mit einem gewaltigen Lächeln.

»Ihr werdet es nicht glauben«, sagte er. »Ich hatte zwei Anrufe. Ludwig hat aus China angerufen. Der Präsident hat ihn dort ausfindig gemacht und ihn angefleht, die Story vierundzwanzig Stunden zurückzuhalten. Ludwig, immer der Gentleman, hörte respektvoll zu und sagte höflich nein. Der zweite Anruf kam von Richter Roland, einem alten Freund von mir. Allem Anschein nach haben ihn die Jungs von White and Blazeovich vom Esstisch weggeholt und darum gebeten, noch heute abend eine Verhandlung anzusetzen und eine einstweilige Verfügung zu erlassen. Richter Roland hörte ziemlich respektlos zu und sagte unhöflich nein.«

»Also bringen wir das Ding!« rief Krauthammer.

DREIUNDVIERZIG

Der Start ging glatt vonstatten, und der Jet flog westwärts, angeblich nach Denver. Er war angemessen, aber keinesfalls luxuriös ausgestattet; schließlich gehörte er den Steuerzahlern und stand einem Mann zur Verfügung, der sich nicht viel aus den feineren Dingen des Lebens machte. Kein guter Whisky, stellte Gray fest, als er in den Schränken nachsah. Voyles war Abstinenzler, und das ärgerte Gray in diesem Moment - er war Gast an Bord und hatte großen Appetit auf einen Drink. Er fand zwei halbgekühlte Sprite im Kühlschrank und gab eine davon Darby.

Der Jet schien seine Flughöhe erreicht zu haben. Der Kopilot erschien an der Kabinentür. Er war höflich und stellte sich vor.

»Uns wurde gesagt, dass Sie uns kurz nach dem Start ein neues Ziel nennen würden.«

»Stimmt«, sagte Darby.

»Gut. In ungefähr zehn Minuten müssen wir es wissen.«

»Okay.«

»Gibt es in diesem Ding irgendwo etwas Alkoholisches?« fragte Gray.

»Nein. Tut mir leid.« Der Kopilot lächelte und kehrte ins Cockpit zurück.

Darby und ihre langen Beine nahmen den größten Teil der kleinen Couch ein, aber er war entschlossen, neben ihr Platz zu finden. Er hob ihre Füße an und setzte sich ans Ende. Sie lagen auf seinem Schoß. Rote Zehennägel. Er streichelte ihre Knöchel und dachte an nichts anderes als an dieses große Ereignis dass er ihre Füße hielt. Für ihn war das etwas sehr Intimes, aber ihr schien es nichts auszumachen. Sie lächelte jetzt sogar ein wenig,

entspannte sich. Es war vorbei.

»Haben Sie Angst gehabt?« fragte er.

»Ja. Und Sie?«

»Ja, aber ich fühlte mich gleichzeitig sicher. Ich meine, es ist schwierig, sich gefährdet vorzukommen, wenn man von sechs bewaffneten Männern umgeben ist. Und es ist schwierig, in einem fensterlosen Transporter das Gefühl zu haben, dass man beobachtet wird.«

»Voyles hat es Spaß gemacht, meinen Sie nicht auch?«

»Er war wie Napoleon, machte Pläne und befahl seine Truppen. Für ihn war es ein großer Augenblick. Morgen früh wird er unter Beschuss geraten, aber es wird von ihm abprallen. Der einzige Mensch, der ihn entlassen kann, ist der Präsident, und ich würde sagen, er kann Voyles im Moment nichts anhaben.«

»Und die Morde sind aufgeklärt. Ihm muss sehr wohl sein in seiner Haut.«

»Ich glaube, wir haben seine Amtszeit um zehn Jahre verlängert. Ausgerechnet wir!«

»Ich glaube, er ist tüchtig«, sagte Darby. »Anfangs mochte ich ihn nicht, aber irgendwie nimmt er einen für sich ein. Als er von Verheek sprach, sah ich eine Spur von Feuchtigkeit in seinen Augen.«

»Ein reizender Mensch. Ich bin sicher, Fletcher Coal wird entzückt sein, wenn dieser nette kleine Mann in ein paar Stunden bei ihm aufkreuzt.«

Ihre Füße waren lang und schlank. Einfach perfekt. Er streichelte den Spann und kam sich vor wie ein Schuljunge, der bei der zweiten Verabredung vom Knie aus höher vordringt. Sie waren blass und brauchten Sonne, und er wusste, sie würden in wenigen Tagen braun sein, und zwischen den Zehen würde sich Sand festgesetzt haben. Sie hatte ihn nicht eingeladen, sie später

zu besuchen, und das beunruhigte ihn. Er hatte keine Ahnung, wohin sie wollte, und das war Absicht. Vielleicht wusste sie selbst noch nicht, wo sie landen würde.

Das Spiel mit den Füßen erinnerte sie an Thomas. Jetzt, in dem leise dröhnenden und leicht vibrierenden Jet, war er plötzlich viele Meilen von ihr entfernt. Er war erst seit zwei Wochen tot, aber es kam ihr viel länger vor. So vieles hatte sich verändert. Es war besser so. Wenn sie noch in Tulane wäre, an seinem Büro vorbeigehen, seinen Hörsaal sehen, mit anderen Professoren reden, von der Straße aus zu seiner Wohnung hinaufschauen würde, dann wäre das fürchterlich aufwühlend. Auf lange Sicht sind die kleinen Erinnerungen angenehm, aber in der Zeit des Trauerns stehen sie im Wege. Sie war jetzt ein anderer Mensch, mit einem anderen Leben an einem anderen Ort.

Und ein anderer Mann streichelte ihre Füße. Anfangs war er eine Pest gewesen, arrogant und aufdringlich, ein typischer Reporter. Aber er war sehr schnell aufgetaut, und unter der zynischen Schale war ein warmherziger Mann zum Vorschein gekommen, der sie offensichtlich sehr gern hatte.

»Morgen ist ein großer Tag für Sie«, sagte sie.

Er trank einen Schluck Sprite. Er hätte ein kleines Vermögen bezahlt für ein eiskaltes Importbier in einer grünen Flasche. »Großer Tag«, sagte er, die Zehen bewundernd. Es würde mehr sein als nur ein großer Tag, aber er hatte das Gefühl, es herunterspielen zu müssen. In diesem Augenblick galten seine Gedanken ihr, nicht dem Chaos des morgigen Tages.

»Was wird passieren?« fragte sie.

»Ich werde wohl in die Redaktion zurückkehren und darauf warten, dass die Bombe einschlägt. Smith Keen hat gesagt, er würde die ganze Nacht dort sein. Eine Menge Leute werden sehr früh kommen. Wir versammeln uns im Konferenzraum, und weitere Fernseher werden hereingebracht. Wir verbringen den

Vormittag damit, zuzusehen, was sich tut. Es wird ein Mordsspaß sein, die offizielle Stellungnahme des Weißen Hauses zu hören. White and Blazevich werden etwas von sich geben. Bei Mattiece bin ich da nicht so sicher. Von Runyan wird ein Kommentar kommen. Voyles wird eine große Rolle spielen. Die Anwälte werden Geschworenengerichte einberufen. Und bei den Politikern wird das ganz große Flattern anfangen. Sie werden den ganzen Tag über auf dem Capitol Hill Pressekonferenzen abhalten. Es wird ein Tag werden, an dem eine wichtige Nachricht auf die andere folgt. Schade, dass Sie das verpassen werden.«

Sie gab ein sarkastisches kleines Schnauben von sich. »Was wird Ihre nächste Story sein?«

»Wahrscheinlich Voyles und sein Tonband. Es ist damit zu rechnen, dass das Weiße Haus jede Einmischung bestreitet, und wenn für Voyles die Tinte zu heiß wird, schlägt er zurück. Ich möchte dieses Band haben.«

»Und danach?«

»Das hängt davon ab, wie sich die Dinge entwickeln. Nach sechs Uhr morgen früh haben wir die Konkurrenz auf dem Hals. Es wird eine Million Gerüchte und tausend Stories geben, und jede Zeitung im Lande wird mitmischen wollen.«

»Aber Sie werden der Star sein«, sagte sie bewundernd, aber nicht sarkastisch.

»Ja, ich werde meine Viertelstunde haben.«

Der Kopilot klopfte und öffnete die Tür. Er sah Darby an.

»Atlanta«, sagte sie, und er machte die Tür wieder zu.

»Warum Atlanta?« fragte Gray.

»Sind Sie schon einmal in Atlanta umgestiegen?«

»Natürlich.«

»Haben Sie sich beim Umsteigen in Atlanta schon einmal verlaufen?«

»Ich glaube, ja.«

»Plädoyer beendet. Der Flughafen ist riesig und herrlich überfüllt.«

Er leerte die Dose und stellte sie auf den Boden. »Und wohin von dort aus?« Er wusste, dass er nicht fragen sollte, weil sie es ihm nicht von sich aus gesagt hatte. Aber er wollte es wissen.

»Ich fliege so schnell wie möglich irgendwohin. Auf die übliche Tour mit Tickets zu vier verschiedenen Flughäfen. Es ist wahrscheinlich unnötig, aber ich fühle mich dabei sicherer. Zum Schluss werde ich irgendwo in der Karibik landen.«

Irgendwo in der Karibik. Das engte es auf an die tausend Inseln ein. Weshalb war sie so vage? Vertraute sie ihm nicht? Er saß da und spielte mit ihren Füßen, und sie wollte ihm nicht verraten, wohin sie reiste.

»Was soll ich Voyles sagen?«

»Ich rufe Sie an, wenn ich angekommen bin. Vielleicht schreibe ich auch ein paar Zeilen.«

Großartig! Sie würden Brieffreunde sein. Er konnte ihr seine Stories schicken, und sie schickte ihm Ansichtskarten vom Strand.

»Wollen Sie sich vor mir verstecken?« fragte er und sah sie dabei an.

»Ich weiß noch nicht, wo ich landen werde, Gray. Das ergibt sich erst, wenn ich dort bin.«

»Aber Sie werden anrufen?«

»Ja, irgendwann. Ich verspreche es.«

Um elf Uhr abends waren nur noch fünf Anwälte von White and Blazeovich im Hause, und sie saßen im Büro von Marty Velmano im zehnten Stock. Velmano, Sims Wakefield, Jarreld Schwabe, Nathaniel (Einstein) Jones und ein bereits im Ruhestand befindlicher Partner namens Frank Cortz. Auf

Velmanos Schreibtisch standen zwei Flaschen Scotch. Die eine war ganz leer, die andere fast. Einstein hockte allein in einer Ecke und murmelte vor sich hin. Er hatte wirres, struppiges graues Haar und eine spitze Nase und sah in der Tat verrückt aus. Besonders jetzt. Sims Wakefield und Jarreld Schwabe saßen vor dem Schreibtisch, ohne Krawatte und mit aufgekrempeelten Hemdsärmeln.

Cortz beendete ein Telefongespräch mit einem Mitarbeiter von Victor Mattiece. Er übergab Velmano das Telefon, der es auf den Schreibtisch stellte.

»Das war Strider«, berichtete Cortz. »Sie sind in Kairo in der Penthouse-Suite irgendeines Hotels. Mattiece will nicht mit uns reden. Strider sagt, er ist übergeschnappt und benimmt sich höchst merkwürdig. Er hat sich in seinem Zimmer eingeschlossen und denkt natürlich nicht daran, auf diese Seite des Ozeans zurückzukehren. Strider hat gesagt, sie hätten die Jungs mit den Kanonen angewiesen, sofort aus der Stadt zu verschwinden. Die Jagd ist abgeblasen. Die Katze ist aus dem Sack.«

»Und was tun wir jetzt?« fragte Wakefield.

»Wir sind auf uns allein gestellt«, sagte Cortz. »Mattiece will von uns nichts mehr wissen.«

Sie redeten ruhig und bedächtig. Das Anschreien hatte Stunden zuvor aufgehört. Wakefield hatte Velmano wegen des Memos Vorwürfe gemacht. Velmano gab Cortz die Schuld, weil er der Firma einen derart anrühigen Mandanten zugeführt hatte. Das war vor zwölf Jahren, krächzte Cortz zurück, und seither haben wir seine dicken Honorare gern eingesteckt. Schwabe gab Velmano und Wakefield die Schuld, weil sie mit dem Memo so unvorsichtig umgegangen waren. Sie zogen Morgan wieder und wieder durch den Dreck. Nur er konnte es gewesen sein. Einstein saß in der Ecke und beobachtete sie. Aber das alles lag jetzt hinter ihnen.

»Grantham hat nur mich und Sims erwähnt«, sagte Velmano.
»Ihr anderen dürftet in Sicherheit sein.«

»Weshalb verschwinden Sie und Sims nicht einfach aus dem Land?« fragte Schwabe.

»Ich bin morgen früh um sechs in New York«, sagte Velmano. »Dann nach Europa für einen Monat von Ort zu Ort.«

»Ich kann nicht verschwinden«, sagte Wakefield. »Ich habe eine Frau und sechs Kinder.«

Sie hatten sich jetzt fünf Stunden sein Gejammer wegen seiner sechs Kinder anhören müssen. Als ob sie keine Familien hätten. Velmano war geschieden, und seine beiden Kinder waren erwachsen. Sie konnten damit fertig werden. Und er konnte damit fertig werden. Es war ohnehin Zeit, in den Ruhestand zu treten. Er hatte massenhaft Geld beiseite geschafft, und er liebte Europa, vor allem Spanien, deshalb hieß es für ihn adiós. Irgendwie tat Wakefield ihm leid, der erst zweiundvierzig war und nicht sonderlich viel Geld besaß. Er verdiente gut, aber seine Frau war eine Verschwenderin, die versessen war auf Kinder. Wakefield war ziemlich verstört.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll«, sagte Wakefield zum dreißigsten Mal. »Ich weiß es einfach nicht.«

Schwabe versuchte, ihm ein bisschen zu helfen. »Ich finde, Sie sollten es Ihrer Frau sagen. Ich habe keine, aber wenn ich eine hätte, würde ich versuchen, sie darauf vorzubereiten.«

»Das kann ich nicht«, sagte Wakefield kläglich.

»Natürlich können Sie das. Sie können es ihr entweder jetzt sagen oder sechs Stunden warten, bis sie Ihr Foto auf der Titelseite der *Post* sieht. Sie müssen es ihr sagen, Sims.«

»Das kann ich nicht.« Er weinte beinahe.

Schwabe sah Velmano und Cortz an.

»Und was wird aus meinen Kindern?« fragte Wakefield.
»Mein ältester Sohn ist dreizehn.« Er rieb sich die Augen.

»Nicht nervös werden, Sims. Nehmen Sie sich zusammen«, sagte Cortz.

Einstein stand auf und ging zur Tür. »Ich fahre in mein Haus in Florida. Rufen Sie nicht an, wenn es nicht unbedingt sein muss.« Er ging hinaus und knallte die Tür hinter sich zu.

Wakefield erhob sich matt und steuerte auf die Tür zu.

»Wo wollen Sie hin, Sims?« fragte Schwabe.

»In mein Büro.«

»Weshalb?«

»Ich muss mich eine Weile hinlegen. Sonst ist alles okay.«

»Ich kann Sie heimfahren«, sagte Schwabe. Sie musterten ihn eingehend. Er öffnete die Tür.

»Das ist nicht nötig«, sagte er, und er hörte sich kräftiger an. Er ging und machte die Tür hinter sich zu.

»Glauben Sie, dass mit ihm alles in Ordnung ist?« fragte Schwabe Velmano.

»Nein, das glaube ich nicht«, sagte Velmano. »Wir haben alle schon bessere Tage gehabt. Vielleicht sollten Sie in ein paar Minuten nachsehen, wie es ihm geht.«

»Das werde ich tun«, sagte Schwabe.

Wakefield steuerte zielstrebig auf die Treppe zu und ging eine Etage tiefer in den neunten Stock. Als er sich seinem Büro näherte, beschleunigte er seine Schritte. Er weinte, als er die Tür hinter sich abschloss.

Tu es schnell! Vergiss den Abschiedsbrief. Wenn du ihn schreibst, redest du dich nur selbst aus der Sache heraus. In der Lebensversicherung steckt eine Million. Er öffnete eine Schreibtischschublade. Denk nicht an die Kinder. Es würde dasselbe sein, wie wenn er bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen wäre. Er zog die .38er unter einer Akte hervor. Tue es schnell! Schau nicht zu ihren Fotos an der Wand.

Vielleicht würden sie es eines Tages verstehen. Er steckte sie tief in den Mund und zog den Abzug durch.

Die Limousine kam vor dem zweigeschossigen Haus in Dumbarton Oaks, einem Teil von Georgetown, zum Stehen. Sie blockierte die Straße, aber das machte nichts, denn es war zwanzig Minuten nach Mitternacht, und es gab keinen Verkehr. Voyles und zwei Agenten stiegen aus dem Fond des Wagens und gingen rasch auf die Haustür zu. Voyles hatte eine Zeitung in der Hand. Er hämmerte mit der Faust gegen die Tür.

Coal schlief nicht. Er saß im Dunkeln in seinem Arbeitszimmer, in Pyjama und Bademantel, was Voyles sehr freute, als er an die Tür kam.

»Hübscher Pyjama«, sagte Voyles, seine Hose bewundernd.

Coal trat auf die winzige Betonveranda heraus. Die beiden Agenten schauten von dem schmalen Gehsteig aus zu. »Was zum Teufel wollen Sie?« fragte er langsam.

»Ich wollte Ihnen nur das hier bringen«, sagte Voyles und hielt ihm die Zeitung vors Gesicht. »Da ist ein hübsches Bild von Ihnen, direkt neben dem Präsidenten, wie er Mattiece umarmt. Ich weiß, wie sehr Sie Zeitungen lieben, deshalb dachte ich, ich sollte Ihnen eine bringen.«

»Morgen wird Ihr Gesicht darin sein«, sagte Coal, als hätte er die Story bereits geschrieben.

Voyles warf ihm die Zeitung vor die Füße und wendete sich zum Gehen. »Ich habe ein paar Tonbänder, Coal. Wenn Sie anfangen zu lügen, ziehe ich Ihnen in aller Öffentlichkeit die Hose runter.«

Coal starrte ihn an, sagte aber nichts.

Voyles hatte die Straße fast erreicht. »In zwei Tagen komme ich mit einer Vorladung wieder«, brüllte er. »Ich komme gegen zwei Uhr nachts und übergebe sie Ihnen selbst.« Er war beim

Wagen angekommen. »Als nächstes bringe ich dann die Anklage. Natürlich wird Ihr Arsch bis dahin Geschichte sein, und der Präsident wird einen anderen Haufen Idioten haben, die ihm sagen, was er tun soll.« Er verschwand in der Limousine, und sie brauste davon.

Coal hob die Zeitung auf und ging ins Haus.

VIERUNDVIERZIG

Gray und Smith Keen saßen allein im Konferenzraum und lasen den gedruckten Text. Die Zeit der Begeisterung darüber, eine seiner Stories auf der Titelseite zu sehen, lag viele Jahre zurück, aber diese ließ ihn nicht kalt. Es hatte noch nie eine größere gegeben. Darüber waren säuberlich die Gesichter aufgereiht: Mattiece, wie er den Präsidenten umarmt, Coal telefonierend auf einem offiziellen Foto des Weißen Hauses, Velmano während der Anhörung vor einem Unterausschuss, Wakefield, aus einem Gruppenbild von einem Anwaltstreffen herausgeschnitten, Verheek, der auf einer FBI-Veröffentlichung in die Kamera lächelt, Callahan aus dem Jahrbuch und Morgan auf einem aus dem Video herausgeholten Foto. Mrs. Morgan hatte ihre Einwilligung gegeben. Eine Stunde zuvor hatte Paypur, der Polizeireporter der Nachtschicht, ihnen von Wakefield erzählt. Er tat Gray leid, aber er wollte sich deshalb keine Vorwürfe machen.

Abgesehen von Wakefields Tod gab es vorerst keine Neuigkeiten. Die Fernsehstationen schalteten zwischen dem Weißen Haus, dem Obersten Bundesgericht und den Schreibtischen der Redakteure hin und her. Sie warteten vorm Hoover Building, in dem zur Zeit völlige Stille herrschte. Sie brachten die Fotos aus den Zeitungen. Sie konnten Velmano nicht finden. Sie spekulierten über Mattiece. CNN zeigte Live-Aufnahmen vom Haus der Morgans in Alexandria, aber Morgans Schwiegervater hielt die Kameras vom Grundstück fern. NBC hatte einen Reporter vor dem Gebäude stehen, in dem White and Blazeovich ihre Büros hatten, aber er konnte nichts Neues berichten. Und obwohl ihr Name in der Story nicht genannt wurde, war die Identität der Verfasserin des Dossiers

kein Geheimnis. Es gab massenhaft Spekulationen über Darby Shaw.

Um sieben war der Raum gedrängt voll, und es herrschte Stille. Die vier Bildschirme zeigten alle das gleiche Bild - Zikman steuerte im Presseraum des Weißen Hauses nervös aufs Podium zu. Er war müde und sah mitgenommen aus. Er verlas eine kurze Erklärung, in der das Weiße Haus zugab, über verschiedene von Victor Mattiece kontrollierte Kanäle Wahlkampfuwendungen erhalten zu haben, aber er bestritt energisch, dass irgend etwas von dem Geld schmutzig gewesen war. Der Präsident war nur einmal mit Mr. Mattiece zusammengetroffen, und damals war er noch Vizepräsident gewesen. Seit er zum Präsidenten gewählt worden war, hatte er nicht mehr mit dem Mann gesprochen, und er betrachtete ihn ganz gewiss nicht als Freund, ungeachtet des Geldes. Für den Wahlkampf waren mehr als fünfzig Millionen gespendet worden, und der Präsident hatte nichts davon in die Hand bekommen. Dafür hatte er ein Komitee. Niemand im Weißen Haus hatte versucht, sich in die Ermittlungen gegen Mattiece als Verdächtigen einzumischen, und alle gegenteiligen Behauptungen waren eindeutig falsch. Ihren bescheidenen Kenntnissen zufolge lebte Mr. Mattiece nicht mehr in diesem Land. Der Präsident begrüßte eine eingehende Untersuchung der in der *Post-Story* erhobenen Anschuldigungen, und falls Mr. Mattiece diese grauenhaften Verbrechen begangen haben sollte, würde er vor Gericht gestellt werden. Dies war lediglich eine erste Stellungnahme. Eine reguläre Pressekonferenz würde folgen. Zikman verließ das Podium ein wenig zu eilig.

Es war eine schwächliche Vorstellung von einem beunruhigten Pressesprecher, und Gray war erleichtert. Er fühlte sich plötzlich eingekesselt und brauchte frische Luft. Er fand Smith Keen vor der Tür.

»Lassen Sie uns frühstücken gehen«, flüsterte er.

»Gern.«

»Außerdem muss ich bei meiner Wohnung vorbeifahren, wenn es Ihnen recht ist. Ich bin seit vier Tagen nicht mehr dort gewesen.«

An der Fünfzehnten winkten sie ein Taxi heran und genossen die frische Herbstluft, die durch die offenen Fenster hereinwehte.

»Wo ist die Frau?« fragte Keen.

»Ich habe keine Ahnung. Ich habe sie vor ungefähr neun Stunden in Atlanta zuletzt gesehen. Sie hat gesagt, sie wollte in die Karibik.«

Keen grinste. »Ich nehme an, Sie möchten bald einen langen Urlaub haben.«

»Wie haben Sie das erraten?«

»Wir haben eine Menge Arbeit vor uns, Gray. Im Augenblick stecken wir mitten in der Explosion, und bald werden die Trümmer herunterregnen. Sie sind der Mann der Stunde, aber Sie müssen am Ball bleiben. Sie müssen die Trümmer einsammeln.«

»Ich kenne meinen Job, Keen.«

»Ja, aber Sie haben so einen verträumten Ausdruck in den Augen. Der macht mir Sorgen.«

»Sie werden dafür bezahlt, dass Sie sich Sorgen machen.«

Sie hielten an der Kreuzung Pennsylvania Avenue. Das Weiße Haus stand majestätisch vor ihnen. Es war beinahe November, und der Wind fegte Blätter über den Rasen.

FÜNFUNDVIERZIG

Nach acht Tagen in der Sonne war die Haut braun genug, und das Haar nahm wieder seine natürliche Farbe an. Vielleicht hatte sie es doch nicht ruiniert. Sie wanderte meilenweit an den Stränden entlang und aß nur gegrillten Fisch und einheimische Früchte. An den ersten paar Tagen schlief sie sehr viel, dann hatte sie genug davon.

Die erste Nacht hatte sie in San Juan verbracht, wo sie eine Reiseveranstalterin fand, die behauptete, eine Expertin für die Virgin Islands zu sein. Die Dame besorgte ihr ein kleines Zimmer in einer Pension in der Innenstadt von Charlotte Amalie auf der Insel St. Thomas. Darby wollte Gedränge und dichten Verkehr in engen Straßen, zumindest für ein paar Tage. In dieser Beziehung war Charlotte Amalie ideal. Die Pension lag auf einer Anhöhe, vier Blocks vom Hafen entfernt, und ihr Zimmer lag im dritten Stock. An dem gesprungenen Fenster gab es weder Vorhänge noch Läden, und am ersten Morgen wurde sie von der Sonne geweckt, ein sinnlicher Weckruf, der sie ans Fenster lockte und vor ihr die Majestät des Hafens ausbreitete. Es war atemberaubend. Ein Dutzend Kreuzfahrtschiffe verschiedener Größe lag unbewegt auf dem schimmernden Wasser und erstreckte sich in einer zufälligen Formation fast bis zum Horizont. Im Vordergrund, nahe der Mole, war der Hafen mit zahllosen Segelbooten übersät, die die massigen Touristenschiffe in Schach zu halten schienen. Das Wasser unter den Segelbooten war klar, blassblau und glatt wie Glas. Es wogte sanft um Hassel Island und wurde dunkler, bis es indigofarben war und dann violett, wo es den Horizont berührte. Eine makellose Reihe von Kumuluswolken markierte die Linie, an der Wasser und Himmel zusammentrafen.

Ihre Uhr steckte in einem Koffer, und sie gedachte, sie mindestens die nächsten sechs Monate nicht zu tragen. Trotzdem warf sie einen Blick auf ihr Handgelenk. Das Fenster ließ sich mit einiger Mühe öffnen, und die Geräusche des Einkaufsviertels hallten durch die Straßen. Die Wärme drang herein wie in einer Sauna.

An diesem ersten Morgen auf der Insel stand sie eine Stunde lang an dem kleinen Fenster und sah zu, wie der Hafen zum Leben erwachte. Niemand hatte es eilig. Er erwachte gemächlich; die großen Schiffe schoben sich langsam übers Wasser, und von den Decks der Segelboote kamen leise Stimmen.

Daran konnte sie sich gewöhnen. Ihr Zimmer war klein, aber sauber. Es hatte keine Klimaanlage, aber der Ventilator funktionierte gut. Das Wasser lief fast immer. Sie beschloss, ein paar Tage, vielleicht eine Woche, hierzubleiben. Das Gebäude war eines von Dutzenden, die dicht aneinandergedrängt an zum Hafen hinabführenden Straßen standen. Im Augenblick gefiel ihr die Sicherheit, die Menschenmengen und Straßen ihr boten. Sie konnte herumwandern und sich besorgen, was immer sie brauchte. St. Thomas war berühmt für seine Geschäfte, und die Idee, Kleider kaufen zu können, die sie behalten konnte, stimmte sie froh.

Es gab elegantere Zimmer, aber dieses würde es fürs erste tun. Als sie San Juan verließ, hatte sie sich geschworen, nie wieder ängstlich nach hinten über die Schulter zu sehen. Sie hatte in Miami eine Zeitung gelesen und an einem Fernseher am Flughafen den ganzen Wirbel mitbekommen, und sie wusste, dass Mattiece verschwunden war. Wenn sie ihr jetzt noch folgten, dann war es pure Rache. Und wenn sie sie trotz des Zickzackkurses, auf dem sie geflogen war, hier fanden, dann waren sie Übermenschen, und sie würde sie nie loswerden.

Sie waren nicht da draußen, davon war sie überzeugt. Zwei Tage lang blieb sie immer in der Nähe des kleinen Zimmers und

wagte sich nicht weit von ihm fort. Das Einkaufsviertel lag dicht vor ihrer Haustür. Nur vier Blocks lang und zwei Blocks tief, war es ein Labyrinth von Hunderten kleiner Geschäfte, in denen alles Erdenkliche verkauft wurde. Auf den Gehsteigen und in den engen Gassen wimmelte es von Amerikanern von den großen Schiffen. Sie war nur eine weitere Touristin mit einem breitkrempigen Strohhut und farbenfrohen Shorts.

Sie kaufte ihren ersten Roman seit anderthalb Jahren und las ihn innerhalb von zwei Tagen, unter dem leisen Schwirren des Ventilators auf dem schmalen Bett liegend. Sie schwor sich, nichts Juristisches mehr zu lesen, bevor sie fünfzig war. Jede Stunde trat sie mindestens einmal ans Fenster und schaute auf den Hafen hinaus. Einmal zählte sie zwanzig Kreuzfahrtschiffe, die darauf warteten, anlegen zu können.

Das Zimmer erfüllte seinen Zweck. Sie verbrachte einige Zeit mit Thomas und weinte und war entschlossen, dass es das letzte Mal sein sollte. Sie wollte das Schuldgefühl und den Kummer in dieser winzigen Ecke von Charlotte Amalie zurücklassen und mit schönen Erinnerungen und einem guten Gewissen fortgehen. Es war nicht so schwierig, wie sie es zu machen versuchte, und am dritten Tag kamen keine Tränen mehr. Sie hatte das Taschenbuch nur einmal an die Wand geworfen.

Am vierten Morgen packte sie ihre neuen Koffer und bestieg eine Fähre nach Cruz Bay, zwanzig Minuten entfernt auf der Insel St. John. Von einem Taxi ließ sie sich zur North Shore Road fahren. Die Fenster waren offen, und der Wind wehte über die Hintersitze. Die Musik war eine rhythmische Mischung aus Blues und Reggae. Der Taxifahrer trommelte aufs Lenkrad und sang mit. Sie trommelte mit dem Fuß und schloss die Augen vor der Brise. Es war berauschend.

Das Taxi verließ die Straße bei Maho Bay und fuhr langsam aufs Wasser zu. Sie hatte sich unter Hunderten von Inseln für diesen Ort entschieden, weil er noch so unentwickelt war. An dieser Bucht waren nur eine Handvoll Strandhäuser und

Cottages zugelassen. Der Fahrer hielt auf einer schmalen, von Bäumen gesäumten Straße, und sie bezahlte ihn.

Das Haus lag fast an der Stelle, an der der Berg mit dem Meer zusammentraf. Die Architektur war rein karibisch - weißes Fachwerk unter einem roten Ziegeldach -, und es war der Aussicht wegen ein Stückchen den Hang hinauf gebaut worden. Sie bog von der Straße auf einen kurzen Pfad ein und stieg die Stufen zum Haus hinauf. Es war eingeschossig mit zwei Schlafzimmern und einer Terrasse zum Wasser hin. Es kostete zweitausend pro Woche, und sie hatte es für einen Monat gemietet.

Sie stellte ihr Gepäck im Wohnzimmer ab und trat auf die Terrasse. Zehn Meter unterhalb davon begann der Strand. Die Wellen rollten fast lautlos ans Ufer. Zwei Segelboote lagen unbewegt in der Bucht, die an drei Seiten von Bergen umschlossen war. Zwischen den Booten bewegte sich ziellos ein Schlauchboot voll planschender Kinder.

Das nächste Wohnhaus war so weit entfernt, dass sie gerade noch sein Dach über den Baumkronen sehen konnte. Sie zog schnell einen winzigen Bikini an und ging hinunter ans Wasser.

Es war schon fast dunkel, als das Taxi endlich an dem Pfad hielt. Er stieg aus, bezahlte den Fahrer und sah den Rücklichtern nach, als das Taxi an ihm vorbeifuhr und dann verschwand. Er hatte einen Koffer bei sich, und er ging den Pfad zum Haus hinauf. Die Lichter brannten. Er fand sie auf der Terrasse mit einem eisgekühlten Getränk in der Hand. Sie war braungebrannt und sah aus wie eine Einheimische.

Sie wartete auf ihn, und das war ungeheuer wichtig. Er wollte nicht behandelt werden wie ein Hausgast. Ihr Gesicht blühte auf, sobald sie seiner ansichtig wurde, und sie stellte ihren Drink auf den Tisch.

Sie küssten sich eine lange Minute auf der Terrasse.

»Du bist spät dran«, sagte sie, während sie sich in den Armen lagen.

»Es war nicht ganz einfach, diesen Ort zu finden«, sagte Gray. Er streichelte ihren Rücken, der nackt war bis zur Taille, wo ein langer Rock begann und den größten Teil der Beine verdeckte. Er würde sie später sehen.

»Ist das nicht schön?« sagte sie und schaute auf die Bucht hinaus.

»Es ist großartig«, sagte er. Er stand hinter ihr, und sie beobachteten, wie ein Segelboot aufs Meer hinausglitt. Er hielt ihre Schultern. »Du bist phantastisch.«

»Lass uns einen Spaziergang machen.«

Er wechselte seinen Anzug schnell gegen Shorts aus und fand sie am Wasser wartend. Sie hielten sich bei den Händen und gingen langsam.

»Deine Beine brauchen Sonne«, sagte sie.

»Ziemlich bleich, nicht wahr?« sagte er. Ja, dachte sie, sie waren bleich, aber sie waren nicht schlecht. Ganz und gar nicht schlecht. Der Bauch war flach. Eine Woche mit ihr am Strand, und er würde aussehen wie ein Rettungsschwimmer. Sie spritzten mit den Füßen Wasser auf.

»Du bist früh abgereist«, sagte sie.

»Ich hatte es satt. Seit der großen habe ich jeden Tag eine Story geschrieben, und trotzdem wollten sie noch mehr. Keen wollte dies und Feldman wollte jenes, und ich habe täglich achtzehn Stunden gearbeitet. Gestern habe ich Adieu gesagt.«

»Ich habe seit einer Woche keine Zeitung mehr gesehen«, sagte sie.

»Coal ist draußen. Sie haben ihm die ganze Schuld zugeschoben, aber eine Anklage ist fraglich. Ich glaube nicht, dass der Präsident viel damit zu tun hatte. Er ist einfach dämlich, und dafür kann er nichts. Du hast von Wakefield gehört?«

»Ja.«

»Velmano, Schwabe und Einstein wurden angeklagt, aber Velmano ist unauffindbar. Natürlich wurde auch Mattiece angeklagt, zusammen mit vier seiner Leute. Später werden noch mehr Anklagen erhoben werden. Vor ein paar Tagen ist mir klar geworden, dass es im Weißen Haus keinen großen Vertuschungsversuch gegeben hat, und danach war die Luft raus. Ich glaube, es wird ihn die Wiederwahl kosten, aber er ist kein Verbrecher. Washington ist ein Zirkus.«

Es wurde dunkler, und sie gingen schweigend weiter. Sie hatte genug von alledem gehört, und er hatte es gleichfalls satt. Am Himmel stand ein Halbmond, der sich in dem stillen Wasser spiegelte. Sie legte ihm den Arm um die Taille, und er zog sie näher an sich heran. Sie waren im Sand, ein Stück vom Wasser entfernt. Das Haus lag ein paar hundert Meter hinter ihnen.

»Du hast mir gefehlt«, sagte sie leise.

Er holte tief Luft, sagte aber nichts.

»Wie lange wirst du bleiben?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht. Ein paar Wochen. Vielleicht ein Jahr. Das liegt bei dir.«

»Wie wäre es mit einem Monat?«

»Einen Monat kann ich brauchen.«

Sie lächelte ihn an, und seine Knie wurden weich. Sie schaute hinaus auf die Bucht, auf das Spiegelbild des Mondes, an dem das Segelboot vorbeiglitt. »Nehmen wir uns jeweils einen Monat, einverstanden, Gray?«

»Einverstanden.«

Danksagungen

Dank schulde ich meinem literarischen Agenten Jay Garon, der vor fünf Jahren meinen ersten Roman entdeckte und damit in New York hausieren ging, bis jemand ja dazu sagte.

Dank auch meinem Lektor David Gernert, Freund und Baseballexperte; Steve Rubin und Ellen Archer und dem Rest der Familie bei Doubleday; und Jackie Cantor, meiner Lektorin bei Dell.

Herzlichen Dank allen, die mir geschrieben haben. Ich habe versucht, allen zu antworten; diejenigen, bei denen mir das nicht gelang, mögen mir verzeihen.

Besonderen Dank schulde ich Raymond Brown, dem noblen, rechtskundigen Anwalt in Pascagoula, Mississippi, für den keine Schwierigkeit zu schwierig war; Chris Charlton, meinem Studienkollegen, der die Straßen von New Orleans kennt wie seine Westentasche; Murray Avent, einem Freund aus den Tagen von Oxford und Ole Miss, der jetzt in D. C. lebt; Greg Block von der *Washington Post* und natürlich Richard und der Mannschaft von Square Books.